

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 10. 1961

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

1961



Heimatkalender

für das

Oldenburger Münsterland

ZS
782



25	782
LANDESBIBL. OLDENBURG	
Abt.	
Nr. 34115	

2. Ex.

LB Oldenburg
105 251 75

<45>



Das Blatt mit den Seiten 135/136 wurde auf Grund eines Vergleiches zur Vermeidung gerichtlicher Auseinandersetzungen aus der Ausgabe des Heimatkalenders 1961 entfernt.

VECHTAER DRUCKEREI UND VERLAG





Landesbibliothek Oldenburg

Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1961

Bearbeitet

im Auftrage des Heimatbundes
für das Oldenburger Münsterland

von

Alwin Schomaker-Langenteilen

Druck und Verlag:

Vechtaer Druckerei und Verlag G. m. b. H., Vechta (Oldb)



Die Umschlagszeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters, Cloppenburg. Die Fotos für die diesjährigen Monatsbilder sind der eigenen Sammlung des Bearbeiters entnommen. Die Urheber der dem Kalender eingefügten sonstigen Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Der heimatliche Teil des Kalendariums entspricht, von wenigen Ergänzungen abgesehen, dem des Vorjahres. Nachdruck irgendwelcher Kalender-Aufsätze und -Beiträge nur mit Quellenangabe gestattet.

Zum Geleit

Alle Welt mag schön sein — der Teil der Welt, der Heimat ist, erscheint am schönsten. Das Wort Heimat löst in jedem Menschen beglückende Gefühle aus, und ich meine, im letzten sei sogar das Heimweh beglückend. Das muß wohl daran liegen, daß wir Menschen meistens in die Heimat hineingeboren werden, sie uns also selbst kaum aussuchen können . . .

Wer nun etwas über die Heimat sagen soll, möchte zunächst vielleicht ein Volkslied als Leitmotiv nehmen, eine romantische Geschichte zitieren oder ein schönes Gemälde zeigen. Aber sehr bald wird er spüren, daß damit, gerade in heutiger Zeit, längst nicht alles gesagt werden kann!

Von der eigenen Heimat will man mehr wissen. Wir interessieren uns sogar für Dinge, die unsere Teilnahme wohl nicht fänden, wenn wir sie in gleicher Weise von anderen Gegenden hören würden. Darum ist es immer nützlich, wenn die Publikationsmittel der modernen Technik — Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Filme, Rundfunk und Fernsehsendungen — auch für die Heimat eingesetzt werden. Im Oldenburger Münsterlande erfüllt der Heimatkalender hier seit Jahren eine Aufgabe von ganz besonderer Art.

Wer heute meinen wollte, Heimatverbundenheit müßte rückschrittlich sein, der irrt. Der fröhliche Wandersmann, ob er zu Fuß oder in Gedanken wandert, ist immer ein fortschrittlicher Mensch. So verschafft uns der Heimatkalender vielfältige Anregungen für das Wandern über die Straßen und Wege, aber auch durch die Zeiten der Heimat.

Dank den Frauen und Männern, die diesen verdienstvollen Kalender stets von neuem durch rege Mitarbeit gehaltvoll ausgestalten helfen! Sie bereiten viel Freude und tun darum ein gutes Werk.

Kurt Schmücker MdB

Das „Oldenburger Münsterland“ ist uns ein Begriff, der auf eine doppelte geschichtliche Prägung jener Landschaft hinweist, die wir Heimat nennen:

Politisch sind wir dem früheren selbständigen Staat Oldenburg zugehörig, historisch-kulturell gehören wir zum alten westfälischen Münsterland. „Münsterland“ ist der Inbegriff des Bereiches, den die Bischöfe von Münster prägten. Das gilt für die kulturelle und weltanschauliche Ausrichtung in ganz besonderem Maße. Es läßt sich aber auch nicht verkennen, daß die wirtschaftlichen Beziehungen sehr stark Nord-Süd ausgerichtet sind, obwohl unsere Heimat neuerdings zum niedersächsischen Raum gehört. Unsere Heimat hat historisch eine gemeinsame Grundhaltung bekommen. Wir sollten uns dieser Gemeinsamkeit über alle Tagesinteressen und über alle flüchtigen lokalen Eigensüchteleien hinweg immer bewußt sein.

Das Süddoldenburger Münsterland hat eine lebendige Tradition. Trotz Krieg und Nachkriegszeit, trotz des Hineinströmens vieler Tausender Heimatentwurzelter blieb die schöpferische Kraft unserer Heimat erhalten. Der Hinzugewanderte fand in dieser uns eigenen Gemeinsamkeit eine neue, seine zweite Heimat.

Unsere Zeit ist schnellebig. Rasch wandelt sie das Gesicht der Landschaft. Durch Technik und Verkehr werden alte vertraute Gewohnheiten und das Geruhsame einer in sich gekehrten Bevölkerung verändert. Nur aus der kraftvollen Eigenart und der gewachsenen engen Verbundenheit eines überlieferten Volks- und Brauchtums lassen sich die auf uns zukommenden Anforderungen der modernen Zeit gestalten, ohne daß wir in der Vermassung untergehen. Selbst in der raschen Veränderung des heutigen Lebensbildes bleibt die Heimat Quell und zugleich ruhender Pol, wenn wir das ererbte Gut unserer Väter recht verwalten und uns selbst treu bleiben. Dies zu erkennen sei mein Wunsch für alle, die sich der Heimat verbunden fühlen.



Damit gebe ich dem „Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland“ mein Geleit. Gerade er hat sich um die Pflege unseres Brauchtums stets bemüht und verdient gemacht. Möge er weiterhin sich so glücklich entfalten. Meine besten Wünsche und Grüße ihm und allen, die ihn schätzen als das, was er sein soll und ist:

Hüter unseres Volkstums, Ausdruck unserer Heimat!

Dr. Hermann Siemer MdB

Unsere Südoldenburger Heimat hat sich in weiten Gauen unseres Vaterlandes während der letzten Jahrzehnte einen anerkannten und guten Ruf erworben. Es gibt vieles, was dem „Oldenburger Münsterland“, wie man unsere Heimat in weiten Räumen Deutschlands immer häufiger bezeichnet, zur Ehre gereicht. Nur wenige Gebiete gibt es, von denen man mit Recht in solch vielfacher Form so positiv spricht wie von unserer Geburtsheimat, in der wir aufwuchsen und die ersten Lebenseinflüsse in uns aufnahmen. Dieses trifft zu — um nur einige Fakten zu nennen — auf politischem und weltanschaulichem Gebiete, insbesondere wegen des Verhaltens gegen den Geist des Nationalsozialismus, wegen der festen kirchlichen Verwurzelung und der oft bewiesenen Opferbereitschaft, sowie auf wirtschaftlichen Gebiete wegen der großen Leistungen unserer heimischen bäuerlichen Betriebe.

All das Gute, das unserer Heimat zu eigen ist, sollten wir sorgfältig pflegen und uns bemühen, schädliche Einflüsse davon fernzuhalten. Hier hat sich in den letzten Jahren manches gewandelt. Unsere Heimat ist der Einwirkung der neueren Zeit in immer vielfältigerer Form ausgesetzt. Südoldenburg steht nicht mehr unter einer Glasglocke.

Bundeskanzler Dr. Adenauer gebrauchte in der Regierungserklärung 1957 den Ausdruck: „Eine besondere Aufgabe sieht die Bundesregierung darin, dafür zu sorgen, daß die Menschen dort, wo sie geboren werden und aufwachsen, auch später eine ausreichende Lebensbasis finden“. In diesem Sinne sollten die verantwortlichen Männer und Frauen jeweils auf dem Platz, wo ihr Wirken liegt, auch in unserer Heimat ihre Kraft einsetzen. Sie erfüllen damit eine Verpflichtung gegenüber ihrer Heimat und den Menschen, deren Betreuung ihre Aufgabe ist.

Die moderne Wirtschaft der Gegenwart wird aber eine gewisse Wanderung zwischen Stadt und Land nicht ausschließen. Im letzten Jahrzehnt haben mehr als 5000 junge Menschen unsere Südoldenburger Heimat verlassen. Großindustriegebiete nahmen sie auf. Auch zukünftig wird diese Wanderung in gewissem Umfang zu verzeichnen sein. Unser besonderes Wirken sollte darauf gerichtet sein, ihnen Führungsqualitäten mitzugeben. Sie dürfen nicht in der Masse untergehen, sollten vielmehr aus ihr hervorragen und andere beeinflussen, die mit ihnen im Betrieb oder am gleichen Orte zusammenleben. Um dieses zu erreichen, hat mehr als bisher zu geschehen, die bewährten Formkräfte der Stammheimat zu aktivieren.

Die Zahl der in abhängiger Stellung lebenden Berufstätigen ist in unserer Heimat erheblich gewachsen. Werden diese zukünftig im Oldenburger Münsterlande sogar vorherrschen? Wer hätte noch vor wenigen Jahren daran gedacht, daß ganze Ortsteile von Bergarbeiterfamilien bevölkert werden würden? Aus der rechten Schau haben wir die neuen Gegebenheiten zu sehen und die Tätigkeit unserer Heimatbewegung hierauf abzustimmen. Sinn und Pflege des Heimatgedankens gewinnen dadurch neue Bedeutung und erfordern entsprechende Eigenart.

Franz Varelman MdB



Vorwort

Wir haben im Oldenburger Münsterlande ein wertvolles Erbe zu verwalten. Dieses Erbe ist eher geistig als materiell weiterzugeben. Daher müssen wir auf der ganzen Linie wachsam sein. Unser Heimatkalender dient neben anderen Zielen solchem Auftrag. Das lieh ihm von Anfang an die besondere Färbung. Er lobt und fördert, wo es nützlich erscheint. Er tadelt aber alles, was als schädlich und zersetzend sich zeigt. Am ausgiebigsten bringt er naturgemäß besinnliche Unterhaltung und anregende Belehrung. So gewann er weit und breit viele Freunde. Wer mit den Traditionen des Münsterlandes weniger verwachsen ist, mag allerdings schwierigeren Zugang zum eigentümlichen Wesen des Kalenders finden. Dennoch haben, auch jenseits der Grenzen unserer Heimat, Leute mit sachverständigem Urteil seine charakteristischen Qualitäten entschieden anerkannt.

Dabei gibt es in Deutschland Hunderte von Kalendern mancherlei Art. Wer mit jedem Tage des Jahres einen anderen in die Hand nähme, würde kaum alle erfassen. Nun wollte und will unser Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland aber niemals jenen vielen Erzeugnissen gleichen, die man oberflächlich durchblättert und dann rasch wieder beiseitelegt. Er möchte als solcher bedeutungsvoller sein und seine Freunde durch das ganze Jahr hin begleiten. Er, der jetzt zum zehnten Male herauskommt, wurde deswegen wiederum so anziehend wie immer gestaltet.

Die Leser wissen längst: Wer den Heimatkalender erwirbt, geht kein Risiko ein! In den Kreis-, Stadt- und Gemeindeverwaltungen des Münsterlandes bildete sich die schöne Gepflogenheit, den Kalender jeweils zur Jahreswende allen Kreisvertretern, sowie allen Stadt- und Gemeindevätern als offizielles Angebinde zu überreichen. Auch sonstige Körperschaften nahmen diesen wohlloblichen Brauch in Übung. Außerdem wandert mancher Heimatkalender als willkommenes Geschenk zu Angehörigen und Freunden in aller Welt. Ehe jedoch eine solche Publikation ernstgenommen wird, muß zweifelsohne eine gewisse „Notorietät“ erreicht sein. Museumsdirektor Dr. Ottenjann-Cloppenburg hat auch hier das unbestrittene Verdienst, dem Kalender zu dieser unerläßlichen Bekanntheit verholfen zu haben . . .

Der Heimatkalender 1961, der hiermit vorgelegt wird, mag wiederum zu den alten Freunden weitere neue gewinnen. So glaube ich wenigstens hoffen zu dürfen. In gewohnter Weise gab der Verlag sich dankenswerte Mühe, den Kalender mit einer würdigen Ausstattung zu versehen. Wie stets war er auch bestrebt, eine großzügige Illustrierung aus Fotos und Zeichnungen mitzugeben. Besonders dankbar ist zu begrüßen, daß der traditionelle Termin des Erscheinens trotz allem eingehalten werden konnte

Auch allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gebührt herzlichster Dank. Sie sorgten abermals für eine bunte Fülle an Kalenderstoff. Ich bin sicher, einen guten Querschnitt getroffen zu haben, obwohl die Auswahl gelegentlich recht schwer war. So bietet der Kalender aus dem reichen Vorrat, den die Heimat ringsum zur Verfügung stellte, zunächst das Wichtigste und Schönste. Eine Reihe prächtiger Arbeiten, die vorerst keinen Platz finden konnten, sind für den nächsten Kalender vorgesehen. Neben den bewährten und schon bekannten Autoren treten verschiedene neue auf. Solch glückliche Erweiterung des Mitarbeiterkreises wird dem Werk nur nützen. Zum Schluß bleibt mir noch die angenehme Pflicht, unseren Vertretern im Bundestag ebenfalls herzlichst zu danken, weil sie der Einladung freundlich Folge leisteten und die Feder zu einem Geleit ergriffen, das die Bedeutung der Heimat im allgemeinen und die des Heimatbundes bzw. des Heimatkalenders im besonderen unterstreicht. Eine solche Würdigung, gerade von dieser Seite, muß in heutiger Zeit mehr als notwendig erscheinen.

Alwin Schomaker-Langenteilen



1. Woche Ev.: Namen Jesu
Luk. 2, 21

- | | | | |
|----|-----|---|---|
| 1. | So. | Neujahr
Beschneidung des Herrn | |
| 2. | Mo. | Stephanie, Adelhard | ☉ |
| 3. | Di. | Genovefa | |
| 4. | Mi. | Titus, Angela v. Fol. | |
| 5. | Do. | Eduard, Telephorus | |
| 6. | Fr. | Fest der Hl. 3 Könige | |
| 7. | Sa. | Reinhold, Widukind | |

2. Woche Ev.: Der zwölfjährige Jesus
im Tempel, Luk. 2, 42—52

- | | | | |
|-----|-----|---|---|
| 8. | So. | 1. So. nach Erscheinung
Fest der hl. Familie
Severin, Erhard | |
| 9. | Mo. | Julian, Sigbert | |
| 10. | Di. | Wilhelm | ☾ |
| 11. | Mi. | Theodosius, Werner | |
| 12. | Do. | Ernst, Erna | |
| 13. | Fr. | Jutta, Veronika, Gottfried | |
| 14. | Sa. | Hilarius, Felix | |

3. Woche Ev.: Hochzeit zu Kana
Joh. 2, 1—11

- | | | | |
|-----|-----|---|---|
| 15. | So. | 2. So. nach Erscheinung
Paulus der Einsiedler
Maurus | |
| 16. | Mo. | Marcellus, Otto | ☉ |
| 17. | Di. | Antonius, Abt | |
| 18. | Mi. | Petri Stuhlfeier in Rom | |
| 19. | Do. | Kanut, Ida | |
| 20. | Fr. | Fabian und Sebastian | |
| 21. | Sa. | Agnes, Meinrad | |

4. Woche Ev.: Der Hauptmann von Ka-
pharnaum, Matth. 8, 1—13

- | | | | |
|-----|-----|--|---|
| 22. | So. | 3. So. nach Erscheinung
Vinzenz und Anastasius | |
| 23. | Mo. | Raymund, Emerentia | ☾ |
| 24. | Di. | Timotheus, Bertram | |
| 25. | Mi. | Pauli Bekehrung | |
| 26. | Do. | Polykarp | |
| 27. | Fr. | Johannes Chrysostomus | |
| 28. | Sa. | Petrus Nolascus | |

5. Woche Ev.: Gleichnis von den Arbeitern
im Weinberg, Matth. 20, 1—16

- | | | | |
|-----|-----|--|---|
| 29. | So. | Septuagesima
Franz von Sales | |
| 30. | Mo. | Martina, Adelgunde | |
| 31. | Di. | Johannes Bosco | ☉ |

1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig
zu bestehen auf.

1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl.
Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis
Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie
wieder abgebaut.

4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der
christlich - soziale Vorkämpfer des Olden-
burger Landes.

5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.

5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum,
Vechta.

5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichs-
tagsabgeordneter.

7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die
Cloppenburg und übereignete dem Alex-
anderkapitel in Wildeshausen für die ihm
von diesem überlassene Mühle und Liegen-
schaften des Erbes Hemmelsbühen zwei
Höfe in Essen.

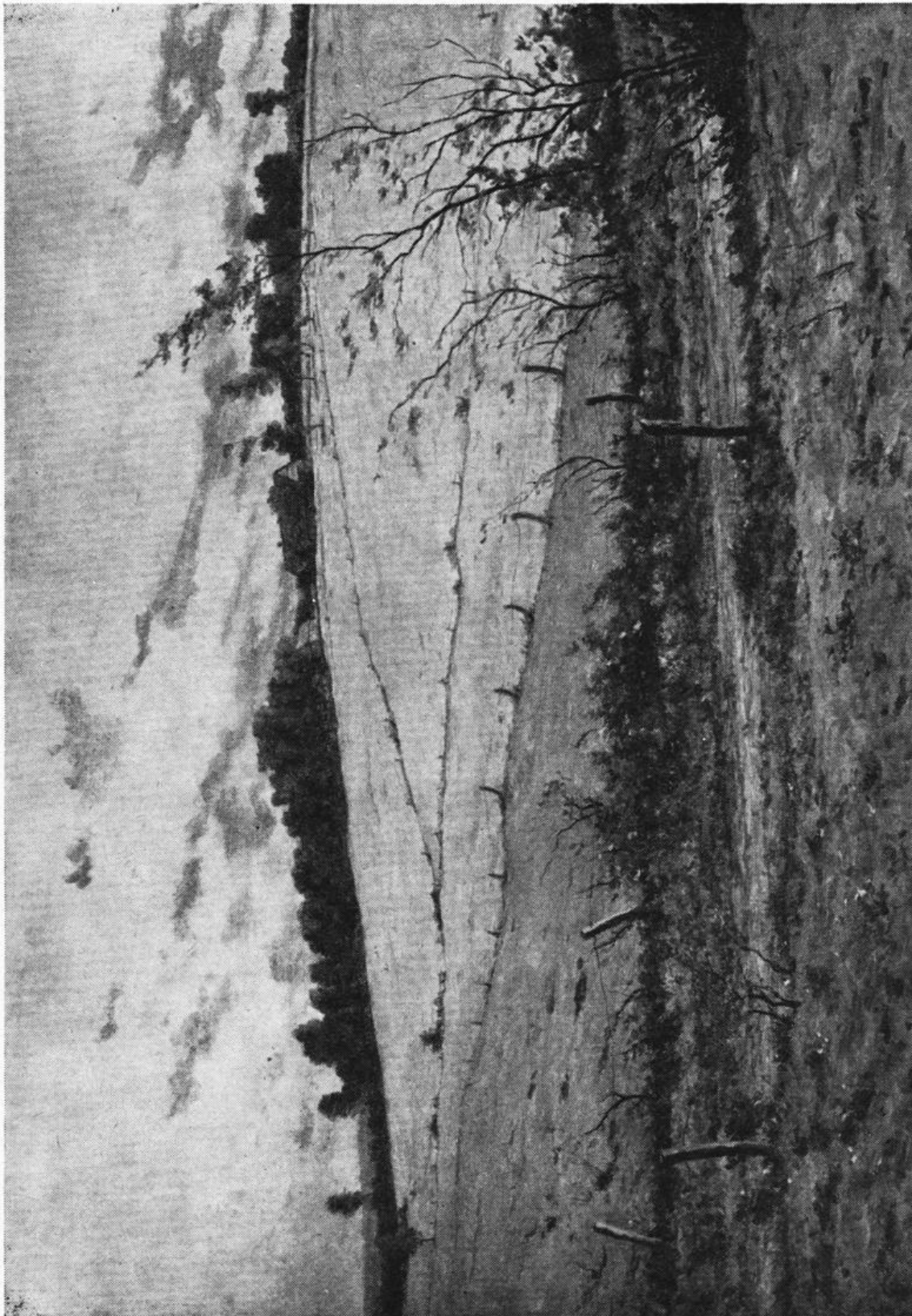
13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.

19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehren-
domherr.

19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.

21. 1845 † Maria Johanna von Aachen geb. von Am-
boten-Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.

22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.



Landschaft mit Bauernhof bei Neuenkirchen (Oldb)

1. Mi. Ignatius v. A.
Brigitta, Siegbert
2. Do. Mariä Lichtmeß
3. Fr. Blasius, Ansgar
4. Sa. Andreas Corsini, Gilbert

6. Woche Ev.: Gleichnis vom Sämann
Luk. 8, 4—15

5. So. **Sexagesima**
Agatha, Adelheid
6. Mo. Titus, Dorothea, Otilde
7. Di. Rich., Romuald, Theodor
8. Mi. Johannes von Matha (C)
9. Do. Cyrillus, Apollonia
10. Fr. Scholastika, Wilhelm
11. Sa. Severin, Adolf

7. Woche Ev.: Geheimnis des Leidens
Luk. 18, 31—43

12. So. **Quinquagesima**
7 Stifter d. Servitenordens
13. Mo. 26 Mär. v. Jap., Siegfried
14. Di. Valentin, Bruno
15. Mi. Aschermittwoch (S)
Faustinus und Jovita
Totale Sonnenfinsternis
16. Do. Juliana
17. Fr. Engelbert, Donatus
18. Sa. Simeon, Florian

8. Woche Ev.: Die Versuchung Christi
Matth. 4, 1—11

19. So. **1. Fastensonntag**
Invocabit
Konrad, Susanna
20. Mo. Eleutherius, Eucharis
21. Di. Eleonore, Irene
22. Mi. Petri Stuhlfeier in Ant.
Quatember (M)
23. Do. Robert, Petrus Damianus
24. Fr. Matthias, Quatember
25. Sa. Walburga, Quatember

9. Woche Ev.: Verklärung Christi
Matth. 17, 1—9

26. So. **2. Fastensonntag**
Reminiscere, Mechtild
27. Mo. Leander, Veronika
28. Di. Oswald, Romanus

1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.

2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.

3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).

3. 1926 † Eduard Brust-Cloppenburg, Prälat,
Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger
der Stadt.

5. 1937 † Heinrich Averdarm-Stukenborg, Ok.-Rat,
1. Vorsitzender des Heimatbundes für das
Oldenburger Münsterland.

5. 1957 † Dr. H. Lübbers, Med.-Rat, Lönigen.

8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl.
Studienrat, Heimatschriftsteller.

9. 1870 Großer Brand in Lönigen.

10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die
Schweden.

10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters
Vechta.

11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtissin.

15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf-Langförden,
verdienter Heimatforscher und -schrift-
steller.

20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine,
Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).

23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burg-
vikar in Dinklage, theologischer Schrift-
steller.

24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg,
Kaplan.

25. 1946 † Dr. L. Averdarm - Oythe, Dechant, Ehren-
domherr, Heimatschriftsteller.

27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der
Pferdezucht.



Landschaft mit Doppelheuerhaus bei Neuenkirchen (Oldb) in Abenddämmerung

1. Mi. Albinus, Suitbert
2. Do. Luise
3. Fr. Kunigunde
4. Sa. Kasimir

10. Woche Ev.: Jesus treibt den Teufel aus Luk. 11, 14—28

5. So. **3. Fastensonntag, Oculi**
Friedrich, Theophil
6. Mo. Perpetua, Felicitas
7. Di. Thomas von Aquin
8. Mi. Johannes von Gott, Beate
9. Do. Franziska von Rom
10. Fr. 40 Märt., Gustav, Emil
11. Sa. Rosemarie, Wolfram

11. Woche Ev.: Wunderbare Brotvermehrung, Joh. 6, 1—15

12. So. **4. Fastensonntag, Laetare**
Gregor der Große
13. Mo. Erich, Euphrosina
14. Di. Mathilde, Alfred, Meta
15. Mi. Klemens M. Hofbauer
16. Do. Heribert, Rüdiger
17. Fr. Gertrud, Patricius
18. Sa. Cyrill v. Jerusalem, Eduard

12. Woche Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde, Joh. 8, 46—49

19. So. **Passionssonntag, Judica**
Joseph
20. Mo. Irmgard, Wolfram
Frühlingsanfang
21. Di. Benedikt, Emilie
22. Mi. Nikolaus v. Flüe, Konrad
23. Do. Otto, Eberhard
24. Fr. Gabriel, Erzengel
25. Sa. Mariä Verkündigung

13. Woche Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem Matth. 21, 1—9

26. So. **Palmsonntag, Palmarum**
Ludger, Felix
27. Mo. Joh. v. Damaskus, Rupert
28. Di. Johannes von Kapistran
Sieben Schmerzen Mariä
29. Mi. Ludolf
30. Do. Gründonnerstag,
Roswitha, Quirin
31. Fr. **Karfreitag**
Guido, Cornelia

5. 1922 Gründung des Heimatmuseums f. d. Oldenburger Münsterland in Cloppenburg.

6. 1911 † Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof vorher Gymnasiallehrer in Vechta.

6. 1938 † Dr. theol. et phil. August Bahlmann OFM Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.

7. 1852 † Jos. Heinr. Ant. Beckering - Lastrup, Dechant.

7. 1952 † Josef Krapp - Steinfeld, Päpstl. Hausprälat, Domkapitular, Geistlicher Rat in Münster.

16. 1823 † Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant.

16. 1844 † Hermann Heinrich Fortmann - Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Verfasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts.

17. 1951 † Heinr. Schulte - Friesoythe, Landw. - Rat, Heimatschriftsteller.

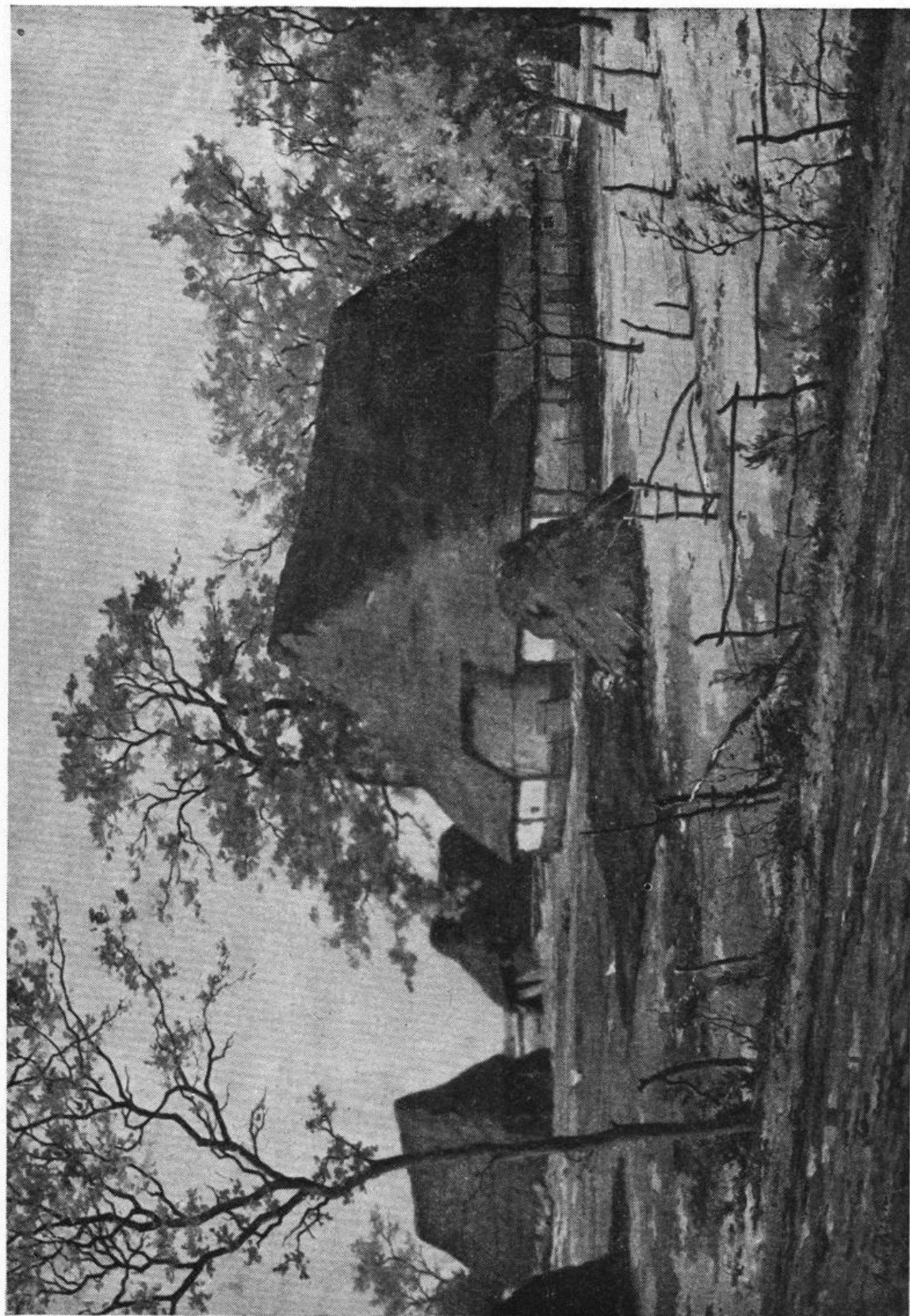
20. 1869 † Franz van der Wal-Dinklage, Gründer der mechanischen Weberei.

22. 1625 † Otto von Dorgelo-Lohne, Dompropst in Münster.

22. 1946 † Clemens August Graf v. Galen-Dinklage, Bischof von Münster, Kardinal.

30. 1956 † Bernhard Riesenbeck-Emsdetten, verdienter Heimatforscher.

31. 1812 † J. B. Gerst - Damme, Domprediger und Generalvikariats - Assessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller.

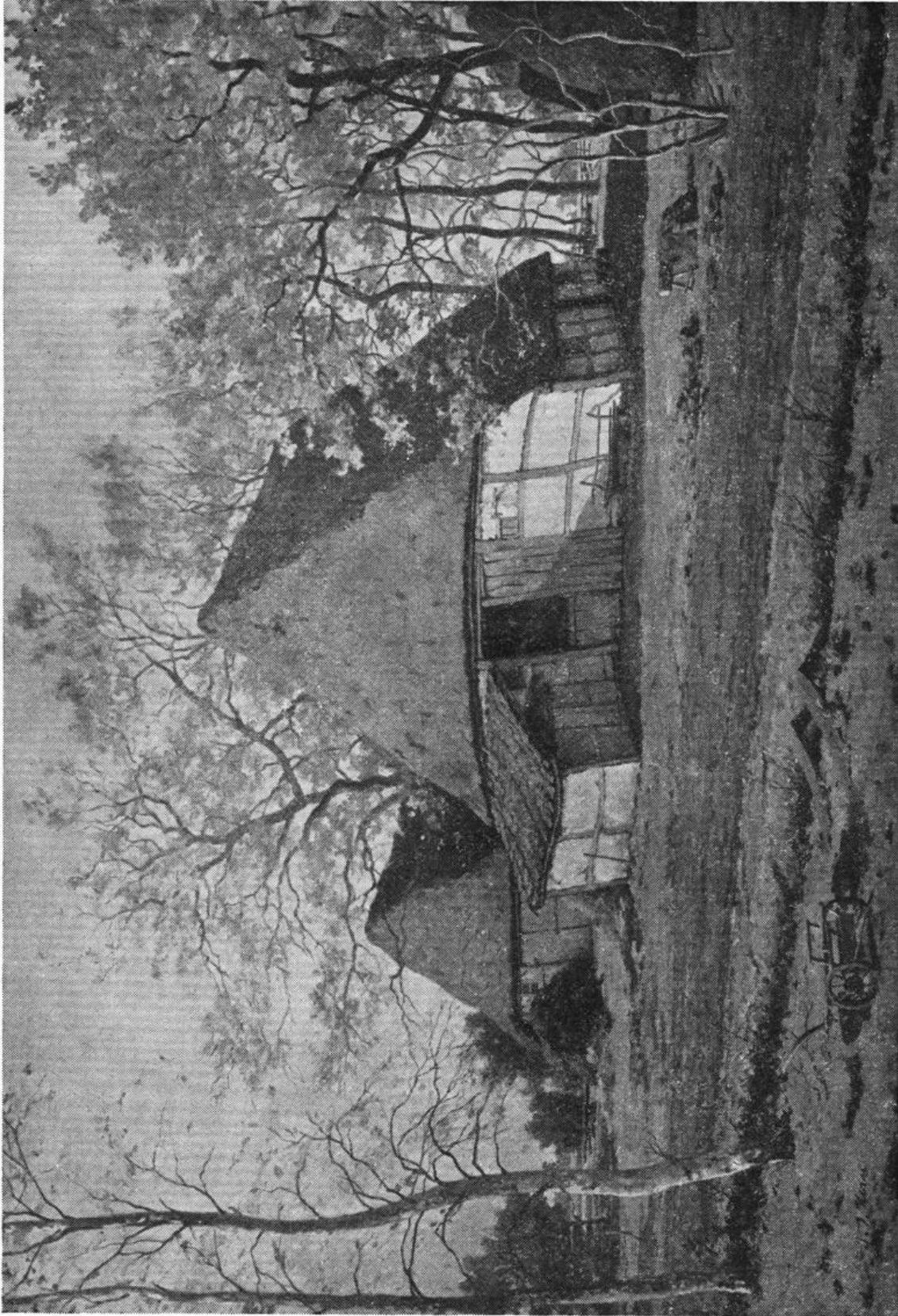


Gehöft aus Ellerbrod bei Friesoythe

1. Sa.	Karsamstag	☹
Hugo, Theodora		
14. Woche	Ev.: Auferstehung Christi Mark. 16, 1—7	
2. So.	Ostersonntag	
	Franz v. Paula	
3. Mo.	Ostermontag	
	Richard, Konrad	
4. Di.	Isidor	
5. Mi.	Vinzenz Ferrerius	
6. Do.	Notker, Isolde	
7. Fr.	Hermann Joseph	
8. Sa.	Walter, Albert	☾
15. Woche	Ev.: Der Osterfrieðe Joh. 20, 19—31	
9. So.	Weißer Sonntag	
	Waltraud, Kleopha	
10. Mo.	Mechthild, Hulda	
11. Di.	Leo der Große	
12. Mi.	Julius, Konstantin	
13. Do.	Hermenegild, Ida	
14. Fr.	Justinus, Lambert	
15. Sa.	Veronika, Anastasia	☹
16. Woche	Ev.: Der gute Hirt Joh. 10, 11—16	
16. So.	2. Sonntag nach Ostern	
	Benedikt, Bernadette	
17. Mo.	Robert, Rudolf	
18. Di.	Apollonius	
19. Mi.	Werner, Emma	
20. Do.	Hildegard, Viktor	
21. Fr.	Konrad v. Parzham	
22. Sa.	Lothar, Soter u. Cajus	)
17. Woche	Ev.: Noch eine kleine Weile Joh. 16, 16—22	
23. So.	3. Sonntag nach Ostern	
	Georg, Adalbert	
24. Mo.	Fidelis v. Sigmaringen	
25. Di.	Markus, Erwin	
26. Mi.	Kletus u. Marzellinus	
27. Do.	Petrus Canisius	
28. Fr.	Paul v. Kreuz, Vitalis	
29. Sa.	Petrus v. Mailand	
18. Woche	Ev.: Die Verheißung des Hl. Geistes, Joh. 16, 5—14	
30. So.	4. Sonntag nach Ostern	
	Katharina v. Siena	☹

1. 1919 † J. Holzenkamp-Lohne, Dechant u. Ehren-
domherr.
1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Hei-
matdichter und Mitbegründer des Heimat-
bundes.
4. 1956 † Ministerialrat Franz Teping-Vechta, ver-
dienter Schulmann und Heimatschriftsteller.
10. 1855 † Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel,
vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.
11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding-Lohne, bedeu-
tender Heimatschriftsteller.
13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in
Münster, bekannter Literaturhistoriker.
13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Mu-
seumsdorf Cloppenburg.
15. 1831 Errichtung des kath. Offizialats in Vechta
und Regelung der kirchlichen Verhältnisse
in Cloppenburg und Vechta.
16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe,
Dechant und Domkapitular.
17. 1947 † Dr. August Crone - Münzebrock, Essen
bedeutender Wirtschaftspolitiker.
23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in
Dinklage, Verfasser einer Geschichte der
Osnabrücker Bischöfe.
23. 1799 Eröffnung der Königs-Apotheke in Clop-
penburg.
24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs-Vechta, Pfarrer in
Löningen, Verfasser von Predigten.
25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta.
28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Clop-
penburg.





Motiv aus Ellerbrock bei Friesoythe

1. Mo. **Maifeier, Tag der Arbeit**
Philippus und Jakobus
2. Di. Luthard, Athanasius
3. Mi. Kreuzauffindg., Alexander
4. Do. Monika, Florian
5. Fr. Pius V.
6. Sa. Joh. v. d. lat. Pforte

19. Woche Ev.: Die Kraft des Gebetes im Namen Jesu, Joh. 16, 23—30

7. So. **5. Sonntag nach Ostern**
Stanislaus, Gisela ☾
8. Mo. Erscheinung des Erzengels Michael, Bittag
9. Di. Gregor von Nazianz, Bittag
10. Mi. Isidor Bauer, Bittag
11. Do. **Christi Himmelfahrt**
Mamertus
12. Fr. Pankratius
13. Sa. Servatius

20. Woche Ev.: Jüngerzeugnis und Jüngerlos, Joh. 15, 26—16, 4

14. So. **6. Sonntag nach Ostern**
Pachomius ☿
15. Mo. Sophie, Johann Baptist
16. Di. Johannes von Nepomuk
17. Mi. Dietmar, Paschalis
18. Do. Erich, Erika
19. Fr. Petrus Cölestinus
20. Sa. Bernadin v. Siena

21. Woche Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn Joh. 14, 23—31

21. So. **Pfingstsonntag**
Felix, Ehrenfried
22. Mo. **Pfingstmontag** ☾
Julia, Renate
23. Di. Desiderius, Gisbert
24. Mi. Johanna, Quatember
25. Do. Gregor VII., Urban I.
26. Fr. Philippus Neri, Quatemb.
27. Sa. Beda, Quatember

22. Woche Ev.: Geheimnis der Hl. Dreifaltigkeit, Matth. 28, 18—20

28. So. **Dreifaltigkeitsfest**
Wilhelm
29. Mo. Maria Magdalena
30. Di. Felix I., Papst, Ferdinand
31. Mi. Angela Merici ☿

1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Delmenhorst.

1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne—Hesepe und Holdorf—Damme.

1. 1907 Lohne wurde Stadt.

2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant.

3. 1901 † Dr. Joseph Wennemer - Vechta, Prälat, Gymn.-Direktor.

6. 1892 † Jos. Schrandt-Löningen, Ehrendomherr.

6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.

8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta—Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta—Cloppenburg).

12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.)

13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche in Vechta.

13. 1926 † Bernard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.

16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königsmark erstürmt.

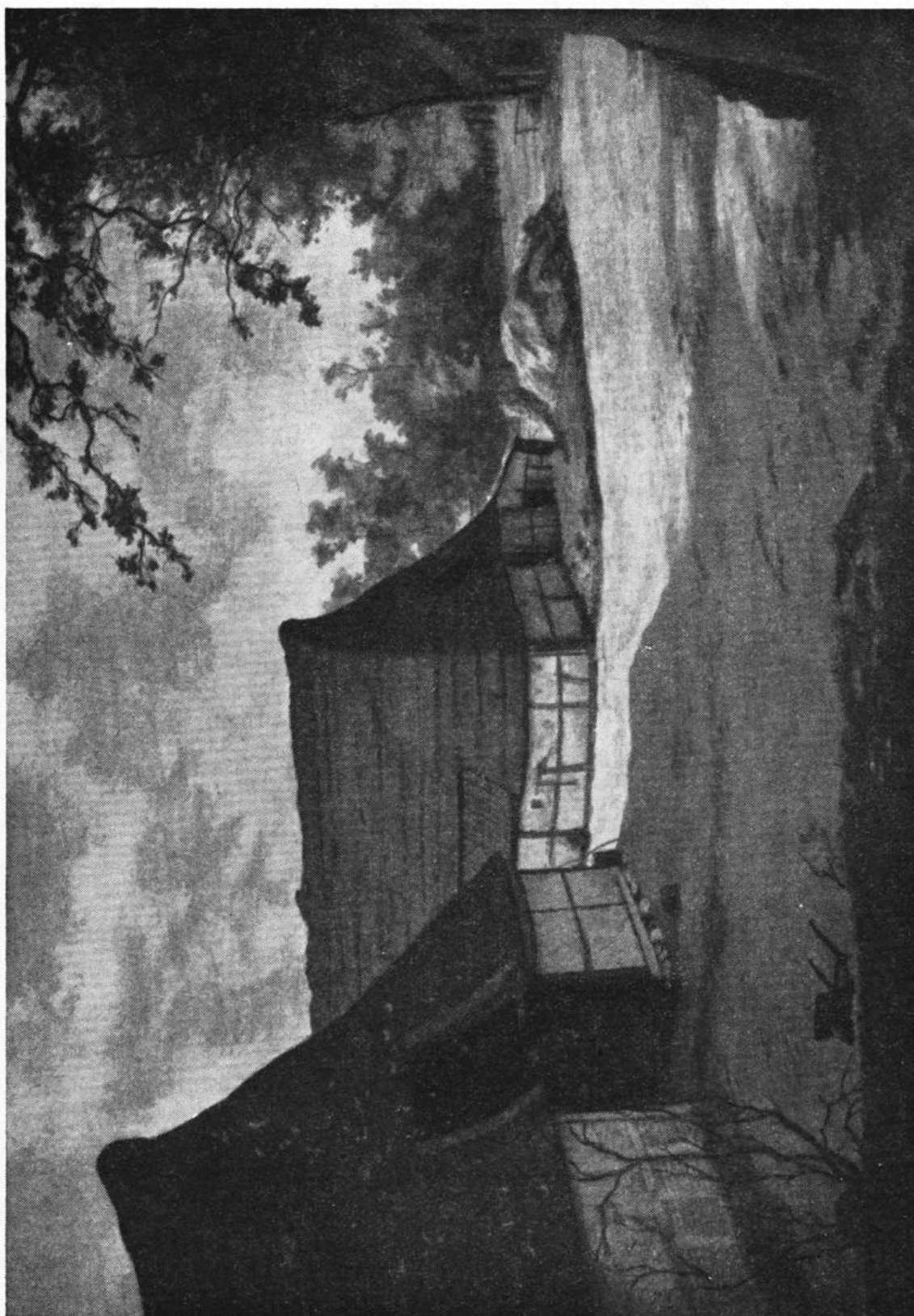
20. 1397 † Heinrich von Oyta (Friesoythe), Gründer der theol. Fakultät Wien.

27. 1891 † Franz Terbeck - Vechta, Seminardirektor, Prälat.

27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.

28. 1811 Großer Brand in Essen (147 Häuser vernichtet).



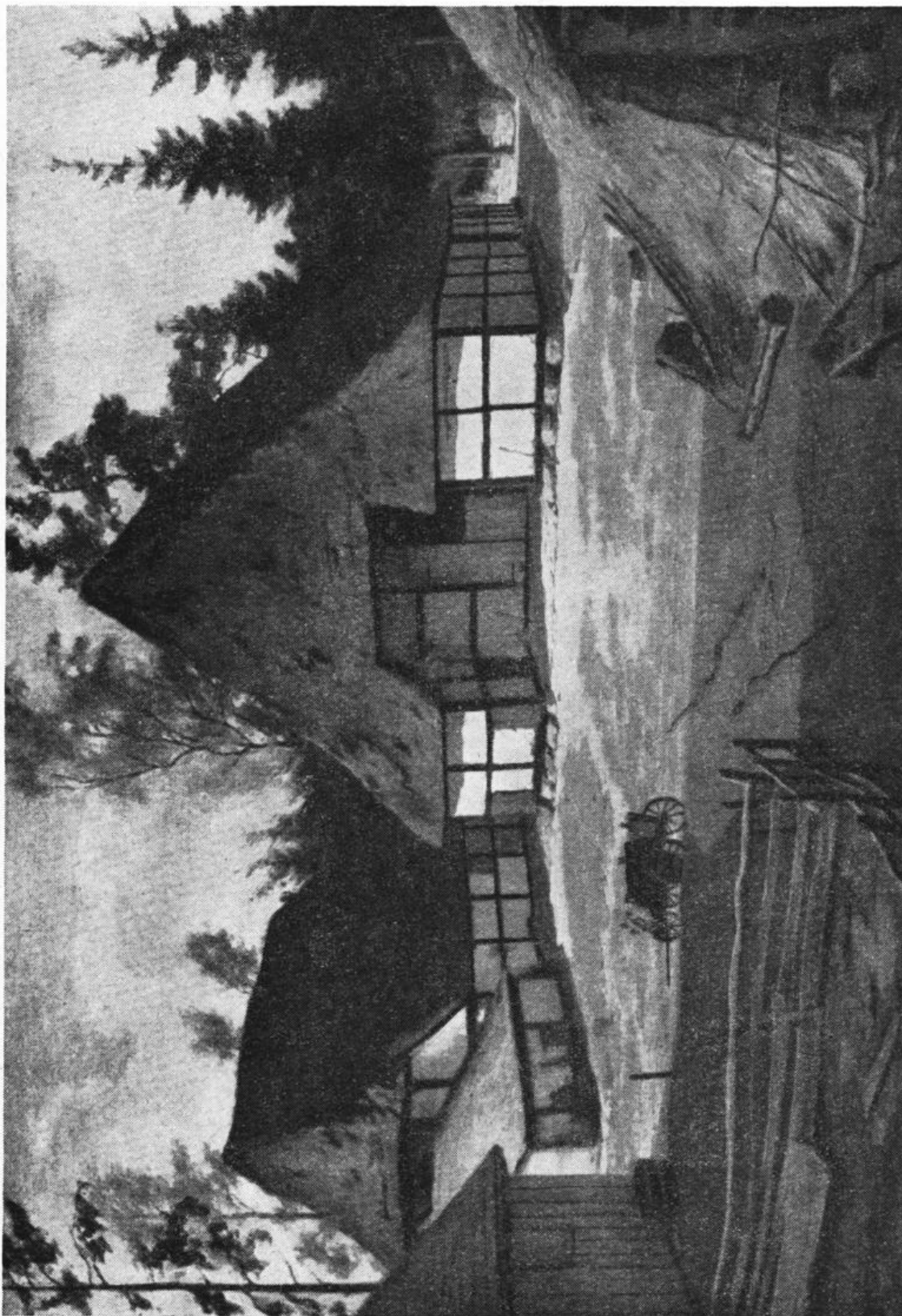


Häusergruppe aus Altenoythe

1.	Do.	Fronleichnam Regina, Theobald
2.	Fr.	Erasmus, Marcellinus
3.	Sa.	Klothilde
23. Woche		Ev.: Vom großen Abendmahl Luk. 14, 16–24
4.	So.	2. Sonntag nach Pfingsten Franz Carraciolo
5.	Mo.	Bonifatius ☾
6.	Di.	Norbert
7.	Mi.	Gisela, Robert
8.	Do.	Medardus
9.	Fr.	Primus und Felician
10.	Sa.	Margarethe
24. Woche		Ev.: Freund der Sünder und Zöllner, Luk. 15, 1–10
11.	So.	3. Sonntag nach Pfingsten Barnabas, Rembert
12.	Mo.	Johannes von Fac.
13.	Di.	Antonius von Padua ☿
14.	Mi.	Basilius der Große
15.	Do.	Vitus, Creszentia
16.	Fr.	Benno, Luitgard
17.	Sa.	Tag der nationalen Arbeit Rainer, Adolf
25. Woche		Ev.: Der reiche Fischfang Luk. 5, 1–11
18.	So.	4. Sonntag nach Pfingsten Markus und Marcellianus
19.	Mo.	Gervasius, Protasius, Juliana
20.	Di.	Adelgund, Silverius
21.	Mi.	Aloysius von Gonzaga, Sommeranfang ☾
22.	Do.	Eberhard, Paulinus
23.	Fr.	Edeltraut
24.	Sa.	Johannes der Täufer
26. Woche		Ev.: Gerechtigkeit des Neuen Bundes, Matth. 5, 20–24
25.	So.	5. Sonntag nach Pfingsten Prosper, Wilhelm, Helmut
26.	Mo.	Johannes u. Paulus
27.	Di.	Ladislaus, Siebenschläfer
28.	Mi.	Leo II., Irenäus ☿
29.	Do.	Peter und Paul
30.	Fr.	Pauli Gedächtnis

1. 1809 † Ferd. Matth. Driver, erster Heimat-
schriftsteller.
1. 1927 Wirbelsturm in Auen und Holthaus.
2. 1927 † Dr. Bernhard Brägelmann, Vechta, Pro-
fessor.
4. 1879 † Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden,
Prof. der Exegese, Münster.
5. 1940 † Wilhelm Schulte - Scharrel, Pfarrer, her-
vorragender Kenner der saterländischen
Mundart.
6. 1865 † Joh. Heinrich Krogmann - Lohne, Be-
gründer der Lohner Pinsel- und Bürsten-
industrie.
6. 1915 † Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimat-
schriftsteller.
7. 1870 † A. H. Wilking-Langförden, Lehrer, Ver-
fasser von Jugendschriften.
9. 1650 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.).
16. 1804 † St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis,
69 Jahre, als letzter Richter in Essen.
18. 1252 Walram von Monschau, seine Frau Jutta
und deren Mutter Sophie traten alle ihre
Rechte in der Grafschaft Vechta an den
Bischof Otto II. von Münster ab.
18. 1877 Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser
vernichtet).
18. 1916 † Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Heimat-
forscher.
23. 1832 † Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer
und Dechant in Badbergen, Verfasser theo-
logischer Schriften.
30. 1803 Übergang der Ämter Vechta und Cloppen-
burg an das Herzogtum Oldenburg.
30. 1848 † Bernhard Mönig-Essen, Pfarrer, Heimat-
schriftsteller.





Häusergruppe aus Hubertusmühlen bei Visbek

1. Sa. Fest des kostbaren Blutes
Theobald, Dieter

27. Woche Ev.: Zweite wunderbare Brotvermehrung, Mark. 8, 1—9

2. So. **6. Sonntag nach Pfingsten**
Mariä Heimsuchung, Otto

3. Mo. Hyazinth, Bertram

4. Di. Berta, Ulrich

5. Mi. Antonius von Zaccaria ☾

6. Do. Thomas More

7. Fr. Willibald, Cyrillus

8. Sa. Kilian, Elis. v. Portugal

28. Woche Ev.: Warnung vor den falschen Propheten, Matth. 7, 15—21

9. So. **7. Sonntag nach Pfingsten**
Dieter, Veronika

10. Mo. Hl. sieben Brüder

11. Di. Pius I., Siegbert

12. Mi. Johannes, Gualbert ☿

13. Do. Margarethe

14. Fr. Bonaventura

15. Sa. Heinrich

29. Woche Ev.: Der untreue Verwalter
Luk. 16, 1—9

16. So. **8. Sonntag nach Pfingsten**
Skapulierfest, Irmgard

17. Mo. Alexius

18. Di. Arnold, Friedrich

19. Mi. Vincenz von Paul

20. Do. Hieronymus

21. Fr. Praxedis, Daniel ☾

22. Sa. Maria Magdalena

30. Woche Ev.: Jesus weint über Jerusalem
Luk. 19, 41—47

23. So. **9. Sonntag nach Pfingsten**
Apollinaris, Liborius

24. Mo. Christina

25. Di. Jakobus

26. Mi. Anna

27. Do. Berthold, Pantaleon

28. Fr. Viktor I., Innozenz I. ☿

29. Sa. Martha, Beatrix

31. Woche Ev.: Gleichnis vom Pharisäer
und Zöllner, Luk. 18, 9—14

30. So. **10. Sonntag n. Pfingsten**
Wiltrud, Ingeborg

31. Mo. Ignatius von Loyola

6. 1543 Bischof Franz von Münster und Osnabrück führt durch Magister Hermann Bonnus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein.

7. 1933 † Bernard Kramer - Lohne, Verfasser der Schrift über die Lohner Industrie.

9. 1912 † Dr. theol. Bernhard Neteler-Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen.

10. 851 Überführung der Reliquien des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen.

10. 1534 Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.

10. 1840 † Joh. Heinr. Niemann - Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.

10. 1900 † Friedr. Schröder-Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.

11. 1905 Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte.

15. 1932 † Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ök.-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.

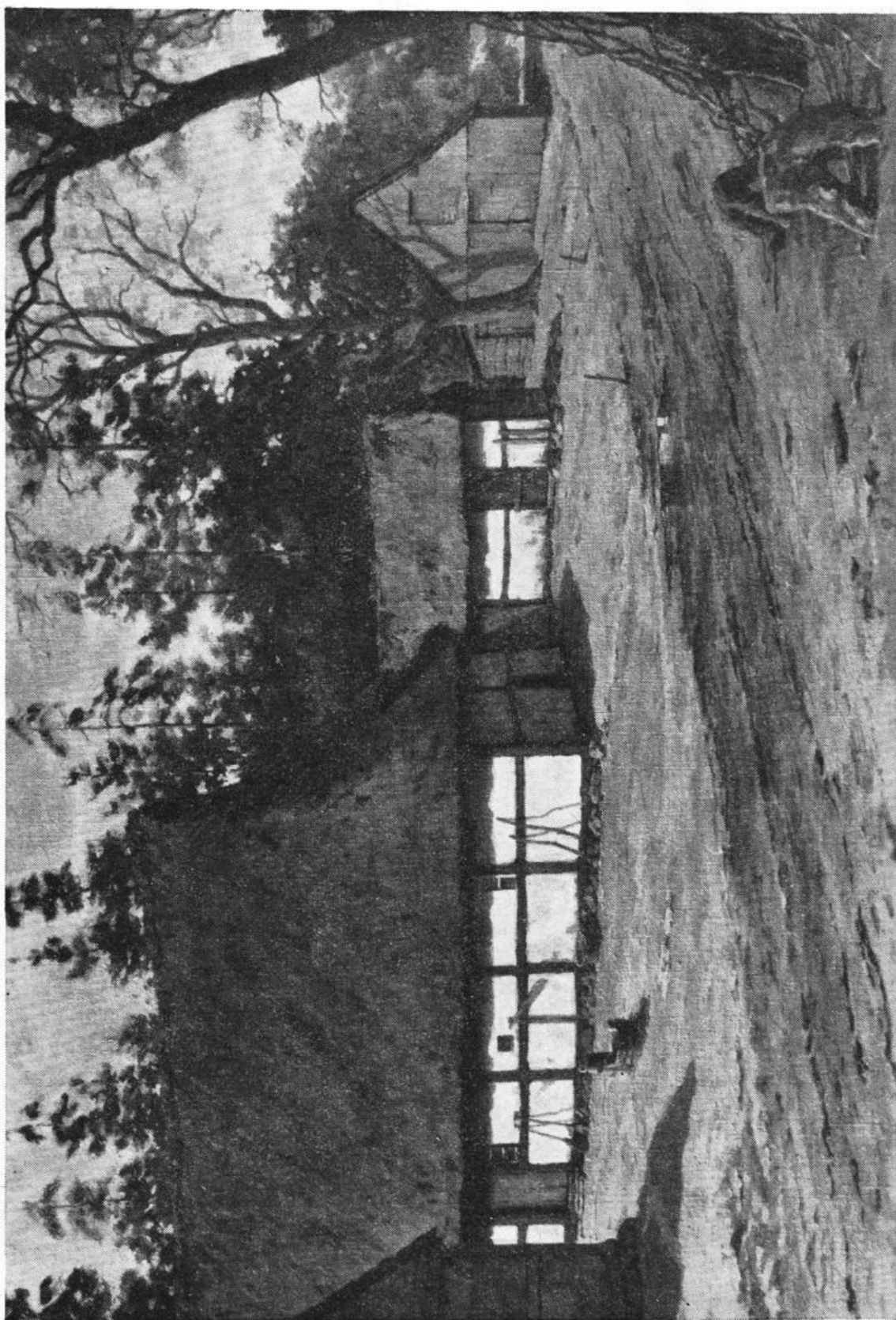
16. 1774 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)

18. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.

20. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.

25. 1949 † August Hackmann-Cloppenburg, Dechant Mitbegründer des Heimatbundes.

29. 1915 † Heinrich Gründing-Vechta, Seminarlehrer



„Hubertusmühlen“ bei Visbek

AUGUST

- | | | |
|----|-----|-----------------------------|
| 1. | Di. | Petri Kettenfeier |
| 2. | Mi. | Alfons v. Ligouri, Elfriede |
| 3. | Do. | Auffindg. d. hl. Stephanus |
| 4. | Fr. | Dominikus |
| 5. | Sa. | Oswald, Maria Schnee |

32. Woche Ev.: Heilung eines Taubstummen, Mark. 7, 31—37

- | | | |
|-----|-----|---|
| 6. | So. | 11. Sonntag n. Pfingsten
Verklärung Christi |
| 7. | Mo. | Cajetan Bk., Donatus |
| 8. | Di. | Cyriakus |
| 9. | Mi. | Petrus Faber |
| 10. | Do. | Laurentius |
| 11. | Fr. | Tiburtius, Susanne |
| 12. | Sa. | Klara, Hilarius |

33. Woche Ev.: Gleichnis vom barmherzigen Samaritan, Luk. 10, 23—37

- | | | |
|-----|-----|---|
| 13. | So. | 12. Sonntag n. Pfingsten
Hippolyt und Kassian |
| 14. | Mo. | Eusebius, Meinhard |
| 15. | Di. | Mariä Himmelfahrt |
| 16. | Mi. | Joachim, Rochus |
| 17. | Do. | Hyazinth, Emilie |
| 18. | Fr. | Helena |
| 19. | Sa. | Johannes Eudes |

34. Woche Ev.: Gleichnis von den zehn Aussätzigen, Luk. 17, 11—19

- | | | |
|-----|-----|--|
| 20. | So. | 13. Sonntag n. Pfingsten
Bernhard v. Clairvaux |
| 21. | Mo. | Franziska von Chantal |
| 22. | Di. | Fest d. unbefl. Herz. Mariä |
| 23. | Mi. | Philippus Benitus |
| 24. | Do. | Bartholomäus |
| 25. | Fr. | Ludwig, Gregor |
| 26. | Sa. | Egbert |

35. Woche Ev.: Gottes Vatergüte Matth. 6, 24—33

- | | | |
|-----|-----|---|
| 27. | So. | 14. Sonntag n. Pfingsten
Gebhard, Josef v. Calas. |
| 28. | Mo. | Augustinus |
| 29. | Di. | Johannes Enthauptung |
| 30. | Mi. | Rosa von Lima, Irmgard |
| 31. | Do. | Raimund, Isabella |

1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums in Vechta.

3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg - Ihorst, letzter Direktor des Vechtaer Burgmannskollegiums, Verfasser historischer Abhandlungen.

4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer in Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des Dammer Krankenhauses.

5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)

8. 1684 Großer Brand in Vechta.

8. 1933 † Gerhard Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899 bis 1924.

11. 1888 Eröffnung der Bahn Lönningen—Essen.

11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg.

13. 1841 † Bernhard Romberg-Dinklage, Cellist, zu letzt in Hamburg.

19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und Reichstagsabgeordneter.

20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Museumsdorf Cloppenburg.

20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.

21. 1875 † Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.

21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgelvirtuose.

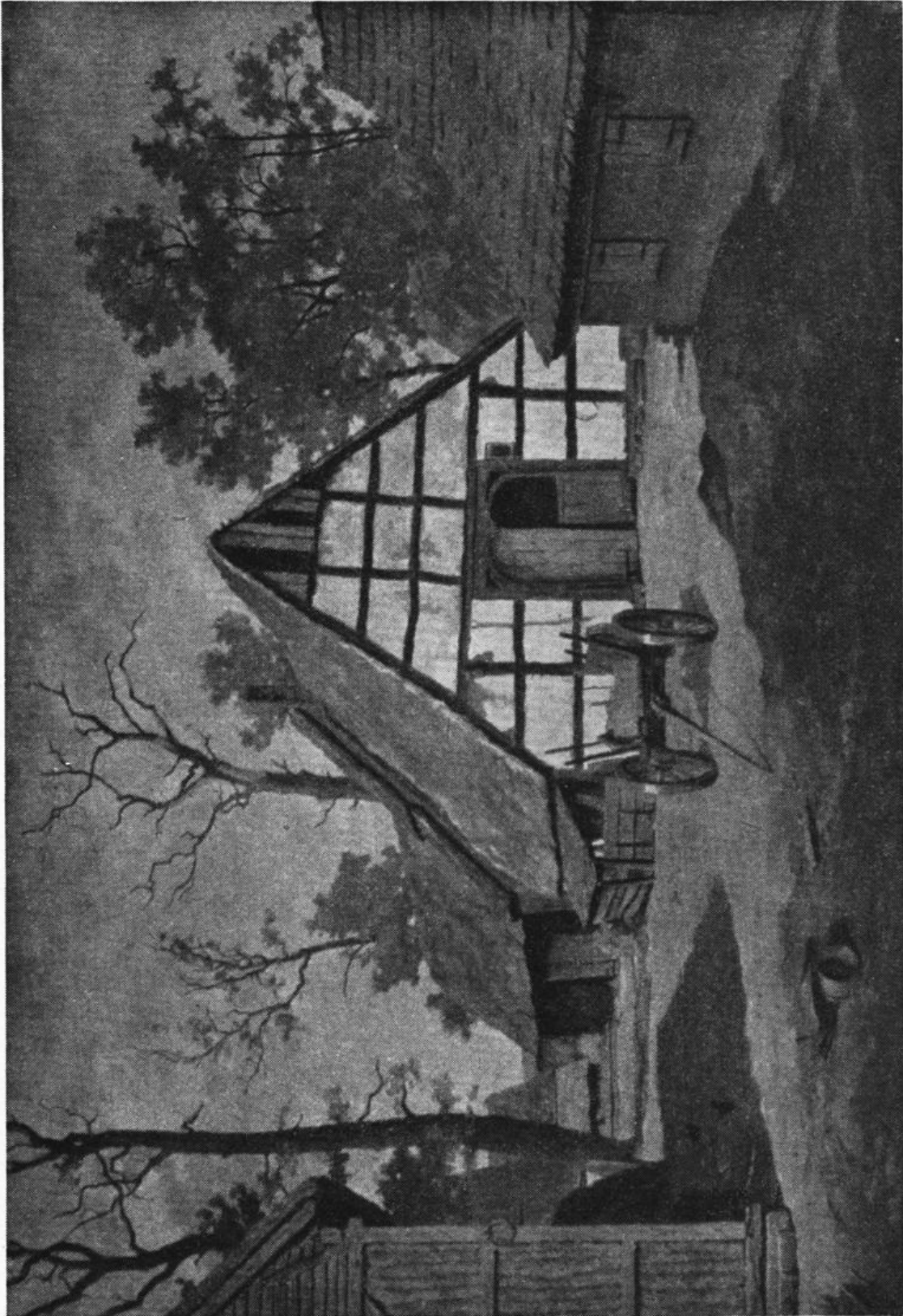
23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.

24. 1730 Gottfried Steding-Vechta, Kapitelsdirektor und Pfarrer.

24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapendorfer Tor bis zur Mühle).

26. 1821 Großer Brand in Scharrel.

27. 1846 † Bernhard Jos. Hackstätte-Essen, Kaplan, Heimatschriftsteller.



Häuser und Scheunen aus Klünenberg bei Osterfeine

1. Fr. Agidius, Ruth
2. Sa. Stephan ☾

36. Woche Ev.: Jüngling von Naim
Luk. 7, 11—16

3. So. **15. Sonntag n. Pfingsten**
Schutzengelfest, Erasmus
4. Mo. Rosalia, Irmgard, Ida
5. Di. Laurentius, Justiniani
6. Mi. Magnus
7. Do. Regina
8. Fr. Mariä Geburt, Hadrian
9. Sa. Gorgonius, Korbinian

37. Woche Ev.: Beim Gastmahl des Phari-
säers, Luk. 14, 1—11

10. So. **16. Sonntag n. Pfingsten**
Nikolaus von Tolentino
11. Mo. Protus und Hyanzinth ☸
12. Di. Mariä Namensfest
13. Mi. Notburga
14. Do. Fest Kreuzerhöhung
15. Fr. Sieben Schmerzen Mariä
16. Sa. Ludmilla, Edith

38. Woche Ev.: Das Hauptgebot
Matth. 22, 34—46

17. So. **17. Sonntag n. Pfingsten**
Hildegard, Lambertus ☾
18. Mo. Richardis, Joseph v. Cup.
19. Di. Januarius
20. Mi. Eustachius, Quatember
21. Do. Matthäus
22. Fr. Mauritius, Emmeran,
Quatember
23. Sa. Linus, Thekla, Quatember
Herbstanfang

39. Woche Ev.: Der rechte Gebrauch der
irdischen Güter, Matth. 9, 1—8

24. So. **18. Sonntag n. Pfingsten**
☸
25. Mo. Kleophas
26. Di. Cyprian, Justina
27. Mi. Kosmas und Damian
28. Do. Wenzel, Lioba
29. Fr. Michael
30. Sa. Hieronymus, Ursus

1. 1834 † Franz Trenkamp-Strücklingen, Pastor,
Altertumsforscher.

1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.

1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der
Pferdezucht.

3. 1955 † Alois Tepe-Neuenkirchen, Heimatforscher.

4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Be-
gründer der Lohner Industrie.

6. 1943 † Zu Höne-Vestrup, Pfarrer, Heimat- und
Familienforscher.

8. 1931 † Bernard Dinkgreffe - Addrup bei Essen,
Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat
Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.

9. 1678 † Christoph Bernhard von Galen, Fürst-
bischof, Münster.

9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor.
Gründer und langjähriger Leiter des kath.
oldbg. Lehrervereins.

12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer.

14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Ver-
fasser verschiedener Schriften heimatkund-
lichen Inhalts.

16. 1955 † Dr. phil. Georg Reinke-Vechta, Professor
am Gymnasium Antonianum, Heimatschrift-
steller, Mitbegründer des Heimatbundes.

17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Fer-
dinandsburg) durch Bischof Florenz von
Münster.

20. 1929 † Jos. Grönheim - Lönigen, Prof., Jubilar-
priester.

22. 1959 Richtfest des neuen Quatmannhofes im
Museumsdorf.

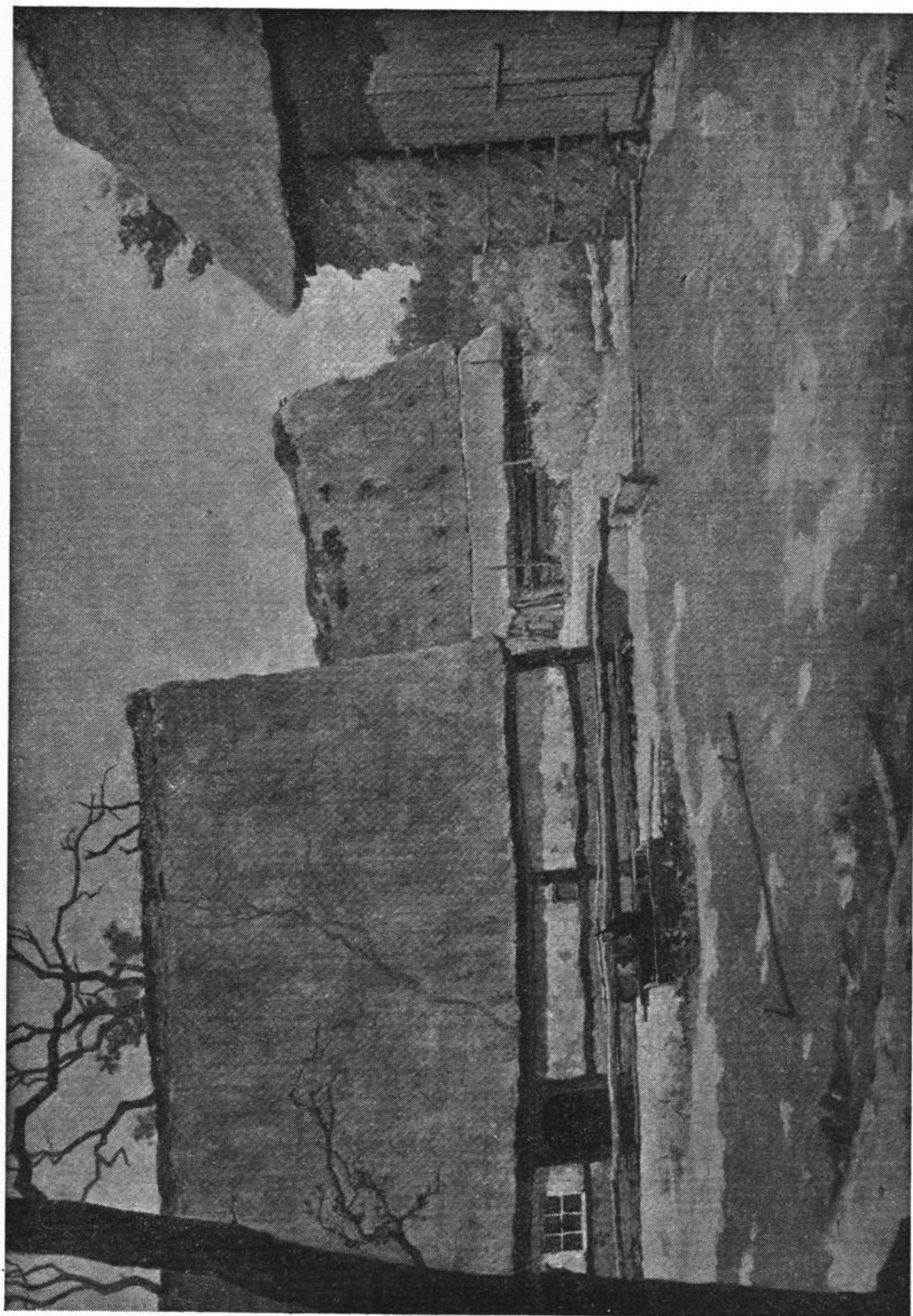
26. 1929 † August kl. Quade-Vechta, Professor am
Seminar.

27. 1719 † Herbert Wichmann-Oythe, einziger Glock-
kengießer im Lande Oldenburg.

28. 1868 † Friedrich August Clodius-Lohne,
Zigarrenfabrikant.

30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze
Dorf zerstörte.





Heuerhaus in Klünenberg bei Osterfeine

40. Woche Ev.: Vom königlichen Gastmahl
Matth. 22, 1—14

- | | | | |
|----|-----|--|---|
| 1. | So. | 19. Sonntag nach Pfingsten
Erntedankfest,
Rosenkranzfest
Remigius, Giselbert | ☾ |
| 2. | Mo. | Leodegar | |
| 3. | Di. | Theresia v. Kinde Jesu | |
| 4. | Mi. | Franz von Assisi | |
| 5. | Do. | Helmut, Meinolf | |
| 6. | Fr. | Bruno | |
| 7. | Sa. | Sergius | |

41. Woche Ev.: Jesus heilt den Sohn des
königl. Beamten, Joh. 4, 46—53

- | | | | |
|-----|-----|---|---|
| 8. | So. | 20. Sonntag nach Pfingsten
Brigitte | ☉ |
| 9. | Mo. | Günther | |
| 10. | Di. | Viktor, Franz von Borgia | |
| 11. | Mi. | Bruno, Protus | |
| 12. | Do. | Maximilian | |
| 13. | Fr. | Eduard | |
| 14. | Sa. | Burkhard | |

42. Woche Ev.: Gleichnis vom unbarmher-
zigen Knecht, Matth. 18, 23—35

- | | | | |
|-----|-----|--|---|
| 15. | So. | 21. Sonntag nach Pfingsten
Kirchweihfest
Theresia von Avila | ☾ |
| 16. | Mo. | Hedwig, Gerhard | |
| 17. | Di. | Margareta Alacoque | |
| 18. | Mi. | Lukas | |
| 19. | Do. | Frieda, Edwin | |
| 20. | Fr. | Wendelin, Irene | |
| 21. | Sa. | Ursula, Meinhard | |

43. Woche Ev.: Der Zinsgroschen
Matth. 22, 15—21

- | | | | |
|-----|-----|---|---|
| 22. | Mi. | 22. Sonntag nach Pfingsten
Ingbert, Cordula | ☉ |
| 23. | Mo. | Severin, Joh. v. Kapistran | |
| 24. | Di. | Raphael | |
| 25. | Mi. | Crispin und Crispinian | |
| 26. | Do. | Amandus, Siegebald | |
| 27. | Fr. | Vincenz, Sabine | |
| 28. | Sa. | Alfred, Egbert | |

44. Woche Ev.: Auferweckung der Tochter
des Jairus, Matth. 9, 18—26

- | | | | |
|-----|-----|--|---|
| 29. | So. | 23. Sonntag nach Pfingsten
Christkönigsfest
Dorothea, Narzissus | ☾ |
| 30. | Mo. | Serapion, Dietger | |
| 31. | Di. | Wolfgang, Jutta
Reformationfest | |

1. 1802 † B. Sigismund Hoyng-Langförden, Pfarrer,
„der Overberg des Oldenburger Münster-
landes“.

1. 1835 Eröffnung des Postwagenverkehrs von
Vechta nach Ahlhorn.

1. 1885 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn.

1. 1894 Gründung der landwirtschaftlichen Winter-
schule in Dinklage, der ältesten derartigen
Lehranstalt des Münsterlandes.

1. 1906 Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppen-
burg nach Friesoythe.

3. 1948 † Julius Bröring, Verfasser eines zweibän-
digen Werkes über das Saterland.

3. 1946 † Joseph Haßkamp, Friesoythe - Vechta,
Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.

5. 1939 † Wilhelm Kotthoff-Vechta, Direktor des
Gymnasiums.

16. 1899 † H. Möhlmann-Essen, Dechant, Erbauer der
Kirche (1870—1875) und des Krankenhauses
(1893) in Essen.

17. 1912 † Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusik-
lehrer, Komponist.

19. 1945 † Franz Meyer-Holte b. Damme, Landtags-
abgeordneter.

20. 1953 † Werner Baumbach-Cloppenburg, Oberst,
erfolgreichster deutscher Kampfflieger.

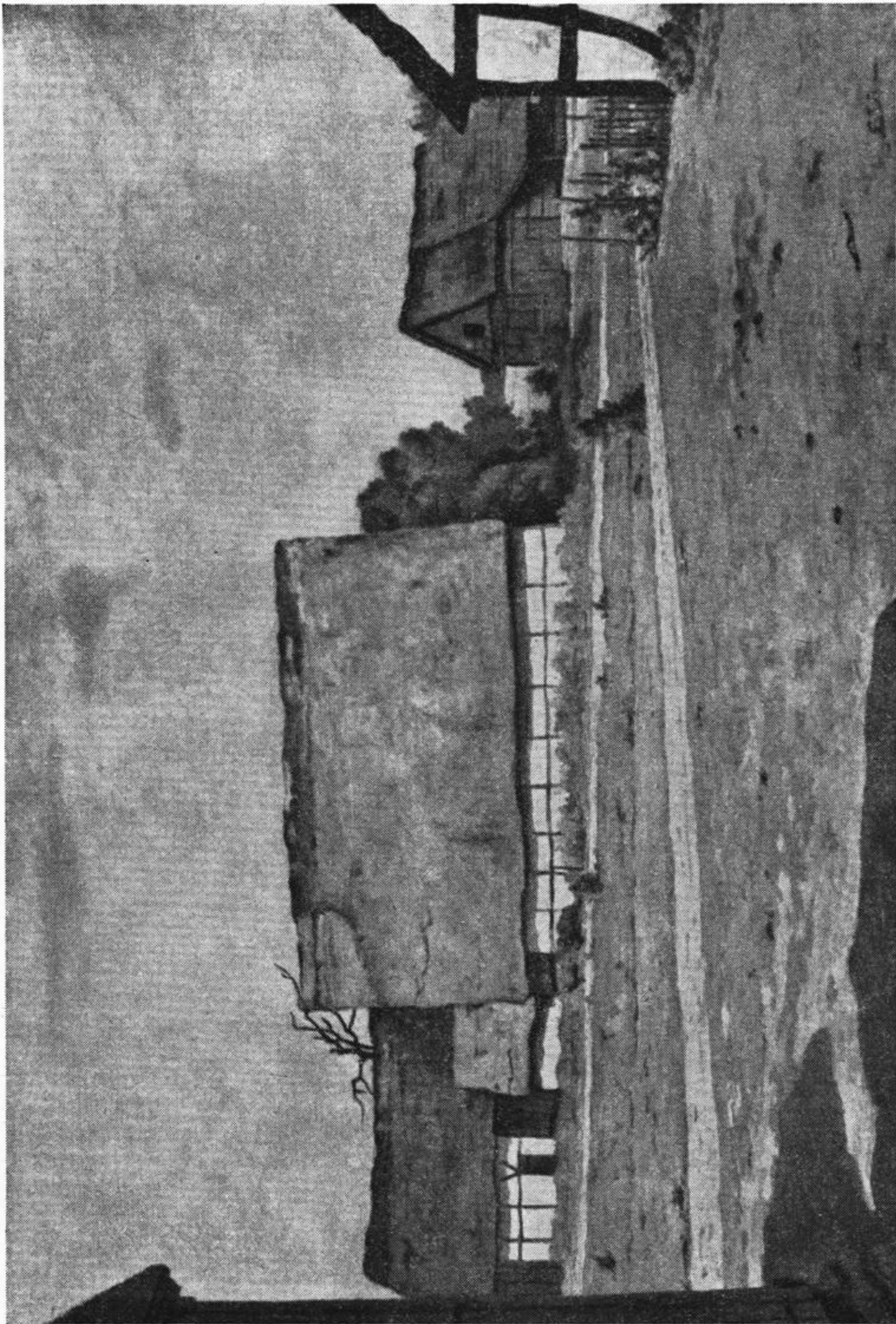
21. 1956 † Pater Laurentius Siemer, langjähriger
Provinzial der Deutschen Dominikaner,
weithin bekannt als Rundfunk- und Fern-
sehprediger.

25. 1400 Graf Nikolaus von Tecklenburg trat die
Herrschaft über Amt und Burg Cloppen-
burg nebst Friesoythe und Barßel an
Bischof Otto von Münster ab.

26. 1922 † Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister
und Landtagsabgeordneter.

30. 1880 † Clemens August Trenkamp-Lohne,
Gründer der Fa. Trenkamp.





Heuerhausmotiv in Rüschenhof

1. **Mi.** **Allerheiligen**
2. **Do.** Allerseelen
3. **Fr.** Hubert
4. **Sa.** Karl Borromäus

45. Woche Ev.: Der Sturm auf dem Meere
Matth. 8, 23—27

5. **So.** **24. Sonntag nach Pfingsten**
Zacharius und Elisabeth
6. **Mo.** Leonhard
7. **Di.** Engelbert, Willibrord
8. **Mi.** Gottfried, Egbert
9. **Do.** Theodor
10. **Fr.** Andreas Avellinus
11. **Sa.** Martin, Bischof

46. Woche Ev.: Vom Unkraut unter dem
Weizen, Matth. 13, 24—30

12. **So.** **25. Sonntag nach Pfingsten**
Kunibert
13. **Mo.** Stanislaus Kostka
14. **Di.** Alberich, Josaphat
15. **Mi.** Albertus Magnus
16. **Do.** Gertrud, Edmund
17. **Fr.** Hugo, Gregor
18. **Sa.** Odo, Abt

47. Woche Ev.: Gleichnis vom Senfkorn
und Sauerteig Matth. 13, 31—33

19. **So.** **26. Sonntag nach Pfingsten**
Elisabeth von Thüringen
20. **Mo.** Felix, Bernward
21. **Di.** Mariä Opferung
22. **Mi.** **Buß- und Bettag**
Cäcilia
23. **Do.** Clemens, Felicitas
24. **Fr.** Johannes vom Kreuz
25. **Sa.** Katharina

48. Woche Ev.: Das Ende der Welt
Matth. 24, 15—35

26. **So.** **Letzter Sonntag n. Pfingst.**
Konrad, Totensonntag
27. **Mo.** Willehad
28. **Di.** Günther, Rufus
29. **Mi.** Saturnin
30. **Do.** Andreas

1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses
in Cloppenburg.

4. 1252 † Johannes von Wildeshausen (Johannes
Teutonicus).

4. 1955 † Wilhelm Niermann-Delmenhorst, Dechant
und Propst.

8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in
Vechta, des ältesten Krankenhauses des
Oldenburger Münsterlandes.

9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses
in Vechta.

9. 1826 † Bernhard Overberg, Förderer und Refor-
mator der kath. Volksschulen.

10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August,
Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg
wurde Freistaat.

10. 1918 † Friedrich Graf v. Galen-Dinklage, Reichs-
tagsabgeordneter.

15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage—
Lohne.

15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück—Clop-
penburg — Oldenburg (17. Oktober 1875
Oldenburg—Quakenbrück).

15. 1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg, be-
deutender Schulmann und Schriftsteller.

17. 1875 † Franz Bramlage-Lohne, Begründer der
Lohner Korkindustrie.

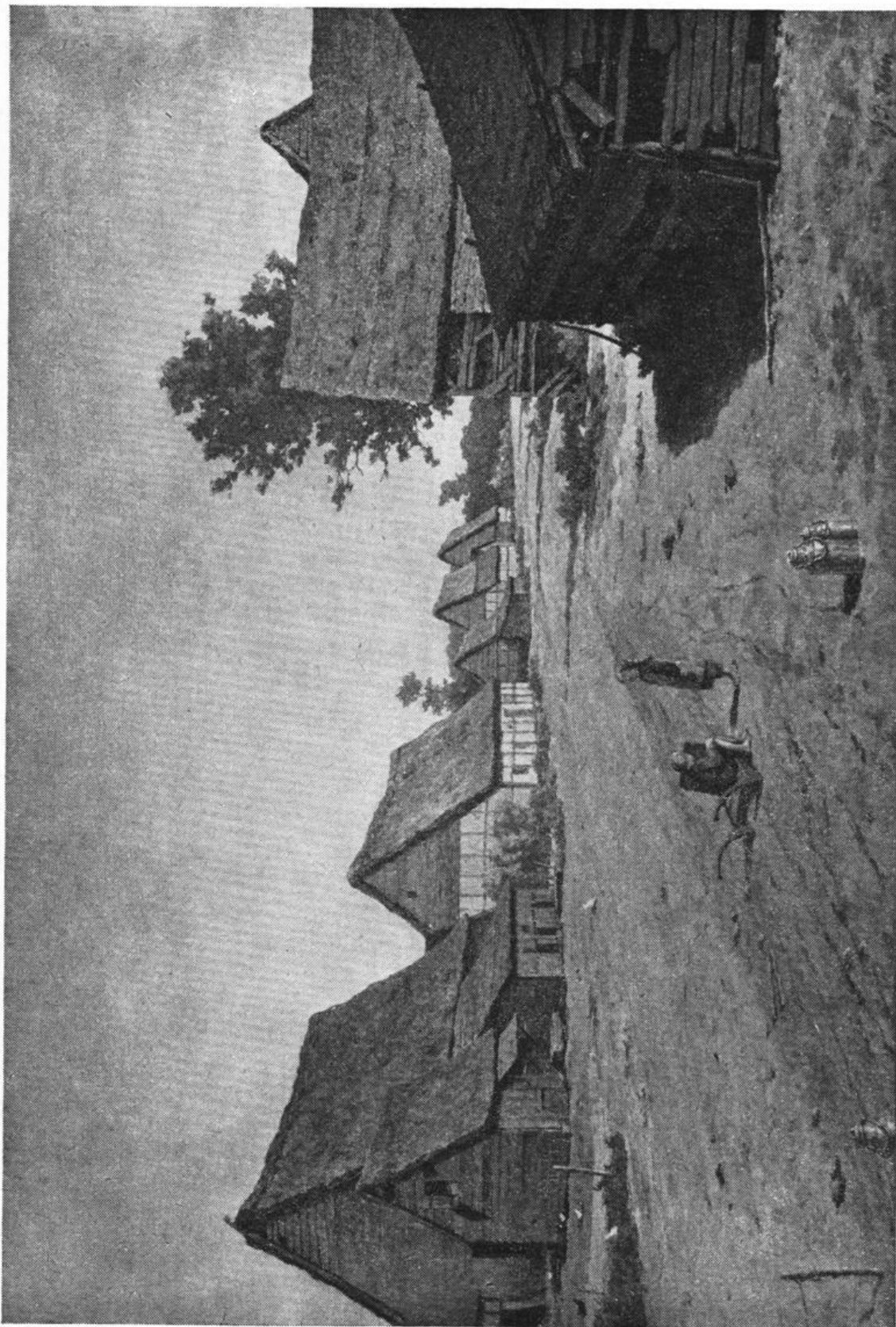
18. 1885 † Bernhard Holthaus sen., Dinklage, Ma-
schinenfabrikant, Begründer der Holthaus-
schen Maschinenfabrik.

18. 1887 Großer Brand in Dinklage.

19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg)
wird auch kirchlich dem Bischof von Mün-
ster unterstellt; bis dahin hatte es kirch-
lich zum Bistum Osnabrück gehört.

28. 1821 † Andreas Romberg-Vechta, Komponist, zu-
letzt in Gotha.

29. 1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bildhauer.



Dorfstraße in Rüschenhof

DEZEMBER

1.	Fr.	Arnold
2.	Sa.	Blanka, Bibiana
49. Woche		Ev.: Wiederkehr Christi zum Gericht, Luk. 21, 25—33
3.	So.	1. Adventssonntag Anfang des Kirchenjahres (Geschlossene Zeit) Franz Xaver
4.	Mo.	Barbara
5.	Di.	Reinhard
6.	Mi.	Nikolaus, Bischof
7.	Do.	Ambrosius
8.	Fr.	Mariä unbefl. Empfängnis Elfriede
9.	Sa.	Abel
50. Woche		Ev.: Gesandtschaft des Täufers Matth. 11, 2—10
10.	So.	2. Adventssonntag Melchides
11.	Mo.	Damasus
12.	Di.	Justinus
13.	Mi.	Lucia
14.	Do.	Berthold, Franziska
15.	Fr.	Rainald, Christiana
16.	Sa.	Adelheid, Eusebius
51. Woche		Ev.: Das Zeugnis des heiligen Johannes, Joh. 1, 19—28
17.	So.	3. Adventssonntag Begga, Lazarus
18.	Mo.	Wunibald, Christoph
19.	Di.	Fausta, Friedbert
20.	Mi.	Christian, Quat.
21.	Do.	Thomas
22.	Fr.	Beate, Bertheid, Quat.
23.	Sa.	Dagobert, Quat.
52. Woche		Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste, Luk. 3, 1—6
24.	So.	Hl. Abend , Adam u. Eva
25.	Mo.	1. Weihnachtstag Ev.: Die Geburt Christi
26.	Di.	2. Weihnachtstag Stephanus (Offene Zeit)
27.	Mi.	Johannes Evangelist
28.	Do.	Fest. d. unschuld. Kinder
29.	Fr.	Thomas von Canterbury David, Lothar
30.	Sa.	Amadeus
53. Woche		Ev.: Das Zeichen, dem wider- sprochen wird, Luk. 2, 33—40
31.	So.	Sonntag n. Weihnachten Silvester

1. 1955 † P. Reginald Weingärtner O.P., anerkannter Heimat- und Naturforscher.

2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann-Cappeln, Heimatschriftsteller.

3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes.

8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.

8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.

11. 1937 † Josef Renschen-Dinklage, Dchant, eifriger Sammler.

14. 1932 † Bernard Bünge-Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.

20. 1933 † Josef Meyer-Hemmelsbühen, Ökonome-rat

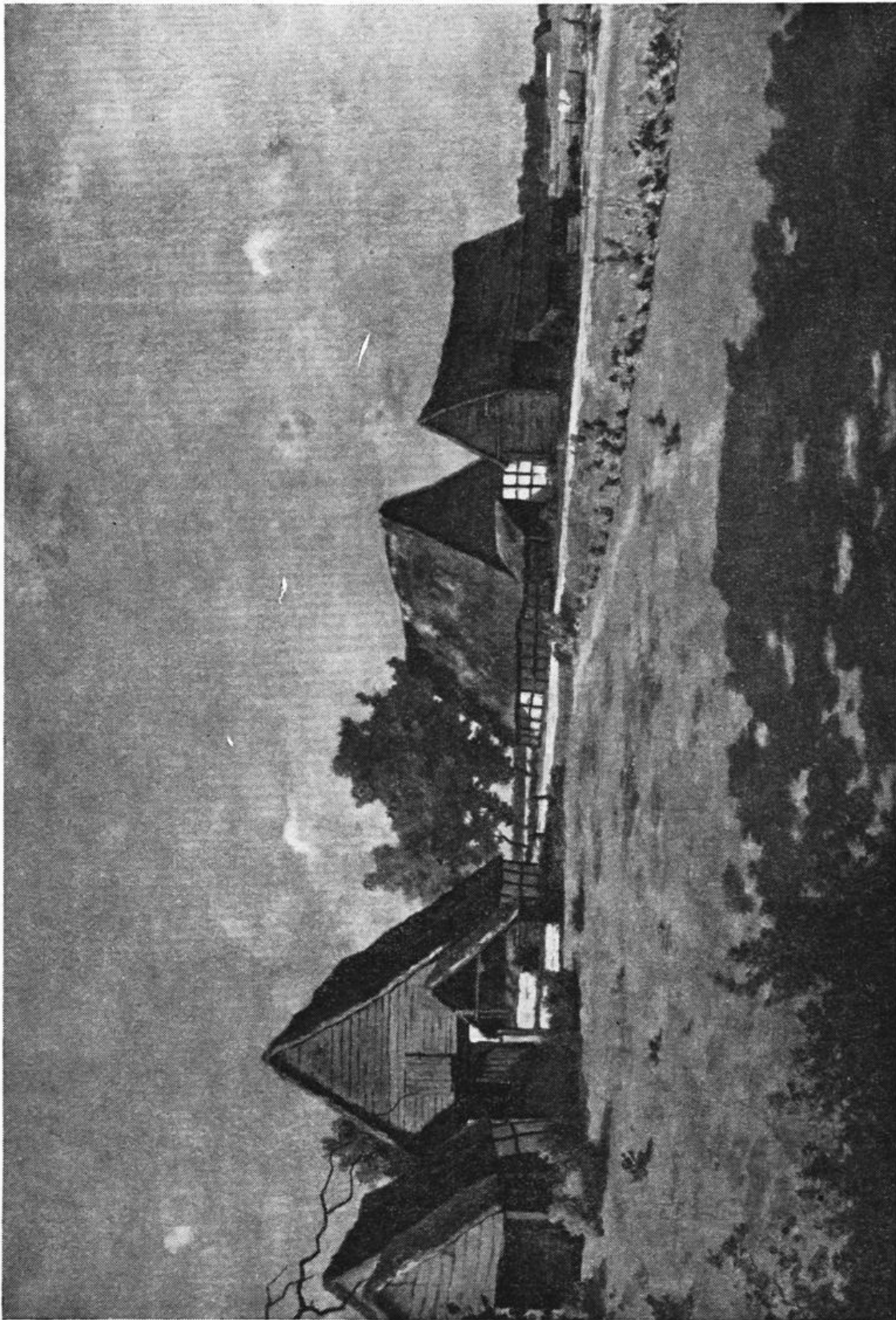
24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.

24. 1623 Niederbrennung des Dorfes Altenoythe durch Mansfeldsche Truppen.

25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert-Vechta, Lokalhistoriker.

30. 1934 † Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler.





Häusergruppe aus Rüschen Dorf

Zu unseren Monatsbildern

Vor nunmehr 25 Jahren (1934/35) entstand eine großangelegte und denkwürdige künstlerische Deutung unserer heimischen Bauernhauslandschaft. Es handelte sich um einen Gemäldezyklus umfassender und doch abwechslungsreicher Art, der viel zur künstlerischen Entdeckung der Landschaft unserer Heimat beitrug. Urheber war der bekannte Kunsthistoriker, Kunstwissenschaftler, Publizist, Maler und Graphiker Prof. Dr. Guido Josef Kern aus Berlin. Glückliche Umstände, die mein persönliches Verhältnis zum Künstler betrafen, und andere Gründe, auf die ich zum Schluß noch zu sprechen komme, bestimmten mich, hier eine Auswahl der wesentlichsten Bilder in den Monatskalender aufzunehmen.

Prof. Dr. G. J. Kern hatte während des Frühjahrs und Sommers 1935 monatelang das Standquartier in Dümmerlohausen, von wo er seine malerischen Exkursionen in das Münsterland unternahm. Auf vielen Entdeckungsfahrten, die gelegentlich bis in den Hümmling ausgedehnt wurden, durfte ich den Künstler begleiten. Dabei gewann ich enge menschliche Berührung mit ihm und fand hinreichend Gelegenheit, den Mann und sein Werk persönlich näher kennen zu lernen. So konnte ich Einfluß auf manche Motivwahl nehmen. Einen großen Teil der Gemälde sah ich an Ort und Stelle auf der Staffelei entstehen . . .

Nach und nach machte ich unmittelbare Bekanntschaft auch mit anderen Bildern des Malers aus der Zeit vor meiner Begegnung mit ihm und nicht nur aus dem Bauernhauszyklus. Als ich die Bauernhausbilder allmählich in führenden Zeitungen der breiten deutschen Öffentlichkeit vorstellte, versorgte mich Kern mit wichtigem Material über seinen menschlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Werdegang. Im Herbst 1935 zwangen besondere Gründe den Künstler, die Weiterführung des Bauernhauszyklus vorerst aufzugeben. Leider ergab sich dann entgegen den ursprünglichen Plänen keine Möglichkeit mehr, denselben im beabsichtigten Umfange zu vervollständigen. Ich behielt aber Fühlung mit Prof. Kern bis zum Kriege und auch durch den Krieg, der den in Berlin ausgebombten Künstler nach Was-

serburg am Inn verschlug, wo er bis vor wenigen Jahren lebte.

Vorweg noch einiges Nähere über Werdegang und allgemeine Stellung im deutschen Kunstschaffen. G. J. Kern wurde 1878 als Sohn eines Industriellen in Aachen geboren. Er studierte an den Universitäten München, Leipzig und Berlin, sowie an der Akademie für graphische Künste in Leipzig bzw. am Polytechnikum in Charlottenburg. Nach seiner Promotion im Jahre 1904 ging er als Volontär an das Wallraf-Richartz-Museum in Köln. Bald darauf (1905) holte H. v. Tschudi den jungen Mann als wissenschaftlichen Hilfsarbeiter an die National-Galerie in Berlin. Dort blieb Kern fast zwei Jahrzehnte, wovon er das letzte (1913—1923) als Kustos tätig war. 1909 hatte er in Rostock das Städtische Museum neu eingerichtet und 1911/12 als Direktorialassistent am Deutschen Kunsthistorischen Institut in Florenz gearbeitet. 1917 erfolgte die Ernennung zum Professor. Als solcher leitete er 1918 offiziell die Deutsche Kunstausstellung in Sofia. 1923 verließ Prof. Dr. Kern den Staatsdienst, um sich dem unabhängigen publizistischen und freien künstlerischen Schaffen zu widmen. Ausgedehnte Studienreisen führten ihn durch ganz Europa.

Guido Josef Kern wurde in der deutschen Kunstwelt in zweifacher Hinsicht bekannt. Zunächst trat er in Erscheinung als Kunsthistoriker, z. B. als wegweisender Erforscher der Geschichte des Aufbaues perspektivischer Darstellung seit den Gebrüdern van Eyck und den frühen Italienern, ferner als Biograph Karl Blechens, als Publizist der Werke von Caspar David Friedrich, Richter, Menzel und Feuerbach. Zum andern war er Maler und Graphiker. Tatsächlich nahm Kern schon als Student fortwährend Privatunterricht in verschiedenen Privatateliers bekannter zeitgenössischer Maler. Auch in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit als Museumsbeamter und Kunstforscher hatte er eigentlich niemals den Pinsel ganz aus der Hand gelegt. So wuchs er langsam zu einem Schaffen heran, daß außer gewissen Einflüssen von Blechen und Menzel durchaus eigene Züge trägt. Mit stillem, hingebungsvollem Fleiß schuf er zunächst in Mußestunden



neben der musealen wissenschaftlichen Tätigkeit und seit 1923 in freier Tätigkeit ein künstlerisches Werk von fast zeitlos abgeklärter, in sich beruhigter Wirkung.

Sublimes Naturerleben und eine solide handwerkliche Basis trugen entscheidend zur Ausbildung des besonderen Stiles von G. J. Kern bei. Als Maler und Graphiker pflegte er eine naturnahe und gegenstandsgebundene Kunst mit teilweise impressionistischem Formeinschlag. Die vielfachen Modeströmungen der „Moderne“ sind dabei fast spurlos an ihm vorüber gegangen. Er folgte keiner offiziellen „Richtung“ und mißtraute allen modänen und ideologischen „Ismen“. Für ihn gab es eben nur malerische Qualität und Leistung. So steht hinter seinem künstlerischen Werk eine in sich gefestigte und auf sicheren traditionellen Fundamenten aufbauende Persönlichkeit von konservativem Zuschnitt.

Kerns Schaffen ist sehr vielseitig. Es umfaßt Landschaft, Stilleben, Architektur, Porträt und Darstellungen aus dem Gebiete der Technik. Die urdeutsche Neigung zum zyklischen Schaffen macht sich recht deutlich bemerkbar, wie u. a. die Kopien nach Fresken der Nazarener in der Casa Bartholdy, die Wannseereihe und die Beelitzer Funkbilder verraten. Mit Vorliebe malte Kern die verhaltenen Stimmungen der norddeutschen Tiefebene. Diese Landschaft hatte es ihm besonders angetan. Beide Komponenten bewirkten schließlich die Idee und den Plan zu einem umfassenden Zyklus „Niederdeutsche Bauernhäuser“, wobei hinter den ursprünglich rein künstlerischen Intentionen zugleich auch ein gewisses kultur- und volkskundliches Interesse steckte. —

Bei der Suche nach geeigneten Motiven für den Zyklus kam Prof. Kern nicht zufällig in unsere Heimat, und zwar zunächst in die Gegend um Friesoythe, dann um Visbek und Damme. Freilich war das Oldenburger Münsterland bis dahin künstlerisch so gut wie unentdeckt. Die Ausdruckswerte seiner eigenartigen Landschaft und Kultur hatten kaum — weder literarisch noch malerisch — eine Gestaltung erfahren. Merkwürdigerweise waren die Künstler stets achtlos daran vorbeigegangen, obwohl sie in unmittelbarer Nähe zahlreiche dankbare Objekte vorfanden. Die Lüneburger Heide, Worpsswede und die Marsch waren längst in der deutschen Kunst und Literatur geläufige Erscheinungen geworden, und den landschaftlichen Reizen des Artlandes, des Emslandes und des Hümmlings gingen Düsseldorf



Selbstkarikatur des Künstlers, Federzeichnung auf Postkarte, dem Verfasser gewidmet im Sommer 1935

Künstler mit viel Erfolg nach. Nur Südoldenburg blieb immer noch für die Künstler das Aschenputtel. Es existierte aus vielerlei Gründen einfach noch nicht in der deutschen Kulturkarte.

Daß G. J. Kern trotzdem seinen Weg in das Oldenburger Münsterland lenkte, war hauptsächlich ein Verdienst von Dr. Ottenjann-Cloppenburg, dessen Bemühungen um die bodenständige Bauernkultur unserer Heimat damals erste Früchte zeitigte. Dieser verdiente Pionier war es, der immer wieder nachdrücklich auf die einzigartige Bedeutung Südoldenburgs innerhalb der niederdeutschen Volkskultur hinwies und auf Grund seiner Sammlungen wirkungsvoll geltend machte, daß jede Darstellung über den großen Kulturraum Niederdeutschland unvollständig sein müsse, solange das Oldenburger Münsterland darin übergangen würde. Führende Kreise im deutschen Geistesleben wurden schließlich aufmerksam, was am Ende seinen Niederschlag in der Gründung des neuartigen „Museumsdorfes“ in Cloppenburg fand. Münsterländische Kultur und Bauernhauslandschaft waren damit in den weiten Kreis der Aufmerksamkeit jener getreten, die den Kräften der Bodenständigkeit und der lebendigen Tradition aus Neigung oder Berufung nachspürten. So erreichte auch unseren Künstler zur rechten Zeit ein Ruf aus diesem, sozusagen neu entdeckten Gebiet, der ihn veranlaßte, dort nach dankbaren Vorwürfen und Motiven für seinen Bauernhauszyklus zu forschen.

Das Ergebnis war für Kern derart überraschend und eindrucksvoll, daß er unsere heimische Bauernhauslandschaft förmlich in den Mittelpunkt seines geplanten Werkes rückte.

Läßt man heute die einzelnen Bilder innerhalb der vollendeten Reihe Revue passieren, ist man erstaunt und verblüfft über ihre Mannigfaltigkeit bei aller thematischen Begrenzung, die der Zyklus als solcher von Natur aus bedingt und die sich auch in einem einheitlich gewählten Format (Querbilder 85:60 cm) bekundet. Der Versuch einer künstlerisch-monographischen Darstellung und Ausdeutung des niederdeutschen Bauernhauses und dessen Einordnung in die umgebende wachstümliche Landschaft erscheint weitgehend gelungen.

Der Maler Kern ging ganz ohne vorgefaßte Absicht an die Motive heran. Er ließ sich in jedem Einzelfalle immer wieder vorurteilslos von neuem beeindrucken. Tatsächlich sind alle Bilder in ihrer motivlichen Verschiedenartigkeit äußerst abwechslungsreich. Unsere Monatsbilder vermitteln gerade davon einen überzeugenden Eindruck. Durch eine sorgfältige kritische Auswahl, durch den Wechsel der Tageszeit und der jahreszeitlichen Stimmungen wurde jede langweilige Wiederholung vermieden. Es gelang in bisher unerreichter Vollendung, den Totaleindruck des Erlebnisses der niederdeutschen Bauernhauslandschaft wiederzugeben, wobei dem Gegenständlichen des Hauptmotivs (das Haus!) dieselbe Eindringlichkeit wie der malerischen Ausdeutung der landschaftlichen Umgebung zuteil wird. Die malerische Beherrschung im einzelnen Gemälde wie im ganzen Zyklus, so weit er ausgeführt werden konnte, findet sicher den Weg über das Abbild zur geistigen Ausdeutung des eigentümlichen Bildgegenstandes. Diese glücklich erzielte Verbindung zwischen Architektur, Landschaft, Konstruktion und Komposition prägt neben dem künstlerischen zugleich den dokumentarischen Wert der ganzen zyklischen Reihe. Da hauptsächlich Motive aus dem Oldenburger Münsterlande dargestellt werden, führte Kerns Unternehmen zu einer großartigen Entdeckung der Bauernhauslandschaft unserer Heimat.

Wenn der Künstler vorwiegend alte Heuerhäuser malte, folgte er der Erkenntnis, die im Heuerhaus den Urtyp des großen Bauernhauses erblickt. Außerdem bieten gerade die Heuerhäuser besondere malerische Reize. An ihren Einzel- und Gruppenmotiven

konnte das Künstlerauge des Malers unmöglich vorbeigehen. Das Wirken der Jahrhunderte, aus dem prächtig narbenreiche Physiognomien hervorgingen, und die wundervolle organische Anpassung an die Umgebung schienen eine ganz seltene Einheit und Geschlossenheit des Bildes zu gewährleisten und Formkräfte ausschlaggebender landschaftsbildender Natur zu offenbaren. Diesen Formkräften von Zeit und Raum künstlerisch Ausdruck zu verleihen, bedeutete dem Künstler das Grundanliegen.

Prof. Kern stand also besonders stark unter dem Eindruck der Wirkung landschaftsbildender Formkräfte. Man hat auch andere Bilder von ihm als sogenannte „Erdelebenbilder“ bezeichnet, die die deutsche Kunst immer wieder, aber nur in weiten Abständen hervorbringt. Die Urwüchsigkeit der Motive, deren urweltlicher Charakter und fast „tierisches Wesen“, sowie die Einfühlung in das Wachstümliche und Bodenständige der Häuser waren für ihn bestimmend bei der malerischen Nachgestaltung. Kerns Bauerhausbilder atmen deswegen den „Duft der Scholle“. Sie sind auch fast sämtlich ohne Staffage. Standortwahl und Komposition schließen Zufälligkeiten des Bildausschnittes und der gegenständlichen Einzelheiten aus. Der Künstler ordnet nichts willkürlich seiner Pinsel- oder Handschrift unter. Ehrfürchtiges Studium des Motivs versetzt ihn in den Stand, bei exakter Durchführung der Einzelheiten dennoch in das Geheimnisvolle der landschaftsbildenden Kräfte deuterisch einzudringen. Im ganzen Zyklus spürt man das Spiel der Wechselwirkung zwischen Haus und Umgebung und dahinter wiederum das organische Gewordensein der Landschaft.

Das ist es auch, was den Schöpfungen des Zyklus die seltsame Anziehungskraft verleiht. Es spricht etwas aus ihnen in künstlerischer Verdichtung, das uns niederdeutsche Menschen sozusagen als täglicher Atem der Landschaft umweht. Die Bilder künden mittelbar von dem Volkstum, das in solcher Landschaft lebt und sie zum Teil mitgestaltete. Irgendwie enthalten sie auch ein Element, das in alten niederländischen Landschaften begegnet. Man weiß nicht recht, wie man es in Worte kleiden soll oder wie dieser Eindruck eigentlich erreicht wird. Diese schlichte Kunst verzichtet zudem auf alle nach unbedingter Augenfälligkeit zielenden Effekte. Sie wird dadurch ebenfalls ihrem Gegenstand unaufdringlich gerecht. Für die Wirkung auf unsere heimischen Be-



trachter erscheinen damit beste Voraussetzungen gegeben.

Leider aber besteht heute kaum noch die Möglichkeit eines unmittelbaren Zugangs zu den Gemälden von Kerns Bauernhauszyklus. Alle Bemühungen des Malers, das Gesamtwerk an geeigneter Stelle geschlossen unterzubringen — gedacht war z. B. an das Deutsche Museum in München, dann an das Landesmuseum in Oldenburg und schließlich auch an das Museumsdorf in Cloppenburg — schlugen fehl. Die dafür erforderlichen Mittel schienen nirgends vorhanden. Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, daß die Arbeit am Zyklus dann zunächst abgebrochen wurde, obwohl noch eine ganze Reihe von Bildplänen auf Ausführung harrte. Schließlich kamen die meisten Bilder irgendwo in Privatbesitz. Einige davon blieben sogar im Münsterlande. Die anderen gerieten in Repräsentationsräume von Industriegesellschaften und einschlägigen Dienststellen bzw. in sonstigen öffentlichen Besitz.

Heute sind Schicksal und Verbleib fast aller Gemälde des Zyklus nach den Zerstörungen und großen Veränderungen des letzten Krieges unbekannt. Aber eine Mappe

mit zehn Wiedergaben aus dem Zyklus ist noch vorhanden. Der Künstler gab sie Weihnachten 1935 als Gabe an seine Freunde im Selbstverlag heraus. Mir persönlich war dann noch die Möglichkeit gegeben, von allen Zyklusbildern für meine Sammlung gute fotografische Reproduktionen zu besorgen, die der Wiedergabe unserer Monatsbilder zu Grunde gelegt wurden. Auch schenkte mir Prof. Kern bei seinem vorläufigen Abschied im Herbst 1935 das letzte Gemälde des Zyklus, das seitdem in unserem Hause vergeblich auf Vollendung und Signierung wartete. Dieses Bild gab die Eingebung, einen wesentlichen Teil des denkwürdigen Bauernhauszyklus hier in den Monatsbildern der Vergessenheit zu entreißen und das an sich so groß angelegte Werk der bildkünstlerischen Entdeckung unserer heimischen Bauernhauslandschaft dokumentarisch festzuhalten.

Mitbenutzte Quellen: Oskar Gehrig: „Guido Joseph Kern, der Maler und Graphiker“, München 1933. Thieme u. Becker: „Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler“, Bd. 20. Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft, Berlin 1931, Bd. 1.

Alwin Schomaker-Langenteilen

Das alte Haus

*Ehrwürdiger Riese auf verträumter Flur,
schweratmend in des Hofes dichtem Grün!
An deinem Strohdach hängt des Alters Spur,
und Runzelrisse tief dein Haupt durchziehn.
Doch deine Füße wurzeln in dem Grund,
vom Sturm umsungen viele Hundert Jahre.
Des dunklen Einfahrtstores Riesenmund
erzählt von mancher Wiege — mancher Bahre.*

*Und jede Fläche, reich und fächerhaft,
glänzt auf, ein sonnenduftig Aquarell!
Die Pfosten stehn wie Glieder voller Kraft,
und Fenster glühn wie Augen klar und hell,
erstrahlt darin die Welt mit buntem Schein.
Verschwiegen ging in deiner hohen Halle
das Leben, der Geschlechter lange Reihn.
Du stehst und bleibst, sie gingen alle — alle.*

*In deinen Giebel grub sich ein der Ruhm,
der Ahnen Kampf um Freiheit, Glück und Recht ...
O stehe fest als unberührbar Heiligtum
und hege in den Mauern dein Geschlecht!
Dann bleibst du mit ihm trotz des Alters jung
und unterliegst nicht des Zerfalls Gesetzen.
Verfemt sei, wer um fremden Schein und Prunk
nur einen Stein dir frevelnd will verletzen!*

Hans Varnhorst





*Der Richtkranz über dem wiedererrichteten Giebel des neuen Quatmannshofes
im Museumsdorf*

Photo: Alwin Schoraker

Ohne Vergangenheit keine Zukunft

Tradition im Malstrom unserer Tage

Motto: „Und wäre ganz Deutschland mit Ringelbahnen von einem Ende zum anderen in allen Richtungen belegt, und flögen Dampfswagen zu Tausenden über Berg und Tal, würden alle seine Flüsse von den Dampfschiffen bis auf den tiefsten Grund durchfurcht, arbeiten die Hebel sich müde in allen Winkeln und wendeten sich um und um in allen Straßen die Räder der Maschinen, was hülfe ihm alles, hätte es in dem klappernden Mechanismus die innewohnende Seele verloren!“ Josef Görres (1776—1848)

Um die letzte Jahrhundertwende hat ein bekannter Satiriker gesagt: „Die Zukunft wird immer aus den Erfahrungen der Vergangenheit und den Verrücktheiten der Gegenwart aufgebaut“. Als „Verrücktheit der Gegenwart“ erscheint heute die bestürzende Modernität, die uns nach dem letzten Kriege so heftig überfallen hat. Jedoch sie scheint keine Zukunft aufzubauen, sondern dieselbe gänzlich in Frage zu stellen. Ihre ungläubige nihilistische Geistigkeit gebärdet sich „voraussetzungslos“. Geschichtliche, religiöse und volkstumsmäßige Bindungen werden von den Propheten dieses fortschrittlich verchromten Materialismus in Bausch und Bogen verdammt. Die Schlagworte der Zeit drohen jegliche Tradition totzuschreiben.

Meine Aufsätze, die ich während der letzten Jahre über grundsätzliche Themen ländlich-bäuerlicher Kulturarbeit nacheinander für den Heimatkalender schrieb, gaben deswegen mehrfach das Stichwort „Antitraditionalismus“. Ich wende mich damit an alle, die das Geschick unseres Volkstums und unseres flachen Landes im besonderen angeht, beunruhigt und zum Einsatz ruft. Nunmehr dürfte angebracht sein, unsere Aufmerksamkeit gründlicher auf die beängstigende Zeitkrankheit des Antitraditionalismus zu konzentrieren, dessen gefährliche Symptome überall begegnen.

Viele in unseren Tagen verschmähen die überlieferten Leitwerte: Glaube und Heimat und wollen trotzdem gedankenlos

Früchte von Bäumen ernten, die sie weder gepflanzt noch gepflegt haben. Der entwurzelte Geist der Massengesellschaft versucht, mit der angestammten Lebensgemeinschaft und den bewährten Lebensordnungen radikal zu brechen. Das ist der Punkt, auf den mein Stichwort zielt. —

Verschiedene Rückwirkungen meiner Aufsätze bestätigen, daß es Gegner der Diskussion des Themas gibt. Diese stempelten die Publikationen z. B. als „Auswüchse eines Partisanenkampfes auf dem Felde bäuerlicher Kulturpolitik“, als „saloppe Bemerkungen eines Laien zur Heimatarbeit“ (!), als „doktrinäre Theoreme“ oder noch schöner als „ausgesprochen kleinbürgerliche Reaktion bornierter Heimatliebe“ (sic!). Solche Argumente kann ich nur in gleicher Preislage als „ideologisches Geblödel“ zurückgeben. Harmlos dagegen wirkt der Vorwurf, „der modischen Gepflogenheit verfallen zu sein, am materialistischen Wirtschaftswunder kein gutes Haar zu lassen“. Im übrigen trösten meine Gegner ihr Gewissen mit der lakonischen Bemerkung: Alles wäre halb so schlimm, man könne sowieso „nichts gegen die Zeit“ tun.

Mich dünkt es besser, Ideale zu verteidigen als einzureißen, wobei ich in Rechnung setze, daß kurzsichtige und schwerhörige Leute über manche wichtige Nebenbemerkung hinweggehen, ohne mir zu folgen. Auch darf ich für mich in Anspruch nehmen, meine Aufsätze niemals aus vordergründigen Nützlichkeitserwägungen geschrieben zu haben. Natürlich will ich kein Laboratorium von Ideen mit theoretischen Verallgemeinerungen aufmachen. Es handelt sich hier um einige „Binsenwahrheiten“; freilich nicht um die bekannten selbstverständlichen, sondern um jene, die heute in die Binsen zu gehen drohen, wenn nichts geschieht. Eine vergessene Wahrheit erzeugt neben Irrtümern des Denkens leicht Fehler im Handeln. Falls wir nämlich die Vergangenheit vergessen würden, wäre das der Anfang vom Ende unserer religiösen und volkhaften Existenz.



A. Antitraditionalismus auf der ganzen Linie

Motto: „Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung möglichst oft wiederholen und auf die unsrige nicht achten“.

Joh. Wolfgang von Goethe (1749—1832)

Die großen Kulturen der Menschheitsgeschichte beruhten auf wachstümlichen Traditionen. Sie verwandelten in jeder Periode einen Teil der überkommenen Werte und schufen aus eigenen Erfahrungen ihres fortschreitenden Schicksals neue Traditionen. Nur der moderne Antitraditionalismus arbeitet selbstmörderisch an der Aushöhlung des Gesamtbestandes der Überlieferung. Seine „Geisteselite“ huldigt absoluter Bindungslosigkeit. Sie glaubt nicht mehr an geschichtliche Voraussetzungen und zerstört dieselben aus Prinzip oder im Dienste volksfremder Ideologien. So geistern Gespenster des Antitraditionalismus heute höchst lebendig über den ganzen Erdkreis.

Dieser Irrglaube an eine geschichtslose und „humanitär“ gleichgeschaltete Welt sucht in unserem Vaterlande wirkungsvoller als anderswo das traditionelle Bewußtsein einer kontinuierlichen Daseinsordnung auszulöschen. Der heutige „Kulturbetrieb“ bei uns fördert auf der ganzen Linie — oft auf schamloseste Art — das Antitraditionale. In vielerlei Schaustellungen wagt sich die nackte Demonstration gegen unser angestammtes Kulturerbe ans Tageslicht. Verwaltungsbehörden leisten Handlangerdienste; Organe der Meinungsbildung folgen mit wenigen Ausnahmen diesem kulturpolitischen Drall. Wer naiv genug ist zu glauben bzw. illusionistisch sich einzureden, das sei in Ordnung oder nur halb so schlimm, der wird eines anderen belehrt werden. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der antitraditionale Kurs besonders in unserem Volke verheerende Wirkungen auszulösen vermag. Ereignisse der jüngeren Vergangenheit bieten dafür Vorbedingungen, die uns kurz beschäftigen müssen.

Wir haben seit 1945 ein seltsam getrübbtes Verhältnis zu unserer Geschichte. Nach der Niederlage im letzten Kriege bekamen die alten Nährväter des deutschen Antitraditionalismus erneut mächtigen Auftrieb. Ihre Reaktivierung erfolgte mit Hilfe der Besatzungsmächte; die karrierehungrigsten Vertreter gingen hemmungslos zur Beschmutzung des eigenen Nestes über. Mit-

tels brutaler Gewalt geschah der Abbruch der deutschen Traditionen. Angst vor dem Gestern brachte außerdem eine bemerkenswerte Traditionsunsicherheit hervor. Man wollte die Vergangenheit nicht wahr haben und schüttete das Kind gleichsam mit dem Bade aus. Die fatale Manie, von der „unbewältigten Vergangenheit“ zu reden, wurzelt jedenfalls in den verworrenen Erlebnissen nach dem verlorenen Kriege.

Das zeitweilig getrübbte Verhältnis zur Geschichte und der gewaltsame Abbruch der Traditionen brauchen nicht unbedingt Spuren von Dauer zu hinterlassen. Beide pflegen solange äußerlicher Natur zu bleiben, als der Wille, angestammte Bande zu erhalten, ungebrochen fortlebt. Das ist in unserem Volke sicher der Fall. Diese Hoffnung gibt uns auch Mut, in den Kampf um die Tradition einzugreifen. Leider ist jedoch eine bedrohliche Geschichtsmüdigkeit entstanden, nachdem in der „großen“ Zeit des „tausendjährigen Reiches“ alle Ideale schmählich mißbraucht worden waren. Sie bedeutet die eigentliche Gefahr, weil sie das Erbe der Vergangenheit von innen zersetzt. Erst der aus unserem eigenen Innern empor wachsende Antitraditionalismus würde unaufhaltsam jene entscheidende Lebenskrise anbahnen, die das Endziel der uns gegenwärtig beherrschenden kulturpolitischen Monopolherren darstellt.

Die Niederlage sollte also eine Absage an alles bisher Dagewesene und eine Umwertung unserer Vergangenheit herbeiführen. Mit der Diskriminierung der soldatischen Traditionen wurde zugleich eine Diskreditierung der ganzen deutschen Überlieferung verbunden. Die Besatzungsmächte hielten die Verfremdung des nationalen Erbes der Deutschen für eine unerläßliche Aufgabe im kindischen Experiment der „Umerziehung“ eines alten europäischen Kulturvolkes. Mit verblüffender Arglosigkeit spielten sie Propagandapositionen von unerhörter Strahlungsweite und Tiefenwirkung überwiegend den Vertretern des deutschen Antitraditionalismus zu. Diese hatten verstanden, sich im antifaschistischen Mantel anzubiedern . . .

In später Erkenntnis der bedenklichen Folgen des instinktlosen Vorgehens wurde kürzlich mit offiziellem Bedauern zugegeben, daß die antitraditionalen Drahtzieher unserer heutigen Kulturpolitik ursprünglich „Kreaturen der seltsam einflußreichen jungen Leute und Ideologen der Militärregie-

rung" gewesen seien. Die emporgekommenen antitraditionalen „Umerzieher“ waren vielfach „amerikanisch verkleidete deutsche Linkspolitiker“, von denen manche sogar das kommunistische Parteibuch besaßen. Als Protektionskinder der Besatzungsmächte gewannen sie in den neugeschaffenen Zentralen der Meinungsbildung einen schwer einholbaren Vorsprung.

Seitdem beherrschen antitraditionale Linksmanipulanten unser staatliches Kultur- und Bildungswesen sowie die öffentliche Meinungsbildung zum Nachteil der Pflege konservativer Ideale. Ihre stille Unterwanderung zunächst in einschlägige Besatzungsstellen, dann in den Rundfunk, in die Lizenzpresse und in alle möglichen „Kulturquartiere“ wurde den übertölpelten Protektoren zu spät sichtbar. Die Antitraditionalen fahren nämlich weltanschaulich, politisch und propagandistisch linksspurig in Richtung auf das „fortschrittliche Lager“ des modernen Materialismus (Marxismus, Kommunismus). Die intellektuelle Struktur dieser Ideologen und Manager des antitraditionalen Kurses ist in der Wolle rot gefärbt. Sie wird auch in Zukunft von Natur aus linksaufgebaut bleiben. Im Letzten gefährdet sie das ganze Kulturgefüge der westlichen Welt.

Die Hybris der antitraditionalen Kulturdrapierung wird auf allen Gebieten deutlich. Toleranz ist nur noch inhaltslose Vokabel; allmächtige Meinungsmonopole regieren. Wer die Entwicklung kritisch verfolgt, bemerkt in der Presse, im Rundfunk und Fernsehen, auf der Bühne, in der Literatur und in den Ämtern die antitraditionalen Sprachregelungen. Häufig werden diese unter dem Deckmantel der Meinungsfreiheit ausgegeben, um ein Alibi zu haben und wenigstens den demokratischen Schein zu wahren. Wer heute in den Ruf „fortschrittlich“ zu sein kommen will, muß „modern“, d. h. antitraditional sein. Heimatliebende Menschen mit Ehrfurcht vor der Tradition werden als „Ewig-Gestrige, die nichts dazu gelernt haben“, in Verruf gebracht. Heimatarbeit gilt als harmloses „Hobby“ oder als lächerliche „Marotte“, sofern man ihr nicht gar ein „neonazistisches“ Odium anhängt.

Namhafte Vertreter der gegenwärtigen bundesdeutschen „Kulturbonzokratie“ suchen mittels verfälschter Tricks die Widerstandskraft gegen das schleichende Gift des Antitraditionalismus zu lähmen. Für sie besteht Tradition in hinterwäldlerischem Anachronismus von Leuten, „die romantisch in die

Vergangenheit glotzen“ (Brecht). Das deutsche Volk ist „von den Hemmschuhen der Tradition zu befreien“. Es muß „seiner Geschichte entfremdet werden“ (Adorno im Rundfunk). Begriffe wie Heimat und Tradition werden ohnehin „aus den Herzen wegstrahlt“ (Kogon im Fernsehen). Ein ehemaliger Kultusminister in der niedersächsischen Landesregierung warnte davor, die Worte: Heimat und Tradition in Hannover zu gebrauchen. Dieselben seien weder erwünscht noch opportun (Vorbereitender Ausschuß der Oldenburg-Stiftung). Solche Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Eine besondere Inkarnation hat der Antitraditionalismus in der Bildenden Kunst, im Bauwesen und in der Musik gefunden. Was hier „moderne“ Kulturjobber produzieren, was gewisse Beauftragte sanktionieren, propagieren und lancieren hat einseitig Linksdrall . . .

Heimlich mögen die Kapitäne des antitraditionalen Kurses bereits triumphieren und meinen, die Vergangenheit sei ausmanövriert oder wenigstens mit Erfolg zum Tode überredet. Traditionspflege kann dennoch zum Feld der Niederlage für eine Intelligenz werden, deren Kampf gegen Geschichte, Heimat, Glaube und Volkstum sich vorzüglich in der Abwertung des Heldischen und Idealen zu verdächtigter „Romantik“ ausdrückt. Verschwommene und sentimentalisierte Begriffe von „Menschlichkeit“, „Freiheit“ und „Frieden“ oder des „Sozialen“ werden als Ersatzwerte angeboten. Irgendwie enden aber solche Ersatzwerte in zwielichtigem Nihilismus ohne volkhafte, geschichtliche und religiöse Bindung. Glaube und Heimat müssen eben in der Welt geistigen Vagabundentums fehlen.

Die globale Verbreitung und vorherrschende Stellung antitraditionaler Ideologien ist kein Beweis für Wahrheitsgehalt, höchstens für Propaganda. Weite Kreise empfinden es als rohe Zumutung, daß die Vergangenheit mit ihren überlieferten Werten abgewürgt, verschwiegen oder mit marktschreierischen antitraditionalen Parolen übertönt wird. Vorerst freilich regen sich wenige Stimmen der Mahnung gegen die herrschenden Mächte auf dem Felde unserer gegenwärtigen Meinungsbildung und Kulturpolitik. Aus dem deutschen Blätterwalde dringt kaum ein Flüstern in den Raum öffentlicher Kritik. An das Rundfunkmikrophon und an die Fernsehkamera werden Gegenstimmen nicht herangelassen. Wir lehnen aber mit aller Schärfe den Monopolananspruch auf geistige Führung durch diesen

„Kulturbolschewismus“ ab. Uns ist Tradition heute zum Prinzip der Treue geworden. Niemand hat das Recht, sich des Auftrages der geschichtlich auferlegten Tradition zu entziehen. Stärken wir dieses Bewußtsein, damit wir die Chance erhalten, die säkulare Verwirrung wichtiger Lebenswerte zu überstehen!

B. Tradition im zeitlosen Auftrag

Motto: „In deinem Blute schwimmt vergangene Zeit! / Was je du trinkst von ihrer Unermeßlichkeit, / bleibt dir zu eigen bis in Ewigkeit!“

Rainer Maria Rilke (1875—1926).

Es ist keine leichte Sache, klar darzustellen, was man Tradition nennt, und was unter ihren Begriff fällt. Die einfachsten Züge verbergen sich gern, weil sie selbstverständlich sind. Es gibt Tradition im Raume und in der Zeit, d. h. im Volkstum und in der Geschichte. Ihre Qualität hängt von der formenden Kraft ab, mit der sie ihre Gegenstände ergreift. Tradition, die ein Traditionsgefühl als echten Wert entstehen läßt, bedeutet die ununterbrochene Weitergabe von Erfahrungen, Leitwerten, Formen und Gebräuchen, von geistigem und materiellem Besitz aus einer Generation an die nächste. Lebendige Tradition steigert Volkstum, anstatt die jeweilige Eigentümlichkeit zu verschleifen oder auszulöschen, wie der moderne Antitraditionalismus es erstrebt. Je mehr der Mensch im Urgrund der Tradition ruht, desto kräftiger kann er sich entfalten, was allerdings dem entwurzelten Geiste unbegreiflich erscheinen muß.

Tradition steht in Verantwortung vor den Mächten der Geschichte. Sie gründet entschieden in geistig-seelischen Bezirken, obwohl sie zur Entfaltung einen stabilen Volkstumsboden braucht. Auch ist sie mehr als Form und Brauch oder Äußerlichkeit und Nebensächlichkeit. Ihre tiefste Quelle fließt aus urmenschlichem bewahrendem Heimatbewußtsein. Der traditionsverbundene Mensch begreift Geschichte als etwas kontinuierlich Werdendes und zugleich ewig Pulsierendes. Geschichtslose Menschen werden Nomaden.

In guter Tradition steckt eine Menge bewährter Erfahrungen, Grundsätze und Leitwerte. Sie weicht dennoch notwendigen Veränderungen nicht aus und scheut nicht, neue Erfahrungen sinngemäß einzuordnen. Sie

verpflichtet ihren Träger, sich fortwährend der Kraft der Erkenntnis und des Urteils zu bedienen, damit er den richtigen Weg im Wandel der Zeitverhältnisse und Lebensumstände findet. Fruchtbare Tradition reinigt sich selbst von abgestorbenem Leben. Sie kratzt die eigene Patina stets von neuem ab, um nicht daran zu ersticken, und schlägt weite Brücken. Besonders akut wird sie an den Nahtstellen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. So konserviert sie keine abgestandenen Spitzwegidylle. Das wäre in einer Zeit wie die unsrige, die alle Maßstäbe des täglichen Lebens rapide und radikal verändert, ohnehin vergebene Liebesmüh.

Bindung an Heimat und Tradition ist eine von der Kraft der Erde und der Geschichte erfüllte Macht. Ich erinnere an die ursprünglichen Gefühle, die den unverbildeten Menschen beseelen, wenn er an seine Leute und Landschaft, an den überkommenen Ackerboden und Stammhof, an das Dorf und sein Kirchlein denkt. Hoch über sentimentale Regungen wirken hier lebensbestimmende Mächte. Was vermag allein schon die schlichte Familientreue! Schließlich wird Tradition auch stark vom Glauben getragen.

Tradition bedeutet also mehr als sentimentale Liebe zu fragwürdigen Überbleibseln der Vergangenheit, zu angestammten Resten bankrotter Weltanschauungen oder zu verblichenen Grundsätzen pseudomoralischer Gesellschaftsauffassungen. Man hat aus historischer kultursoziologischer Sicht gesagt, Tradition heiße: die adligen Werte und Formen der Vergangenheit einer adligen Zukunft aufzuprägen. Edle Ordnungen überdauern trotz allem die Zeit, obwohl sie zunächst den Stürmen der kurzfristigen Gegenwart zum Opfer fallen mögen. Lebendige Tradition kann Perioden des Verfalls und Niedergangs, der Ziellosigkeit und Verworfenheit überbrücken. Beharrlich überwindet sie vordergründige Zeitströmungen. Wie ein Phönix erhebt sie sich aus dem Schutt und Staub äußerer Katastrophen. Echte Tradition ist auch jeglicher Befehlsgewalt entzogen, setzt von Natur aus aller Organisation und Propaganda Widerstand entgegen und bleibt immer das Ergebnis der Erziehung durch Generationen. Deswegen wird sie wesentlich von führenden Persönlichkeiten mitgetragen.

Andererseits bedeutet Tradition nicht, an den Bräuchen der Väter treu festzuhalten, selbst wenn sie unsinnig geworden



sind. Ich meine z. B. die „strengen Bräuche“ in überlebten sozialen und kulturellen Riten. Verstaubtes Brauchtum sichert keine Tradition, die niemals von althergebrachter Schablone, liebgewordener Denkfaulheit, eingefrorener Moral und vom herkömmlichen Schema leben kann. Tradition ist auch kein Schlafmittel und Klischee. Sie muß nicht unbedingt reaktionär, zopfig, müffig und altbacken sein. Desgleichen erschöpft sie sich weder in spießiger Kleinbürgerlichkeit noch in philiströser, intriganter Enge, wo Zwischenträgerei ohnegleichen alles vergiftet und alle anregenden Lebenselemente versumpfen läßt.

Mangelnde Bildung und Befangensein in überlieferten einfachen Gesellschaftsvorstellungen sollen besonders die ländlich-bäuerliche Tradition kennzeichnen. Angeblich sträubt sich dort rückständige Hartnäckigkeit gegen das Gebot vernünftigen Fortschritts. Aber gesunde Tradition besteht keineswegs aus „kollektivem Wahnsinn“, der den Untergang der individuellen Einzelpersonlichkeit in der stumpfen Masse besiegeln würde. Natürlich müssen mit den Vorteilen und Tugenden der Tradition gewisse Schwächen in Kauf genommen werden. Es gibt in jeder Tradition Formelhaftes und Oberflächliches, was nichts gegen sie besagt.

Wenn eine Gesellschaftsschicht nur noch jenseits des wahren Lebens von überlieferten Formen zehrt, ist der Geist der Tradition abgestorben. Dabei braucht man zunächst nicht an jene verlogene Tradition zu denken, die uns in schlechten „Heimatfilmen“ die sattsam bekannten „traditionsbewußten“ Bauern und Bäuerinnen vorspielen. Vollends scheidet aus unseren Betrachtungen jene „Tradition“, die zum Zwecke des Fremdenverkehrs gemanagt wird. Erst wenn privilegierte Pharisäer den Druck der Überlieferung benutzen, eigensüchtige Interessen durchzusetzen, kommt die Revolution. Was sind die besten Grundsätze und Verhaltensweisen, sobald sie die Nutznießer der überlieferten Anschauungen decken und der Alltagspraxis entfremdet wurden? Tradition als drastische Selbsttäuschung erzeugt zudem Komik.

Tradition beschränkt sich nicht auf die „Vertretung des Bürgerlich-Althergebrachten“, obwohl Wechselbeziehungen zwischen ihr und der bürgerlichen Ordnung bestehen. Ganz wesentlich unterscheidet sie sich von der gesellschaftlichen Konvention. Man sollte beide nicht miteinander verwech-



Hallo! Wer hat Vorfahrt? So möchte man hier fragen. Wer wird Vorfahrt bewahren, möchte man weiterfragen, wenn unsere heutige Jugend einst ihr Schicksal in die eigenen Hände nimmt? Technik und Tradition brauchen einen gesunden Ausgleich. Photo: Alwin Schomaker

seln, wie es leider geschieht. Tradition als „Weitergabe heiliger Güter“ bildet sich aus gelebter Gläubigkeit und arteigenen Lebenserfahrungen, die den Menschen verbindlich beanspruchen. Konvention entsteht aus zweckmäßigen Berechnungen. Das Wort bedeutet „Übereinkunft“. Man tut so, als ob die jeweiligen gesellschaftlichen Spielregeln und moralischen Fiktionen realen Wert besäßen. Tradition wurzelt mehr im Menschlichen als im Gesellschaftlichen. Sie erfaßt, z. B. vom Glauben her, den ganzen Menschen, während die Konvention das Christentum als Gewand trägt, das den Körper

bedeckt, aber nicht unter die Haut geht. Konvention weigert sich, „auf Kosten der Moral“ oder „aus Rücksicht auf den Stand“ den menschlichen Aspekt gelten zu lassen. Ausgehöhlte Tradition erzeugt leere Konvention des selbstgerechten Pharisäertums. Sie endet in der bemäntelnden Heuchelei einer verlogenen Gesellschaftsmoral, die zu Konformismus und Scheinheiligkeit neigt. Solche Konvention verschließt sich unter dem Vorwande, moralische Werte zu verteidigen, an die sie zwar selbst nicht mehr glaubt, vor der Notwendigkeit ihrer eigenen Umwandlung.

Noch eine Unterscheidung ist hier zu treffen, um naheliegenden Mißverständnissen vorzubeugen. Volkhafte Tradition darf nicht mit nationalistischen Wahn verwechselt werden. Um es deutlich zu sagen: Unter Tradition verstehe ich kein militaristisches Bekenntnis; und mit Traditionspflege meine ich nicht die hurrafreudige, naßforische „Vaterlandsliebe“ von militärischen „Traditionsverbänden“. Dort erlitten Wort und Begriff „Tradition“ eine spezielle Verengung und wurden schließlich totgeritten. Die antiquierte „preußische“ Militärtradition und die restaurativen Traumbilder, die am Zustandekommen des „dritten Reiches“ beteiligt waren, sind 1945 hoffentlich für immer ausgelöscht worden. Insofern kann ich der „Umerziehung“ der „Siegermächte“, von der ich oben schon sprach, folgen. Die aus Untertanengeist gezüchtete sklavische Disziplin des Militarismus „preußischer“ Prägung hat nie wahrhaft volkstümliche Tradition besessen. Volkhafte Tradition schließt aber eine gesunde Wehrtradition nicht aus, wofür die Schweiz das beste Beispiel liefert.

Allerdings spricht der Mißbrauch der Worte „Nation“ und „Vaterland“ nicht gegen diese „heiligen“ Begriffe, ebenso wenig wie der Mißbrauch des Wortes „Tradition“ gegen die Sache spricht, die ich hier vertrete. Volkstümliche Traditionspflege dient keinen nationalistischen und militärischen, sondern wahrhaft konservativen Zielen. Nur, wenn die Volkstumsbewegung in Nationalismus ausartet, verfällt sie der Selbstanbeutung, die uns das vorige Jahrhundert als fragwürdiges Erbe der Romantik hinterließ. Dann kann selbst die Heimatarbeit nicht vor ungesunder Anreicherung mit politischen Bazillen bewahrt werden. Deswegen rede ich nicht dem Überwuchern der patriotistischen Heimatgeschichte das Wort. Vielmehr be-

trachte ich Heimat und Tradition als „Teil des großen Weltganzen, bestrahlt von denselben Gestirnen, die auch anderen Zeiten und Völkern geleuchtet haben, und bedroht von denselben Abgründen und heimfallend derselben ewigen Nacht und demselben ewigen Fortleben in der großen allgemeinen Überlieferung“.

Wahre Volkstradition ist unentbehrliches Fundament staatlichen Lebens. Ohne dieses Fundament müssen die Dämme der Ordnung brechen. Wo sie zerstört sind, erhebt nackter Terror „zur Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung“ sein Schreckenshaupt. Eine andere Wahl gibt es nicht. Deshalb rangiert gegebenenfalls das Gewicht der Tradition vor Erfordernissen von Politik, Verwaltung, Verkehr und Technik. Niemand wird erwarten, daß der heimat- und traditionsgebundene Mensch sich den zeitbedingten Wandlungen des Gesellschaftlichen („soziale Ordnung“) und den wechselnden Moden der Zivilisation stürmisch in die Arme wirft. Dafür verspürt dieser mächtige Ehrfurcht vor dem „Erbe der Ahnen“, das ihm in überkommenen Gemeinschaftsformen, in Lebensweise und Brauchtum, in Gerät und Tracht bis zur Sprache und Mundart begegnet. Gerade die säkulare Ausstrahlung der Tradition gibt ja angestammten Dingen, z. B. dem alten Bauernhause und seinen Einrichtungsgegenständen, den unvergänglichen und unwiederholbaren Zauber . . .

Das Gespür der Ehrfurcht vor Überlieferung und wachstümlicher Kultur geht durch geschichtslose Gleichschaltung, durch weltweite Technik und antitraditionale Zentralisierung im Zuge des Fortschritts vielen Menschen verloren. Die Scheinwelt des selbstherrlichen Zweckverstandes und des beweisenden wissenschaftlichen Experimentes kann das Fehlen der Tradition aber nicht ersetzen. So bildet eine umfassende Traditionspflege das notwendige Gegengewicht für die mechanisierte Welt, deren seelische Entleerung ringsum täglich augenfälliger wird. Unser fortschrittliches Leben müßte chaotisch werden, wenn der Schatz fruchtbarer Traditionen verludern würde, den die Alten als Auftrag hinterlassen haben, damit wir ihr bewährtes Erbe an unsere Nachkommenschaft sinngemäß weitergeben. Tradition als zeitloser Anruf der Treue zum Volkstum muß den gesunden Wert der Heimatliebe vor zersetzenden Antitraditionalismus und den wahren Begriff des Nationalgefühls vor superpatriotischem Fanatismus schützen.



C. Traditionspflege, praktische Heimatarbeit und bäuerliche Kulturpolitik

Motto: „Eine Tradition selber zu schaffen ist weit schwieriger, aber auch großartiger, als sie in den Resten und Formen verjährter Gesinnungen zu suchen und zu pflegen“. Theodor Heuss

Im Grunde vermag die noch unverdorbene Sachlichkeit des Denkens der Landbevölkerung die antitraditionalen Fiktionen und Ideologen gar nicht zu begreifen. Dieselben werden mit Recht als Betrug empfunden, wenn ihnen überhaupt Beachtung geschenkt wird. Trotzdem verlangt die Entwicklung kritische Aufsicht. Die zersetzenden Kräfte bedienen sich raffiniertester Mittel, um die letzten traditionsgläubigen Landwinkel zu erfassen. Glücklicherweise drängt die Fragwürdigkeit des Fortschritts mit wirkungsvollen Zweifeln in das Bewußtsein der Blindesten. Sie ruft darin wachsendes Unbehagen hervor. Eine Spannung der Entschlossenheit, den Geist des Alten zu bewahren und die Technik des Neuen dennoch zu gebrauchen, kennzeichnet die innere Situation der Landbevölkerung im allgemeinen und die des Bauerntums im besonderen.

Allerdings hat es nicht an Rezepten gefehlt, das „Alte“ auf dem flachen Lande zu erhalten. Von verschiedenen Seiten war man sehr freigebig mit Vorschlägen, die manchmal auf dem Papier faszinieren, leider aber nur auf dem Papier! Desgleichen gab es schon eine Reihe von praktischen Bemühungen, die Anfälligkeit für die Verstädterung zu hindern oder wenigstens abzumildern. Romantische Versuche der praktischen Übertragung vorbeugender Maßnahmen auf den nüchternen Arbeitsalltag des flachen Landes blieben meistens ohne greifbaren Erfolg. Natürlich tauchte unter den vielen Rezepten bald die heimatliche Traditionspflege auf. Dieselbe war zunächst auf das Prinzip des sturen Festhaltens bezogen, das sich jedoch als unfruchtbar erwies. Nachher kam der Gedanke einer kontinuierlichen Umwandlung der Tradition auf. Er öffnete Wege für konstruktive Heimatarbeit.

Heute untergräbt die technische Entwicklung rascher denn je das Gefühl für organisches Wachstum. In der Prosperität des Wirtschaftswunders, das auch das flache

Land ergriffen hat, verschleißt viel geistig-seelische und moralische Substanz. Die neuen Erfahrungen müssen Gestalt annehmen und in der Tradition verankert werden. Ernsthafte Überlegungen sind notwendig, zumal der Verwandlungsprozeß neben den technischen Verhältnissen in ungeahnter Weise den ganzen Menschen durchdringt. Manche Dinge lassen sich nicht mehr in die Nur-Tradition einfügen. Obwohl der Bauer in seinen täglichen Verrichtungen vielfach so fortfährt, als ginge alles im gewohnten Trott weiter, ergeben genaues Beobachten und intensive Umfragen ein bedenkliches Bild darüber, wie wenig mancher wertvolle alte Brauch noch verbindlich in Übung ist und wie mangelhaft die Tradition überhaupt lebensbestimmende Bedeutung hat.

Es ist eine Utopie, daß Reservate geschaffen werden könnten. Das Landvolk will nicht mehr in alten Trachten einherwandeln oder in primitiven Häusern wohnen. Auch ist es nicht vor dem Kontakt mit der städtischen Zivilisation zu bewahren. Dennoch appellieren wir an den guten Willen aller Verantwortlichen, dem Landvolk zu helfen, das ohne sein Dazutun in den Wirbel unserer Tage geraten ist. Sonst droht alles hinweggefegt zu werden, was bewährten Traditionen entspringt. Wir dürfen die Dinge nicht laufen lassen und sollten uns wahrlich den Kopf darüber zerbrechen, wie die Tradition heute aussehen muß, ohne die auf die Dauer unser Volk nicht auszukommen vermag. Irgendwie haben wir unvermeidliche Änderungen anzuregen, hinzunehmen und möglichst zu lenken. Hier aber beginnen die Schwierigkeiten.

Viele Leute glauben, in diesen Fragen mitreden zu können. Wenige verfügen über ausreichende Sachkenntnis. Nur der persönliche Kontakt mit den Symptomen und unermüdlichstes Studium sind allein Legitimation dafür. Bisherige Bemühungen um die anstehenden Fragen zeigen, daß der Nichtfachmann vorsichtig sein muß. „Meinen“ unterscheidet sich von „Wissen“. Der Abstand beider ist abhängig von dem Maße, in dem sichere Erkenntnisse und fundierte Erfahrungen am Urteil mitwirken. Pläne und Gedankengänge, die um die kulturelle Zukunft des flachen Landes kreisen, dürfen aber auf keinen Fall Vorstellungen einer Minorität bleiben, deren isolierte Sachkenntnis „oben“ kein Echo auslöst. Gründlicher als bisher sollten selbst die berufenen Vertreter des





Ein „moderner“ Hochzeitsbitter. Wie hier wird auf vielen Gebieten der Versuch gemacht, Altes mit Neuem zu verbinden. Manchmal gelingt es, manchmal nicht. Es bedarf schöpferischer Gedanken, überliefertes Brauchtum mit der neuzeitlichen Technik in Einklang zu bringen.

Photo: Alwin Schomaker

Bauerntums bzw. der Landwirtschaft offenbare Mängel in ihren Vorstellungen über unseren Fragenbereich beheben. Es stehen hier nicht „agrарwirtschaftliche“ sondern kulturelle Probleme obenan. Die kulturelle Bedeutung der Tradition verlangt dabei spezielle Aufmerksamkeit.

Hoffentlich wird meinen Lesern nicht säuerlich zumute, wenn moralische Erwägungen deutlicher in die Gedankengänge einfließen. Unsere an Traditionen so arm gewordene Welt braucht behutsame Rücksicht auf alles, was seit alters gut gewachsen ist. Darin sehe ich schlechthin eine Sorgfaltpflicht. Aber wenn menschliches Wesen nicht erstarren soll, bedarf es der fortwährenden Auseinandersetzung mit vergangenem Wirken. Geduldig ist der Weg aus der zerstör-

ten Ordnung in eine neue zu suchen. Klare Grundsätze sind notwendig, um die aus den Fugen geratenen Lebensumstände wieder in die rechte Reihenfolge zu rücken. Solche stellt die Tradition von sich aus zur Verfügung. Ruht doch hinter jeglicher Erneuerung der Form ein unveränderlicher Kern an Wertgehalten, den die Vergangenheit erarbeitet, erstrebt, erlitten und erprobt hat.

Mit Technik, Verkehr, Zivilisation und Verstädterung sind Veränderungen hereingebrochen die am allerwenigsten das Bauerntum begreifen mag. Wirtschaftliche und soziale Nöte lassen sich relativ einfach lindern oder gar beseitigen. Schwer zu lösen ist dagegen das Problem, das seelisch und geistig mit der Erhaltung bzw. Weitergabe echter Tradition zusammenhängt. Gelegentlich trifft man auf seltsame Mischungen von Tradition und „Neuzeit“. Die altehrwürdige Überlieferung kommt meistens schlecht dabei weg und erscheint manchmal in einer komischen Rolle...

Maßvolle Mechanisierung der Landwirtschaft hat unbestritten den Vorteil der Wirtschaftlichkeit und Arbeitserleichterung. Wer wollte dem Bauern zumuten, aus sentimentalen Gefühlen oder Idealismus dort mit der Hand zu werkeln, wo die Maschine es schneller, billiger und bequemer schafft? Doch stimmt uns nachdenklich, wenn heutzutage Verdienen überdimensional groß geschrieben und Kultur mit Lebensstandard gleichgesetzt wird. Außerdem rücken wirtschaftliche Interessen einseitig in den Vordergrund des täglichen Lebens. Sobald die Fragen der Tradition den wirtschaftlichen Gesichtspunkten untergeordnet werden und die Ertragsrente in eine moralische Überfunktion rückt, sobald ferner die menschliche Begabung nur noch an der Entfaltung der Technik, nicht aber an der Weitergabe bzw. Neuschöpfung von Tradition sich entzündet, besteht höchste Gefahr für die bewährten Überlieferungen unserer alteinsässigen Bauernfamilien. Dann ist doch nur noch ein kleiner Schritt dahin, wo die verfallende ländliche Kultur die Familie gerade noch als Wirtschaftseinheit oder Haushalt gelten läßt.

Dabei wird der Einfluß der Familie auf ländliche Frömmigkeit und Moral, sowie auf das „soziale Gewissen“ intensiver als je zur Rettung der ländlich-bäuerlichen Kultur und ihrer Traditionen aufgeboten werden müssen, obwohl die alte patriarchalische Welt des Landes, die sogar sozialen Härten den

Stachel zu nehmen vermochte, endgültig dahin ist. Die starke familiäre Wurzel bäuerlichen Lebens, die tief in den Boden und die Geschichte unserer Heimat hinabreicht, darf in ihrem Erdreich nicht locker werden. Gerade der ländliche Familiensinn bewies sich als gute Keimzelle und bester Hüter einer gesunden Tradition. Von besonderem Gewicht ist die Rolle der Frau und Mutter, weil Tradition sich im wesentlichen als Frucht der entsprechenden Familienerziehung entwickelt. Das Schicksal der Traditionspflege wird nicht zuletzt vom stillen Wirken der Frauen und Mädchen bestimmt, seitdem die verwirrende Fülle der Ablenkungen (Rundfunk, Fernsehen, Auto usw.) sowie technisch-sachliches und wirtschaftlich-materielles Denken in den häuslichen Kreis unserer Landfamilien Einzug gehalten haben. Traditionsbeseeltes Frauentum schützt vor einer Verflachung in konventioneller Rechtschaffenheit und bewahrt die Rangordnung in der hergebrachten Lebenshaltung vor Abwegen, die durch das Schwinden des Sinnes für Kontinuität und durch Überangebot oder Überkonsum von zivilisatorischem Stadtkomfort unübersehbare Gefahren heraufbeschwören. Ganz besonders erfährt auch die Wechselwirkung von Tradition und Religion im Raume der Landfamilie eine fruchtbare und nützliche Vertiefung.

Kirche und kirchlicher Brauch stehen hierzulande überhaupt in enger Wechselwirkung mit der allgemeinen Tradition. Sie sind wichtige Faktoren volkstümlicher Traditionspflege. Von der Kirche gehen starke bewahrende Kräfte aus. Diese haben auf die Landjugend besonders Einfluß genommen und dort die Erkenntnis geweckt, daß in der zeitgemäßen Umformung des Landlebens geistigen Grundlagen der Vorrang zukommt. So bemüht sich die heutige Landjugend, eine zielbewußte Traditionspflege gegen Verstädterung einzusetzen. Längst spüren aufgeschlossene Kreise in ihr, daß die neuen Dinge im Dorfe einer vernünftigen Einordnung bedürfen. Sie empfinden die kulturelle Benachteiligung gegenüber den städtischen Bezirken. Es hat sich ihrer das dunkle Gefühl bemächtigt, daß der Antitraditionalismus einen Betrug am Volke beabsichtigt und auf plumpe, politische Bevormundung aus ist. Deswegen will die Landjugend sich in den Stand versetzt wissen, den zivilisatorischen und antitraditionellen Gefahren selbständig zu begegnen. Sie glaubt sich mitverantwortlich für die Lösung jener zwiespältigen Zustände, in die unsere Landbevölkerung durch

Technik, Verkehr, Zivilisation und Verstädterung hineingeraten ist. Überdies stehen sich heute in unseren Dörfern unmittelbarer als früher Einheimische und Fremdbürtige gegenüber. Die Vertriebenen aus dem Osten mit ihrem unverschuldeten Schicksal und heimatlichen Eigenwesen erzwingen ebenfalls eine Neuorientierung der angestammten Traditionen.

Jeder nimmt aus Heimatverbundenheit und Traditionsverhaftung etwas mit ins Leben, das als guter Leitstern vor ihm herzieht und über ihm steht. Niemand soll sich einbilden, daß er frei wäre von Regungen, die so alt sind wie die Menschheit selbst und bestimmt viel älter als das vielgelästerte traute und biedere deutsche Volksleben der „guten alten Zeit“. Die Antitraditionalen verkünden eine Irrlehre, wenn sie behaupten, mit dem Schlagwort „Fortschritt“ sei das unvermeidliche Ende ländlicher Eigenkultur gekommen, oder der Einbruch der städtischen Zivilisation verurteile jegliche Tradition zum Untergang. Die Welt der traditionellen ländlich-dörflichen Auffassungen hat vorerst nur einige Konzessionen machen müssen. Sie konnte dem Wechsel der äußeren Lebensumstände nicht schnell genug folgen. Diese Überzeugung beseelt die Heimatbewegung, auf deren Programm zeitgemäße Traditionspflege Hauptpunkt ist.

Das Bild, das die Antitraditionalen von den Verhältnissen entwarfen, ist in jeder Hinsicht falsch. Wenn die Heimatbewegung verstärkt wohlbegründete Ansprüche stellt und davor warnt, das konservative Denken zu vernachlässigen, registrieren ihre Gegner das als „Gartenlauben-Romantik“. Die zweckbedingte Entstellung der Heimatvereine als „Oasen der Zeitfremdheit“, deren Mitgliedschaft etwas mit „seniler Romantik“ zu tun habe, wie man kürzlich lesen konnte, gehört in dieses „moderne“ Propagandabild. Aber die Zeiten sind vorüber oder hat es nie gegeben, „wo angejahrte Damen und Herren über den Verfall der Volkskultur räsonierten und sich gegen die fortschrittliche Entwicklung der neuen Zeitverhältnisse stellten“. Von Anfang an haben die Heimatvereine in ihrer praktischen Arbeit eine sehr aktive Rolle gespielt. Sie waren es, die trotz allem in fruchtbarer Arbeit zusammenfanden. Es ist ungerecht, die Heimarbeit als Stiefkind im kulturellen Leben zu behandeln.

Es mag ein Erbe der jüngsten Vergangenheit sein, daß die Heimatbewegung nicht

überall ernst genommen wird. Diese betrübliche Tatsache rührt sicherlich aus jenen Tagen her, da der Nationalsozialismus im Rahmen seiner berüchtigten „Arbeit an Blut und Boden“ allein das Vorrecht in Anspruch nahm, aktuelle Traditionspflege zu betreiben. Die einzelnen Heimatvereine und Heimatfreunde konnten sich gegen die Usurpation kaum schützen, obwohl sie mehr Verdienste hatten, als die Nationalsozialisten wahrhaben wollten und heute die Antitraditionalen glauben machen wollen. Freilich muß die Heimatbewegung, sofern sie sich nicht Beschränktheit und Feigheit vorwerfen lassen will, jetzt umso mehr beweisen, daß sie sich an Intelligenz und Charakter mit dem Gegner zu messen versteht. Hier warten mühsame, Geduld und Mut heischende Pflichten. Man spreche jedoch nicht von Feigheit, wenn die Heimatbewegung darauf verzichtet, alle Gift Pfeile des Antitraditionalismus treffsicher zurückzuschleudern.

Mehr als sonst müssen wir uns vor sentimentalischen Umgarnungen hüten. Weniger als früher dürfen wir die Vergangenheit auf Treu und Glauben übernehmen. Die Anschauungen und Bräuche von einst sind kritisch auf Wertbeständigkeit und Brauchbarkeit zu überprüfen. Nur so kann es gelingen, eine neue kulturelle Struktur mit entsprechenden Traditionen in unseren Landbezirken aufzubauen. Zunächst wird es wohl eine kleine Schicht von Heimatfreunden bleiben, die unabhängig genug ist, daran zu arbeiten, das eigene Wissen um echte ländlich-bäuerliche Werte zu erweitern, und das Pflänzchen der Traditionspflege sorgfältig aufzuziehen. Dennoch wird man der modernen Heimatbewegung nicht den Glauben austreiben können, daß sie mitbeauftragt ist, das Schicksal der ländlich-bäuerlichen Kultur in Obhut zu nehmen.

Der nüchterne Geist der Menschen von heute fragt mehr und mehr, ob die Werte der Überlieferung, die uns zur Weitergabe überantwortet wurden, in eine Aussageform gekleidet erscheinen, die zum Aufhorchen zwingt. Wenn ein Fußballpokalspiel, gegen das ich an sich nichts einzuwenden habe, zum Mittelpunkt eines „Heimatfestes“ wird, oder wenn altes Brauchtum mittels der modernen „Schnulze“ anziehend gestaltet werden soll, erfolgt keine Antwort darauf, ob Heimatarbeit die Sprache unserer Zeit spricht. Es hat sich allmählich herumgesprochen, daß durch Versuche mit Attraktionen und Sensationen keine Volkstumsarbeit und Traditionspflege geleistet wird. Vor den Augen

des modernen Menschen beginnen solche Tricks zu versagen. Sie legen kein Zeugnis ab für lebendige Tradition. . .

Alles Denken und Handeln der Heimatbewegung muß in verstärktem Maße auf „bäuerliche Kulturpolitik“ ausgerichtet werden. Es gibt außerhalb dieses unausweichlichen Problems kaum etwas, das dringlicher wäre und die Heimatarbeit ernster verpflichtet, sich darum zu sorgen und zu mühen. Die Lösung wird grundsätzliche Voraussetzungen zeitigen für zukünftige Traditionspflege auf breiter Basis. Außerdem bedeutet sie für den aufrichtigen Heimatfreund den einzigen Weg, die akkumulierte Schuld der Verstärkung des Landvolks zu bezahlen. Jeder Gebildete trägt in gewissem Sinne mit an dieser Schuld, da er das Produkt einer Gesellschaft ist, die das Landvolk zu gering bewertete. So betrachtet wäre jeder Heimatfreund ein leichtfertiger Bankrotteur, der seine Geisteskräfte mit unverbindlichen Heimatsimpeleien vergeudet. Natürlich wollen wir hier nicht verwerfen, was führende Köpfe der Heimatbewegung in der letzten Generation als Herzensanliegen teuer war. Diese mögen sich auch nicht beiseitegeschoben fühlen angesichts einer Forderung, der die heutige Generation nicht länger ausweichen will. —

In der öffentlichen Meinung besaß die deutsche Bodenproduktion früher altgewohnten Vorrang vor der industriellen. Diesen Standpunkt teilte selbstverständlich die Agrarpolitik, zumal der deutsche Autarkiewille ihn für Kriegsfälle ethisch verbrämte („Sicherstellung der Volksernährung“). Heute ist die zweckbedingte Vorrangstellung der Landwirtschaft im Schwinden begriffen. Die europäische Wirtschaftsgemeinschaft wird endgültig damit aufräumen. Im allgemeinen Bewußtsein nimmt die industrielle Erzeugung immer mehr eine Vorzugsstellung ein; wir haben entschieden den Weg zum Industriestaat beschritten. So sieht sich die deutsche Agrarpolitik vor einer verwandelten Ausgangslage. Vielleicht richtet sie nunmehr den Blick auf das bisher vernachlässigte Gebiet der bäuerlichen Kulturpolitik.

Obwohl die deutsche Großlandwirtschaft, besonders ostwärts der Elbe, gern für sich in Anspruch nahm, Hüterin des konservativen Erbes zu sein, hatte sie sich jedoch am ersten geneigt erwiesen, die Tradition zu Gunsten wirtschaftlicher Interessen zu opfern. Völlig uninteressiert zeigte sie sich am Erbe der bäuerlichen Tradition, das sehr verschieden vom „konservativen Erbe“ der



Das Erntebrauchtum unserer Heimat bietet fruchtbare Ansatzpunkte für eine gesunde Tradition, die auch in der technischen Zivilisation des Landes ihren zeitlosen Sinn nicht verliert. Im Münsterlande wird vor allem das Erntefest in Wechselwirkung mit der Kirche eine Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft bilden müssen. Hier hat gerade die Landjugend eine besondere Aufgabe.

Photo: Alwin Schomaker

Großagrariar war. Gutsbesitzer und keine Bauern, beherrschten dann auch die deutsche Landwirtschaftspolitik, die als „Agrarpolitik“ materielle Ziele verfolgte. Kaum jemand merkte, wie mit dieser Einseitigkeit die Axt an die Wurzel des Baumes der arteigenen ländlichen Volkskultur gelegt wurde. Man muß mit einiger Melancholie feststellen, daß diese Einsicht auch heute erst wenig verbreitet ist.

Kein Wunder, wenn unsere Agrarpolitiker geneigt sind, lediglich den von ihnen beackerten Einzelsektor anstatt der ganzen bäuerlichen Lebenswirklichkeit zu sehen. Es ist in Deutschland üblich geworden, „Agrarpolitik“ als wirtschaftliche Interessenvertretung zu verstehen. Möglicherweise haben führende Köpfe die seelisch-geistige und moralische Notlage des Bauerntums außer Acht gelassen, weil sie meinten, dafür nicht „zuständig“ zu sein. Immerhin beweist die Überbewertung des ökonomischen Standpunktes die Einseitigkeit der Denkrichtung sowie den Grad des Materialismus in einem

Kreise, der ursprünglich auch ideale Forderungen vertreten hat. Ganz zu Unrecht wird die Bedeutung der Tradition schief gesehen. Ein Mühen um kulturelle Werte oder um eine eigenständige Kultur des Landvolks? Papperlapapp! geben viele zur Antwort, wenn man mit Forderungen bäuerlicher Kulturpolitik kommt.

Es wäre falsch, wenn jemand aus unserer Forderung den Schluß ziehen wollte, die materiellen Notwendigkeiten der Landwirtschaft würden im Programm der bäuerlichen Kulturpolitik mißachtet. Niemals würde ich behaupten, die für Agrarpolitik aufgebraachte Zeit und Mühe sei nutzlos vertan. So ist es natürlich nicht. Die materiellen Belange müssen durchaus ihren Platz haben wie Technik, Rationalisierung und Zivilisation. Nur sollte ihnen nicht der alleinige Platz eingeräumt werden. Die landwirtschaftliche Ausbildung müßte wieder auf traditionelle bäuerliche Grundlagen ausgerichtet werden. Neben die berufstechnische Schulung müßte die berufständische Erziehung treten. Ein mate-

rialistisches, traditionsloses Landvolk würde eines Tages in der Kolchose einer kommunistisch gewordenen Staatsgesellschaft aufwachen. Die Reue käme dann auf der ganzen Linie zu spät.

Im Sog der „modernen Errungenschaften“ ist schon sehr viel vom bäuerlichen Selbstbewußtsein auf Eigenständigkeit verdampft. Bäuerliche Kulturpolitik muß innere Glaubwürdigkeit und einen festen Erfolgswillen beweisen, indem sie sich von skeptischer Resignation freimacht. Ferner gehören Zielstrebigkeit und Geschicklichkeit (Diplomatie) zum planmäßigen Verfolgen ihrer Ideale. Die kritische Beobachtung aller antiheimatlichen und antitraditionalen Tendenzen verleiht Waffen zur Absicherung der Grundlagen fruchtbarer Traditionspflege. Die Landwirtschaft wird den wichtigsten Zweig moderner Sozialtechnik, die Meinungsbildung, auf dem Grunde bäuerlicher Kulturpolitik verankern müssen. So könnte unser Bauer mehr Subjekt als Objekt, mehr Hammer als Amboß der neuen Entwicklung werden. Irgendwie wäre er Gesprächspartner anstatt Befehlsempfänger.

Bäuerliche Kulturpolitik ist ebenso wichtig wie Wirtschafts- und Agrarpolitik. Mag dieselbe zur Zeit noch als fünftes Rad am Wagen der landläufigen Agrarpolitik angesehen werden, muß sich indes dieser Zustand sehr bald ändern. Vorzüglich auf pädagogischem Gebiete sind die bisherigen materiellen Aspekte ihrer Vorrangstellung zu entkleiden. Welche törichten Auffassungen begegneten einst auf diesem Felde! Die Einflüsse, die den Menschen von heute allgemein verwirren und den Bauern im besonderen unmündig für ein klares Urteil machen, brauchen dringend hohe Stauwehre oder mindestens eine strenge Sondierung. Entwicklungen rücken uns Heutigen so rasch auf den Leib, daß wir gezwungen sind, Äußerstes zu versuchen, den bäuerlichen Landmenschen mit Urteilsfähigkeit auszurüsten. Es wäre noch besser, eine Zeitlang überalterte bäuerliche Kultur und Tradition in Kauf zu nehmen, als das Landvolk schutzlos dem modernen Zeitgeist auszuliefern. Wenn die gegenwärtige bäuerliche Kulturpolitik offenbare Zeitvorteile im gegnerischen Lager nicht beseitigen kann, ist sie jedoch durchaus in der Lage, Wege zu finden, die neuen Zugang zum Wesen der Tradition eröffnen. Desgleichen kann sie Möglichkeiten anbahnen, Volkstums- und Traditionspflege auf breiter Ebene zu verwirklichen.

Die Entwicklung des Museumsdorfes in Cloppenburg vom „Heimatismuseum“ zu einer Einrichtung von Weltniveau hat bewiesen, daß sich die neuzeitliche Volkstums- und Traditionspflege in weltweite Zusammenhänge stellen läßt. Dort ist unschwer zu erkennen, wie der beispiellose monographische Rückblick auf die bäuerliche Kulturgeschichte spontan erfolgversprechende Ansatzpunkte für die Neugestaltung zukünftigen bäuerlichen Lebens darbietet. Was in Cloppenburg zusammengetragen wurde, ist Spiegelbild einer allgemein-menschlich bedeutsamen bäuerlichen Haltung, deren Grundzüge Zeitlosigkeit atmen. Wer nicht mit Blindheit geschlagen ist und noch zu sehen versteht, der muß ganz von selbst nach Anknüpfungspunkten für eine allgemeine Aktivierung dieses Instituts im Dienste bäuerlicher Kulturpolitik suchen. In Cloppenburg entstand weit über die phänomenale Häusersammlung hinaus ein bäuerliches Kulturwerk, das für den Wiederaufbau ländlich-bäuerlicher Tradition unentbehrliche Hilfestellung leisten kann . . .

Die materialistische Vernunft links gerichteter politischer Ideologen, die eigene kalte Bildungsideale setzen, versagt vor be-seelter Tradition. Ihr mangelndes Verständnis für das, was Tradition überhaupt bedeutet, verleitet zwangsläufig zu einem Fehlurteil. In der Weltsicht vieler „moderner“ Intellektueller klaffen hier bedenkliche Lücken und ein erschreckender Mangel an lebendigem Geschichtsbewußtsein. Lücken werden aber gern mit Vorurteilen ausgepolstert, die wiederum mit Fehlurteilen angefüllt sind. Die extreme Antitraditionalismus von heute muß an den eigenen Abstraktionen ersticken. In seiner nihilistischen Bindungslosigkeit, die alles Überlieferte in Religion, Heimat und Volk ablehnt, lebt nicht etwa gesunde Kraft, sondern Schwäche und Ratlosigkeit. Freilich mag sich dahinter auch das Gefühl verbergen, am Ende eines Zeitalters zu stehen. Jedenfalls sind diese Intellektuellen untauglich für eine Definition der Tradition und völlig ungeeignet, sich unserem Problemkreis zu nähern.

Nur, wer bodenständig und traditionsverbunden lebt, wird den Willen haben, mir bei meinen Gedankengängen zu folgen. Er wird auch überzeugt sein, daß es noch andere Wege gibt, um das Erbe der Vergangenheit sinngemäß zu übernehmen, als niederzureißen und zu verneinen. Man sollte Zerstörung nicht mit Verjüngung verwechseln.

Landvolk und Bauerntum müssen also ihre Haltung gegenüber Vergangenheit und Geschichte neu überprüfen. Einerseits gilt es, die bäuerliche Lebensform zu verteidigen, andererseits bedingen wirtschaftliche und soziale Verschiebungen im Volksganzen eine Neuordnung der überlieferten Verhältnisse. Zwischen alte Traditionen der Geschichte und neue Forderungen der modernen Industriegesellschaft gespannt, darf bäuerliche Kulturpolitik niemals auf der kurzsichtigen Warte selbstgefälliger Kirchturnspolitik landen. Im Zeichen des großen Ringens zwischen West und Ost ist ihre Position auf einen wichtigen Teilabschnitt des Kampfes um Bestand und Zukunft bezogen. Obendrein ergeben sich besondere Perspektiven in Richtung der künftigen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Unser Bauerntum wird viel Mut und Verstand beweisen müssen bei dem entsprechenden rationellen Umbau der Betriebe und bei der gleichzeitigen, traditionellen Weiterführung eines vernünftigen ländlich-bäuerlichen Lebensstiles.

Die „Europäische Konferenz über die Lebensverhältnisse auf dem Lande“ während des Sommers 1959 in Bad Godesberg, die ich unmittelbar beobachten konnte, kam zu dem Ergebnis, daß „Antriebe allgemein europäischer Natur und speziell deutschen Ursprungs, in gleicher Weise zusammen die Erhaltung gewisser traditioneller Formen in der europäischen Landwirtschaft („bäuerlicher Familienbetrieb“) unabdingbar fordern“. Für die zukünftige europäische Großraumwirtschaft kann weder der amerikanische Farmbetrieb noch das russische Kolchosensystem zum Vorbild genommen werden. Einer zielbewußten bäuerlichen Kulturpolitik muß es gelingen, unseren Bauern den technischen und zivilisatorischen Umbruch zu bescheren, ohne die angestammte traditionsgebundene und konservative Grundhaltung zu erschüttern. Was nützte auch aller Gewinn an materieller Weltoffenheit und technischer Perfektion, wenn unser Volk Schaden litte an seiner Seele!

Alwin Schomaker-Langenteilen

De ole Mann un de Straoten

Dat har nien Menske glöwt, dat so'n Strubulster as Berndken Lüning noch wat har, wor sien ole Hart mit al Fäsen an hünk. Wenn man ole Lü wat wegnähmen will, teiert se sik faoken as Kinner, un dat is, as köm würkelk Not un Dod up ehrn Kopp. Börgermester Bremer har dat uttausuern, und dat wör'n verdreetlik Spillwark.

„So, en Straoten willt gi baun?“ lurde de ole Mann üm an, „un nu, nu willt gi Sluukhalse bi mien Grund!“

„Wi willt nich, wi mööt. De lütke Steenpadd vör dien Huus kann den Verkehr nich mehr verknusen. Du moß doch inseihn, dat dat nödig ist.“

„Nix seih ik in! Mi is dat liekernao, baut Straoten, wor gi willt, man nich up mien Grund! Gi schölt mi dormit in Frän laoten!“

„Bernd, hör tau, dat is doch bloot so'n Striepen, den du missen mößt, ale mööt se wat missen.“

„Wat geiht mi jau Verkehr an?!“

„Du kannst mit dien Dwerkopp doch dat Warks nich upholen, ik meen den modernen Verkehr. Wi köönt doch nich utscheiten, wenn di dat nich tausegg. Alleen dienetwegen köönt wi doch den Straoten nich liggen laoten. Bäter köönt wi noch dien Hüsken versetten.“

„Mien öllerlik Huus! Dat mogst woll!“ keekelde Berndken nöttkerig un günk stief vör den Bögermester in den lütken Staabend up un daol. Vergrellt lüchden siene Ogen, un sien Mund mit den slüchterigen Snurrbort bäwerde liese. Sien Aöwertrecksrock jaopde vörn wiet, un dat ein Enn van sien Anjüchten bümmelede vör sien Buuk hen un her. „So is dat nu, gi meent, lütke Lüe hebbt lütke Pötte, mit de köönt gi dat woll maoken. Gi willt mi de Fuust in'n Nacken setten! Mien öllerlik Huus! Sämbzig Johr heff'k drin waohnt, un up mien olen Dag willt gi mi dorut smieten! Dat is Hansbunkenkraom, dat laot ik nich tau! Mien Vörgorn willt gi verneieln, de Böme ümsaogen, mi den fermooften Timpen wegnähmen. Dat is'n misselk Wark! Un wat heff'k dann vör'n Huse? Dat Gerööter un Gesnööter van den Autos. Ik kann mi dann nich eis mehr verträen. Nä, nä, dor werd nix van!“

„Tja, dann helpt dat nich, wi köönt us van di nich upholen laoten, dann mööt wi dat Stücksken enteignen.“

„Enteignen?“ Berndken keek ut, as wenn de Hund üm sien Tusken in't Been sett't har. „Dat du so wat seggen magst, Börgermester, geiht dat bi us nu al jüst so tau



as bi de Kommenisten?! Nix d'r van! Ik gäv mien Verlööf nich dortau, dormit basta!"

Dat wör'n netten Timpen dor vör'n Huse, dat is wohr. Een Linnboom schööv sien langen Täuger wiet aower dat Strohdack un löt se ok noch wat up de Straoten hangen. An de ännern Siet waßde so'n knobbeligen Haolernbusk, un in de Midde up'n grot Bettken bleihden in'n Freujohr de Steifmäuderken, Primeln un'n masse änner Sorten van Blaumen. An de Huuswand stünd'n ole Bank, wor Berndken in'n Sünnschien geern sitten dö. Wat har he dor nich belävt! Dor konn he de Straoten heuen. S'morgens freuh wör de Melkwaogen vörbirmummelt mit Weßjans Dirk up'n Buck un twee maogere Hieners an de Dießeln. Den Bäckerjungen har he al van wieten rüken konnt. Un dann wörn de Schaulkinner tweemaol up'n Dag an'n Tuun uplopen. Wat har he dor nich tau hörn krägen! Um harn se ja nich seihn achter sien Hägen, aower he har se al seihn un ehr naokäken. De Röens ut de Naoberskup harn sik dor draopen un bäten, un de Lüntke harn sik up de Perködels sett't un hackt, dat de Fetzen flögen. Un Thrinke, sien Menske, har dor so gaut ehrn Tietverdriev hatt mit ehrn Flickkorv un ehr Stricktüg. Un nu wullen se üm dat Plätzken wegnähmen. Dann wört't woll al vörbi, dann flitzden dor blot noch de Stinkkoorns van Autos. Dat piesackde üm doch bannig. He wull sik nich gäben un dö, wat he konn. Man nien Menske lusterde up üm.

Dat köm, ast't kaomen muß, un de Tiet trampelde aower Berndken sien Gefeuhl un sien Eegensinn baoben aowerweg. In'n ankaom Freujohr stünden dor ganze Riegen van Keerls bi de Straoten tau rieten un tau smieten. Se verreuklosden üm de Stä, un al sien Denken un Simmeleiern güng üm den Vorgorn. Daogelang seet he an't Fenster un keek grimmietrig nao buten. Neeger un neeger kömen se an dat Görntken, un dann passeerde dat Mallör. Traonen rullden üm aower de Backen, as de Saogen sik in de hogen Linn fret. Dat wör, as wenn se üm in sien eegen Fleesk sneen.

S'aobends moß Thrinke, sien spillern Menske, üm in de Puch bringen, un den ännern Morgen stünd he nich weer up. So moß Doktor Feldhus d'r her. He konn nich alltau väl bi üm finnen un verschreev üm Wittdorntee un so'n änner Tügs. So leeg he still vör sik, Stunn üm Stunn, Dag för Dag un hörde dat Rumsen und Ropen un dat Röötern van de Maschinen.

As de Straoten klor un de Bedriev vör'n

Huse tau Enn wör, köm he so langsaom weer tau Vernüll, man nao buten kieken, dat wull he nich. As 'n Kind, wat sik brennt heff, van dat Für afbliff, köm he nich in dat Vörpand van dat Huus un trök sik in't Achterkämert trügge. Een neet Glint harn se üm sett't. De Börgermester har dat woll verhackstückt, man he keek't nich an. Vör'n Huse harn se uprüümt un de Gägend schier maakt man dat löt üm kolt. Ok de olen Bank stünd d'r noch, man he wull dor nich sitten.

As de Sünns staodig höger klatterde un dat Köörn up'n Eske anfüng, riep tau weern, do trök up een Sönndagnaomiddag de Musik dör't Dörp, as se al Johr dö. Dat Schützenfest wör flott in'e Gang, un de grote Tog köm mit Fidori un Teramtera de neien Straoten hendaoltrampelt.

Berndken har freuher bi de Musikers in Ollnborg deent. Dat schööt üm noch in de Knaoken, wenn dor so'n fierliken Tog vörbi-güng. Mit'n Karrewupdig reet he de Dörn los, stünd dor vörn an't Pörtken, as he dat al Johr dö, un — — har de neien Straoten heel vergäten.

Wat seech dat fierlik ut, wat seech dat fierlik ut! Faohnen flattkerden an'n Straotenrand, de Blaoshöörns van de Musikers blitzden in'n Sünnschien. De dicke Kollmer Gerd, wat de Oberst van de Schützen wör, reet up sien hoge Peerd so stolt vörbi, un de Beene van de Greunröcke güngen egaolweg in'n Takt hen un her. Man konn seihn, de Lü dampden vör Vergneugen.

"Hallo, Berndken, maakt wi dat nich gaut?"

"Kumm mit in de Riegel!"

"Wo kannst du dorbi still staohn?!"

Dat röpen se üm al tau, man he konn gor nich rech still staohn. De Freide straohlde ehr ut'n Gesicht. Un Berndken? He har de Tiet un — — sien Arger heel vergäten. He stünd un lusterde un lusterde. Un rore Gedanken un de vergaohn Tiet tröken üm dör'n Kopp. Dann schüddelköppde he, as wull he Fleegen wegjaogen.

"Wat bin ik för'n Äsel wäsen", smüsterlachde he vör sik daol, "man schall sik doch nich argern."

S'naomiddaogs seet he weer up de Bank vör'n Huse. De Lü löpen drocke in helle Kleder un mit freidige Gesichter den neien Fautpadd langs, un de blanken Autos gleen mit so'n deep Gebrumm vörbi. Un Berndken keek ehr nao, as se dat freuher daon har.

Den ännern Dag seet he nu ok up de Bank, un dat dö he nu al Daoge.

Hans Varnhorst



Heimat auf der weiten Erde

Oft durchstreife ich die Gefilde meiner südoldenburgischen Heimat. Ich streife Waldwege entlang, deren moderne Nadelböden unter meinen Schritten dumpf federn. Gelegentlich streben sie leicht hügelan, um bald wieder sanft ins Tal zurückzugleiten. Ihnen zur Seite steil aufragend Tannen und Fichten oder Bäume mit reichem Laubwerk.

Quer über Weiden und Wiesen laufe ich. Auf ihrem sattem Grün weiden Kühe, Rinder und Pferde. Entlang den furchigen Feldwegen, den sandigen und grasbewachsenen, die sich gabeln und krümmen, führt immer wieder meine Wanderung. Jeder Weg ist Verheißung. Über die Heide eile ich dahin, erfreue mich an ihrem Frühling oder schaue die dunkle Verzweiflung der Moore!

Dies alles liebe ich: die Wälder und Hügel von Damme und Vechta, das Wasser des Dümmer, die Weiden und Wiesen um Cloppenburg oder Friesoythe, das Naturschutzgebiet von Thüle, die Flüsse und Kanäle bei Barbel, dann überall die sauberen Bauernhöfe und die im Sturmwind zerfallenen Ställe und Hütten.

Glücklich bin ich, aus der Ferne zur Heimat zurückgekehrt zu sein, und sie wenigstens einige Wochen zu besitzen: die geliebte Heimat.

Jeder Mensch hat wohl in seinem Leben eine Heimat, eine heimatliche Zeit gehabt. Es waren Jahre, da er in bestimmter Umgebung und Mitwelt aufwuchs, die ihn irgendwie für immer prägten. Diese heimatliche Zeit — für viele in legendäre Ferne entrückt — taucht gelegentlich wieder aus dem Untergrund des Gemütes auf, um Besitz zu ergreifen.

Meist ist es die wehmütige Erinnerung an die heimatliche Landschaft, an das Elternhaus, den Garten, den Dorfplatz oder — es braucht nicht immer ländliche Heimat zu sein — an Dome und gar an rauchende Schloten. Selbst schmutzige Elendsviertel können wie intime Vorstadtwinkel Heimat sein. Die Erinnerung an irgendein Land, an irgendeine prägende Umgebung auf der weiten Erde sagt dem Menschen, wo die Heimat wartet.

Doch wie oft fehlt solche Erinnerung! Vielen modernen Menschen ist — verschuldet oder unverschuldet — die Heimat verlorengegangen, nicht nur als heimische Landschaft, sondern auch als die geistige

weltanschauliche Heimat, die seinen Platz im Ganzen des Universums bestimmt.

Die große Wirklichkeit, von unserem Gefühl nur geahnt, die hinter dem Wort „Heimat“ steht, sollten wir ans Licht heben. Wir sollten sie erkennen, damit uns die Kraft unseres Wollens die Heimat in Liebe zurückgewinnen hilft.

Ursprünglich ist die Heimat Schauplatz unserer Jugend. Diese Heimat wird oft Gegenstand von Dichtungen und lauschigen Erzählungen, wie wir sie etwa bei Elisabeth Reinke bewundern. Alle Erinnerungen an die „gute alte Zeit“ sind nur ein „Sich-zurücksehnen“ nach der Heimat. Solche Erinnerungen befallen Menschen oft auch auf heimatlichem Boden. Engster Bezirk der Heimat ist nämlich die „Familie“. Aus ihr heraus wachsen uns Landschaft und Umgebung zu. Nach den ersten unbeholfenen Schritten von der Küche der Mutter und vom Stall des Vaters in die Nachbarschaft, nach den Spielen mit Kindern des Dorfes, nach dem „zur Schule und zur Kirche gehen“ werden wir vertraut mit dem Menschenschlag, mit Tradition und Brauchtum: Dies alles wird Heimat.

So sehen wir, wie notwendig eine „gute Heimat“ für den Menschen in Familie, Umgebung, Sitte ist, denn sie prägt den Menschen entscheidend, gibt ihm Halt.

Manchem heutigen Menschen ist die Heimat leider nur mehr bedingt die vertraute Gegend und Umgebung der Jugendzeit. Wirtschaftliche Aussichten und Möglichkeiten lassen ihn bald hier-, bald dorthin wandern. Heimat ist dann jener Ort, wo er sich in Landschaft und Umgebung eingelebt hat.

Heimatverbundenheit bedeutet nicht unbedingt, daß wir auf der Scholle, auf der wir geboren sind, die wir ererbt und uns erworben haben, auch sterben müßten. Dies ist zwar das natürlichste und geschieht heute fast nur noch im Bauerntum. Heimatpflege braucht sich auch nicht darin zu erschöpfen, daß sie in zäher Verbissenheit an Tradition und Volksbräuchen festzuhalten sucht, die zu leerer Form erstarrt sind. Tradition ist nicht Selbstzweck. Was jedoch unsere Väter wachsen ließen, kann für uns Heutige notwendiger Wurzelgrund neuer Entwicklung sein.

Heimat und Heimatverbundenheit, ihre Bedeutung und Notwendigkeit erfüllen sich



darin, wenn der Mensch einem Land und einer Landschaft, wären sie noch so „trostlos“ —, wenn er einer Familie, der engeren und durch sie der weiteren des Volkes, wenn er ferner dem durch Jahrhunderte organisch Gewachsenen der Heimat innerlich angehört und aus dem reichen Bewußtsein der Bindung lebendig sich entwickelt.

So verstanden, sollten wir die Heimat in Ehrfurcht nennen. Sie umfaßt das Land unserer Ahnen, unserer Großeltern, unserer Eltern, die Nachbarschaft, die Menschen des Dorfes, die Felder, Wiesen und Wälder unserer weiten Ebene. Die Heimat ist bereichernd. Wer ins Leben und in die Fremde hinaustritt, hat in der Bindung an sie und im lebendigen Kontakt mit ihr eine sichere Ausgangsstellung. Wer „seine Heimat“ hat, wird der Welt anders gegenüber treten, mit anderen Augen die Ferne und fremde Länder sehen wie einer, der keine hat. Wer Heimat hat, ist reich und vermag andere zu bereichern. Deswegen ist Heimat notwendig. Völker fallen auseinander, sobald sie diese Verwurzelung verlieren.

Unter diesem Gesichtspunkt sollte auch der Staat innerhalb seiner Grenzen verschiedenen Volksstämmen ihren Selbststand lassen und keinen Zentralismus pflegen. Wenn die staatliche Autorität sich auf wesenseigene Aufgaben beschränkt und Einheit in der Vielfalt erstrebt, verankert sie sich mit dem Boden des Heimatlandes um so mehr, als sie geneigt ist, den eigenständigen und stammesmäßigen Aufbau der Menschen zu respektieren.

Heute gibt es eine große Zahl von Menschen, die nach dem Motto leben: wo es mir gut geht, da ist meine Heimat. Diese haben jene Bindung verloren, die für die Ganzheit des Menschen, für seine Einheit und für seine Würde unerläßlich ist.

Natürlich kann Heimat auch ein Zustand sein. Dieser bedeutet „Frieden“, Frieden und Wohlsein des Leibes wie des Geistes und der Seele.

Manche haben die Heimat nicht nur „verloren“, sondern sie ist ihnen geraubt worden. Die dieses Schicksal nicht zu ertragen brauchten, können kaum ermessen, wie grausam und „unmenschlich“ es ist, Menschen von Haus und Hof, vom Heimatboden zu verjagen. Den Wert der Heimat ermißt, wer in der Ferne leben muß, noch mehr jener, dem sie geraubt wurde. Denn einer Heimat bedarf der Mensch, der nicht wahllos einsetzbar ist wie ein Zahnrad, das man in diese oder jene Maschine einsetzen kann.

Dem alten Mann, den wir zwischen

Lohne und Vechta trafen, sah man von weitem den Flüchtling an. Wir luden ihn zu uns in den Wagen. Ich habe vergessen, aus welchem schlesischen Dorf er kam. Er war ohne Geld. Außer abgetragenen Kleidern, einem Rucksack, einem zerfurchten Gesicht und zerarbeiteten Händen besaß er nichts.

„Ja, so muß ich nun betteln. Mir wurde vom Suchdienst gesagt, in Köln wohne meine Tochter. Aber es war eine fremde Frau, nur der Name war derselbe. Ohne Geld fuhr ich; nur mit der Hoffnung, meine Tochter zu finden. Nun fehlt mir auch die Hoffnung. Ich bin auf dem Rückweg nach Bremen, zum Altersheim. Im Monat bekomme ich acht Mark Taschengeld.“

Er stockte. „Ja“, sagten wir und stockten auch. „Mag es vielen von uns schon wieder gut gehen“, meinte er weiter, „man sollte nicht darüber schimpfen. Die Leute hier hätten auch ihre Heimat verlieren können. Sie wissen aber nicht, wie schrecklich das ist“. So sagte der alte Mann und weinte . . .

Diese Begebenheit ist nicht erfunden. Wir, die wir die Heimat besitzen, haben gegenüber jenen, denen sie gewaltsam geraubt wurde, die Verpflichtung des Verständnisses und der tätigen Liebe. „Weh' dem, der keine Heimat hat!“

Die Heimat bedeutet mehr als nur Landschaft. Sie stellt geradezu unseren geistigen Standort dar und gibt Festigkeit und Frieden. Wir haben uns dieses geistige „Zuhause“ in der heutigen Entwicklung zu bewahren bzw. zurückzugewinnen. Wir müssen uns in diesem Sinne „bilden“, weniger mit Intelligenz oder positivem Wissen als mit der Geistesfähigkeit, das Gemüt an den Grundnormen des Lebenssinnes und unseres letzten menschlichen Zieles zu orientieren und zu entwickeln.

Der Mangel an solcher Bildung des Denkens, Wollens und Handelns aus einer heimatverbundenen Grundkonzeption, die gefühlsmäßig-unbewußt oder wissensmäßig-bewußt sein kann, ist bedrohlich. Er bedeutet geistige Heimatlosigkeit, Unsicherheit, Schwanken. Seine Rückwirkungen sind im Leben des Einzelnen, unserer Familien spürbar. Sie beeinflussen auch die Gemeinde und das Volk. Ein Mensch und ein Volk ohne Heimat haben keine wirklichkeitsgerechte Meinung und keine überzeugende sittliche Haltung. Beide laufen hinter geistigen oder politischen Leithammeln her, von welcher Farbe sie auch immer sein mögen.

Nicht nur der Umwelt, auch uns gegenüber haben wir die Verpflichtung zur Erhal-

tung oder Rückgewinnung der geistigen Heimat. Allein der geistige Selbststand des Menschen — die eigene aus der Gesamtschau der Dinge bezogene Warte, von der er die Dinge betrachtet und auf sie einwirkt — entspricht seiner menschlichen Würde und Anlage. Im Besitze der geistigen Heimat können wir das, was wir sollen, als Menschen verwirklichen.

Eng damit zusammen hängt die Notwendigkeit, daß jeder sich von einer weltanschaulichen Überzeugung leiten lasse und also heiß oder kalt, aber nicht lau sei. Wo der Mensch, entwurzelt aus seiner landschaftlichen und geistigen Heimat, zum Sucher und Wanderer geworden ist, fehlt ihm meistens die religiöse Heimat, d. h. die Sicherheit aus der Überzeugung, daß letztlich Gottes Hand ihn hält.

Heute ist uns die Heimat als Landschaft, als geistiger Standort und als religiöses „zu Hause“ nötiger denn je. Der Mensch bedarf ihrer, wie der Baum seiner tragenden und nährenden Wurzel bedarf. Heimat ist so betrachtet „Verwurzelt-sein“, ist Festigkeit im Schwanken des Lebensmeeres, sichere Geborgenheit in der Unsicherheit der Lebensstürme, letztlich ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht. Trotz der Eroberung fremder Sterne wird unser erstes Bemühen immer wieder der Rückbesinnung dessen gelten müssen, was wir mit der Heimat verlieren würden. Im Bewahren und Finden der Heimat werden wir gegen alle Irrungen des Geistes und alle Wirrungen des Gefühls den Halt des Ewigen in der Zeit spüren.

Hermann H. Siemer

OMA IS DE BESTE

„Och nel!“ sä Tante Frieda tau Heini, as sei bi Brinkmanns up Beseuk köm, „wat süß du ut! Hest du schreit?“

„Hei heff van Oma Haue krägen“, sä siene Mauder.

„Och, mien leiwe Junge! Kumm doch eis gau nao Tante Frieda. Du, dei deit di niks. Kiek eis, wat ick för den lütken Heini heff!“

„Schokolaode!“ reep Heini, un hei füng forts an tau äten, as wenn't Swattbrot wör.

„Nu segg mi maol, Heini, well hess du nu am leiwsten, Oma of mi?“ wull Tante Frieda wäten.

„Oma!“ sä Heini, un dei Tante wünnerde sick.

„Och nel! Dei heff di doch dei Büksen vullhaut!“ mende sei. „Weiß wat? Ick will Oma koopen, sei kann mit mi föhrn.“

„Och, för ole Wiewer giw't nich väle mehr!“ lachde Oma.

„Doch, doch!“ mende Tante Frieda, „dei Spaoß schall mi wat kossen. Heini kiek tau! Hier, kiek tau, süß woll, ein Fiefmarkstück! Dat is väl Geld, wenn man dat verdeen will!“

Sei lä dat Geld up'n Disk. „So, nu hört Oma mi tau!“ — —

„Ne!“ reep Heini, „ne Oma, du bliws doch bi mi?“ — —

„Dat weit ick noch nich“, sä Oma un plinkerde Tante Frieda tau, „du heß mi doch tau düchtig argert!“

Heini keek Oma an un denn leep hei rut ut dei Dörn.

„Wat hei nun woll will?“ mende Tante Frieda.

„Dat schall mi uk wünnern“, sä Oma.

Dei Junge köm nao'n lüttke Sette weder in den Staobend. Hei harr heite Bakken, in siene Hannen hült hei sien Spaorswinken, dat wör tweikloppt. Dei Stücke packde hei up den Disk, un denn trück hei ut siene Büksentasken einen Pennig nao'n ännern un lä ale einen bi'n ännern hen. Dat wör 'ne ganze Riege.

Bi den lesten sä Heini: „Langt dat nu?“ un keek Oma an.

„Nich ganz! Bäten mott dor noch bi!“ mende Oma.

„Kann ick nich miene Muckis verkopen? Of miene Isenbaohn? Och — — Oma, bliw doch bi mi! Ick will di uk saläwe nich weder argern!“ Un nu kömen em dicke Traonen.

„Och, du dumme, leiwe Jungel!“ sä Oma un trück em tau sick hen, „wi beide hört doch tauhope, wat Heini?“

„Jaol!“ reep Heini un lachde, „ick haar al soveel Angst!“ Nu wuß hei: kien Menske kunn sei em wegnämen, ok Tante Frieda nich mit dat väle Geld.

Oma packde Heini sien Pennige in't Schapp, un Tante Frieda lä dat Fiefmarkstück baobenup. Sei sä, Oma schull sick wat Schönes daorför koopen.

Oma aower dachde: Heini siene Pennige sind mi väl mehr wert. Dei Junge heff för mi alles hergäven, wat hei har!“

Erika Täuber



Heimatgeschichtliche Dokumente der Erdneuzeit

Die tote und lebendige Natur erzählt aus den letzten Jahrmillionen

(Fortsetzung und Schluß)

II. Teil: Die Eiszeit (Diluvium *)

Die Eiszeit, das Diluvium der Geologen, ist uns im allgemeinen vertrauter als das Tertiär, weil ihre Spuren in der Form von Löß und Sand, von Kiesen und Findlingen, von Lehmen und Moränenzügen, von Urstromtälern und Flußterrassen offen zu Tage liegen und die Oberfläche unserer Heimat formen. Zugleich bieten uns die heutigen Hochgebirge und die Polargebiete mit ihren Randzonen Gelegenheit genug, das Entstehen, Vorrücken und Abschmelzen der Gletscher, die Bildung der Moränen und die Lebensgemeinschaften der Pflanzen und Tiere des hohen Nordens kennenzulernen und zu studieren.

Die Forscher beschäftigten sich lange und eingehend mit den Bodenarten dieses Zeitabschnittes; sie untersuchten die Bedingungen ihrer Bildung; sie fanden als die Heimat vieler Gerölle und Findlinge Skandinavien, Finnland und die dazwischenliegenden Inseln; sie entdeckten zwischen Ablagerungen, die nur Gletschern und Schmelzwässern ihre Entstehung verdanken konnten, andere, die Pflanzen- und Tierreste enthielten und eine warme Umwelt forderten; sie machten sich ihre Gedanken über den Gesamt Ablauf der Eiszeit. Langsam rundete sich das Bild. Von Skandinavien und Finnland her schoben sich zweimal (Elster- und Saalevereisung) die Gletscher südwärts, schoben sich wie mächtige Walzen und Hobel über unser Land, stauchten den Untergrund, verfrachteten Tonschollen des Tertiärs von der Größe einiger Quadratkilometer, trugen die schwere Last ihres Moränenschuttes auch in unser Gebiet, mischten ihr Gestein mit dem Flußgeröll der Weser. Der Eispanzer muß zeitweise mehrere hundert Meter dick gewesen sein; denn ältere Höhenzüge (wie Stemmerberge, Wiehengebirge und Teutoburgerwald) bildeten kein Hindernis. Vor dem heran nahenden Todeshauch des Eises floh die wärmeliebende Tierwelt nach Süden, stieß

hier aber gar bald auf die Gletscher, die von den Alpen, dem Schwarzwald und den Vogesen niederstiegen, und konnte sich nur in Resten nach Südfrankreich, nach Italien und dem Balkan retten; die Kältefauna der Arktis hielt ihren Einzug — mit Mammut, Ren, Polarfuchs u. a. Ebenso wanderten die Pflanzen; einzelne Arten, Nachkommen der Tertiärflora hielten sich an günstigen Zufluchtstätten, die meisten starben aus. An ihre Stelle trat die Flora der Polargebiete und der Tundra: Silberwurz, Polarweide, Zwergbirke u. a. Zwischen diesen beiden Hochvereisungen (Elster-Saale-Interglazial) und nachher (Saale-Weichsel-Interglazial) gab es nach Ausweis der pflanzlichen Ablagerungen und der gefundenen Tierknochen eine warme Zeit; ihre Wetterlage muß besser gewesen sein als unser heutiges Klima. Dann kam eine letzte Kälteperiode, die Weichselvereisung, die Eisdecke rückte nochmals in unsere Nähe, erreichte unsere Heimat allerdings nicht mehr; die Eiszungen lagen in Schleswig-Holstein, im Gebiet um Hamburg, in Brandenburg und Pommern und bauten dort ihre Moränenbögen. Und zum dritten Male mußte das wärmeliebende Leben fliehen oder sterben; bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen verschwanden die letzten Spuren der einstigen Tertiärflora.

Wir kennen die blühende und fruchtende Pracht unserer sommerlichen Heimat. Vor dieser alljährlich erlebten Wirklichkeit fällt es uns schwer, uns die eiszeitliche Heimat als Wirklichkeit vorzustellen. Es gibt keinen Weg zum Ausweichen; für den Ablauf der Eiszeit hat die Forschung der letzten 100 Jahre so viele Dokumente gefunden, daß ein Zweifel an dem Gesamtbild nicht mehr möglich ist. Eine Reihe von Teilfragen sind allerdings noch offen und harren auf Antwort. Immer wieder ertappen wir uns bei der Frage: wie ist ein solcher Klimawechsel möglich? Im vorigen Abschnitt sahen wir schon, daß seit der Mitte des Tertiärs die Temperatur stetig absinkt; sie ist mit dem Beginn des Diluviums weiter abgesunken — bis zu Kältegraden, die heute in Nordrußland und in Grönland herrschen. Aber warum ist sie abgesunken? Wer will das letztlich sagen; Meinungen, Vermutungen mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit gibt es viele. Für den Temperaturrückgang im

*) Diluvium = Überschwemmungszeit; das Wort steht mit den alten Vorstellungen von der „Sintflut“ im Zusammenhang und will zum Ausdruck bringen, daß damals das Festland aller Kontinente von riesigen Wasserfluten bedeckt war.





Abb. 2: Eisbedeckung Europas (aus Walter, Grundlagen der Pflanzenverbreitung, II, 1954).

Tertiär wurden oben einige Gründe genannt; für die Eiszeit kommen andere hinzu. Unter ihnen spielen bestimmte rhythmische Schwankungen in der Intensität der Sonneneinstrahlung sicher eine große Rolle. Hier machen sich die jeweilige Neigung der Erdachse, die jeweilige Lage des Frühlingsanfangspunktes auf der Erdbahn um die Sonne u. a. m. bemerkbar. Die Schwankungen dieser Werte hat man genau errechnet und das Ergebnis in Kurven aufgezeichnet. Das Schaubild läßt erkennen, daß es im zeitlichen Ablauf des Gesamtdiluviums vier Tiefpunkte und drei Hochpunkte der Temperaturlage gegeben haben muß. Vor den oben genannten Vereisungen im norddeutschen Raum (Elster- und Saalevereisung) liegt im Alpengebiet eine vierte, die Günzvereisung; sie hinterließ dort im Landschaftsbild ihre deutlichen Spuren. Diese erste Vereisung auf deutschem Boden läßt sich aber bis heute bei uns nicht nachweisen. So fanden die Ereignisse der Bodenforscher in den Berechnungen der Astronomen eine Bestätigung und eine Erklärung.

Schon sehr früh beschäftigten sich die Gelehrten nicht nur mit dem „Nacheinander“ der einzelnen Phasen, mit der Einstufung

dieses oder jenes Eisvorstoßes, mit der Einordnung dieser und jener zwischeneiszeitlichen Wärmebildung. Sie bemühten sich auch (wie im Tertiär) um die zeitliche Datierung. Wann waren die einzelnen Vereisungen und wie lange dauerten sie? Seit wann ist der deutsche Boden eisfrei u. ä. Allgemeine Überlegungen über die Bildungsdauer so ausgedehnter und mächtiger Gletscher, über die Transportdauer eines solchen Eispanzers von Finnland bis zum Sauerland und über das Tempo der Pflanzenbesiedlung (vom Pflanzenbestand einer Tundra über einen Laubwald zur Tundra zurück) brachten die ersten Ergebnisse; die Eiszeit mußte viele Tausende oder gar Zehntausende von Jahren gedauert haben. Hinzu kamen dann feinere Untersuchungen: so etwa die Entstehungsdauer der heutigen Niagarafälle in Nordamerika seit der letzten Eiszeit und die Auszählungen der Feinmarken in den eiszeitlichen Beckenzonen in Schweden. Die Zeitspanne der Eiszeit wuchs und wuchs. Endlich traten auch hier die radioaktiven Uhren in den Dienst der Forschung. Diese und andere Verfahren der Zeitbestimmung gestatten heute einen zuverlässigen Überblick (Tabelle 2).

Tab. 2: Aufbau und Ablauf der Eiszeit (von unten nach oben zu lesen)

Stufen in Norddeutsch- land	Ablagerungen und Bildungen des Diluviums		Stufen in den Alpen
	bei uns	im übrigen nordwest- deutschen Raum	
10 000 Weichsel- vereisung	Flotssand v. Goldenstedt, Damme u. Bersenbrück; ältere Flugsande, Ausbla- sung d. Dümmers	Möränen v. Holstein u. NO.-Deutschland, jünge- rer Löß in weitester Ver- breitung	Würm- vereisung
120 000	Schotter d. unteren Flußterrassen, Urstromtäler		
Zwischen- eiszeit	erste Anlage der heuti- gen Bach- und Flußsys- teme, Einebnung d. Hö- hen, Humusbildung	Torflager v. Lauenburg b. Hamburg, Eem-meer am Südrand d. heutigen Ost- und Nordsee	
180 000			
Saale- vereisung	Grundmöränen, Cloppen- burger Geest, Dammer u. Fürstenauer Berge	Möränenzüge im west-u. mitteldeutschen Raum, äl- terer Löß	Rißvereisung
	Schotter der mittleren Flußterrassen		
240 000	Torf- u. Humusbildung in der Quakenbrücker und Dinklager Senke	Flachmoortorf von Werlte und von Haren/Ems, Kieselgur der Lüneburger Heide, Süßwasserkalk von Uelzen	
Zwischen- eiszeit			
430 000	Einebnung der Höhen	Einebnung der Höhen	
Elster- vereisung	Ablagerungen (Sande und Möränen) nur erbohrt, Schotter d. oberen Terrassen		Mindel- vereisung
480 000	wenig gesicherte Ablagerungen und sonstige Bildungen (Sande u. ä.), die fast ganz vom Eise später umgelagert und zerstört wurden,		Zwischen- eiszeit
Präglaziales Diluvium			540 000
um	Verwitterung der Oberflächen und Abtragung		Günz- vereisung
800 000			590 000
Pliozän	jüngste Schicht des Tertiärs		
	Anmerkung: der oberste schmale Streifen umfaßt den seit der Eiszeit bis heute verflossenen Zeitabschnitt = Alluvium = 12 000 Jahre		

Tab. 3: Aufbau einer Zwischenzeit

	Pflanzenwelt	Tierwelt
Eisrand	—	—
a) Tundra	Moose, Flechten, Polarweide, Zwergbirke, Silberwurz (Dryas), Scheuchzers Wollgras	Moschusochse, Ren, Eisfuchs, Schneehase, Vielfraß, Lemming.
		↕ Mammut, wollhaariges Nashorn
b) Kältesteppe	spärlicher Graswuchs, gelegentliche Buschinseln	Pferdespringer, Wildpferd, Saigaantilope, Ziesel, Zwergpfeifhase, Murmeltier
c) Waldzone	a) Kühle liebender Baumbestand: Weide, Zitterpappel, Birke, Fichte, Kiefer, Hasel, Erle b) Wärme liebender Laubwald: Eiche, Ulme, Linde, Buche, Hainbuche, Walnuß, Efeu (b. Innsbruck — 1500 m — hoch Wein).	Edelhirsch, Reh, Elch, Riesenhirsch, Wisent, Auerochs
Höhlenbewohner (b c)	—	Höhlenlöwe, Höhlenbär, Hyäne, Wolf, Fuchs

Anmerkungen zur Tab. 3:

a) Tundra:

Pflanzen: wir finden sie heute in der Tundra Nordsibiriens, ferner z. T. in den Hochalpen — oberhalb v. 2000 m.

Tiere: sie leben heute ebenfalls nur im hohen Norden.

a) Mammut und wollhaariges Nashorn: beide sind ausgestorben; vom Mammut wurden viele Skelette (bzw. Skeletteile) an zahlreichen vorgeschichtlichen Rastplätzen des Menschen gefunden, ferner an der Lippe (Münsterland), einzelne auch sonst in Nordwestdeutschland; etwa 50 m im Eis eingefrorene Kadaver des Mummuts entdeckte man

in Nordsibirien, bei denen das ganze Tier mit Haut und Mageninhalt erhalten war und untersucht werden konnte.

b) Kältesteppe: Die genannten Tiere leben heute alle in den nördlichen Steppen Asiens; die Saigaantilope bewohnt die Kirgisensteppe; das Murmeltier fühlt sich auch in den Hochalpen (oberhalb der Baumgrenze bis 2500 m) wohl.

c) Waldzone: In Höttingen bei Innsbruck wurden in einer Höhe von 1500 m Blätter der genannten wärmeliebenden Bäume einschließlich des Weines gefunden; aus diesem Fund ergibt sich, daß dort in der Zwischeneiszeit das Klima um 3 Grad wärmer als heute gewesen sein muß.

Aus den Beobachtungen über die Tier- und Pflanzenwelt im Raum zwischen dem Polargebiet und der gemäßigten Zone und aus den vielfachen Funden von Pflanzenresten und Tierskeletten und aus den Höhlenmalereien in Südfrankreich und Nordspanien aus der letzten Eiszeit ergibt sich die Zusammenstellung von Tab. 3.

Im Rhythmus des vorstoßenden und abschmelzenden Gletschereises müssen sich nun auch die Grenzen dieser Lebensbereiche verschoben haben; in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Pflanzenreste (und Tierreste) wird sich der Klimawechsel im Ablauf einer Zwischeneiszeit widerspiegeln. Eine solche Pflanzenfolge, die oftmals bei der Untersuchung von Funden festgestellt wurde, sieht dann etwa so aus: (von unten nach oben zu lesen):

- | | | |
|--------------------------|-----------|----------------------|
| 3) jüngere Eiszeit | : kalt | |
| 2) Zwischeneiszeit | | |
| (60 000 Jahre und mehr) | | |
| e) Dryas-flora | : Tundra | } zunehm.
Abkühl. |
| d) Kiefer, Birke, Fichte | } Nadelw. | |
| c) Eiche, Birke, Buche | } Laubw. | : recht warm |
| b) Birke, Kiefer | : Nadelw. | } zunehm.
Erwärm. |
| a) Dryas-flora | : Tundra | |
| 1) ältere Eiszeit | : kalt | |

III. Teil: Die Nacheiszeit (Alluvium*)

Rund 10 000 Jahre vor Christus waren die letzten Gletscher auf deutschem Boden abgeschmolzen; das Eis zog sich mehr und mehr auf die Gebirgswelt Skandinaviens zurück und bedeckt heute nur noch einige kleine Hochgebiete. Ähnlich so verkleinerte sich die ausgedehnte Eiskappe der Alpenwelt zu einigen Kleingletschern und Firnfeldern. Die seither vergangenen 12 000 Jahre bilden einen so kleinen Zeitabschnitt, daß wir in keiner Weise wissen, ob nun die Eiszeit tatsächlich hinter uns liegt, oder ob in einigen 10 000 Jahren abermals Riesengletscher unsere Heimat unter sich begraben werden. Die alluviale Nacheiszeit stellt wirklich nur einen winzigen Zipfel der Erdneuzeit dar; ein kleiner Vergleich ent-

hüllt uns diese Tatsache mit aller wünschenswerten Deutlichkeit. Die Zeitlängen der drei erdgeschichtlichen Perioden (Tertiär, Diluvium und Alluvium) verhalten sich (rund gerechnet) zueinander wie 6000 : 100 : 1; oder anders ausgedrückt wie 1 ganzes Jahr : 14 Stunden, 36 Minuten : 8 Minuten, 46 Sekunden. Rechnen wir einmal die Zeit dieser drei Perioden auf einen Jahreslauf um, dann ergibt sich folgendes: am 1. Jan. 0.00 Uhr beginnt die Erdneuzeit; die folgende Eiszeit fängt erst am 31. Dez. dieses Jahres um 9.24 Uhr an und dauert bis 23.00 Uhr, 51 Minuten und 14 Sekunden des gleichen letzten Jahrestages; Christus (2000 Jahre) hätte eben erst vor 10,5 Sekunden gelebt. Aber so kurz diese Nacheiszeit auch sein mag: sie hat für das Werden unserer heutigen Heimat eine so entscheidende Rolle gespielt, daß sie einer besonderen Behandlung bedarf.

Während der letzten Eiszeit (Weichselvereisung) erreichten zwar die Gletscherzungen unsere Heimat nicht direkt, aber sie stand zweifellos so unter dem klimatischen Einfluß des nahen Eisrandes, daß mehr oder weniger alles Leben fehlte. Sie wird auch nach dem Rückzug des Eises nach Skandinavien noch lange nackt gelegen haben — ohne Baum und ohne Strauch; nur Flechten, Moose und andere Kleinpflanzen, die der Kälte trotzen konnten, werden sich als Pioniere der Neubesiedlung eingestellt haben. Regen und Wind spielten mit den sandigen Ablagerungen der Oberfläche. Die Höhen wurden abgetragen, eingeebnet; die Grundmoränen unterlagen der Auswaschung. Bäche und Flüsse räumten ihr Bett aus und schwemmten mit Sand und Lehm die weiten Talauen der Urstromtäler zu. Im Schrittmaß der Klimabesserung kehrte langsam die Pflanzenwelt zurück; ebenso langsam hielt die zögernde Tierwelt ihren Einzug. Indessen verschwand mehr und mehr die Lebenswelt der Arktis und Tundra; sie folgte dem weichenden Eise nach Norden. Nur wenige Arten konnten sich bis heute in den kalten Quellbezirken der Bergregionen halten oder in die Hochalpen (oberhalb der Baumgrenze) zurückziehen; viele andere Arten starben völlig aus. Mit zunehmender Erwärmung folgte eine Baumart der anderen, bis nach vielen Jahrtausenden der Laubwald mit Eiche und Linde, mit Ulme und Buche den einstmaligen nackten Heimatboden wieder erobert hatte.

Aber noch einer hat seitdem immer deutlicher seine Spuren in unsere Heimat gesetzt, sie im Ablauf dieser 12 000 Jahre völlig gewandelt und dem Alluvium durch seine

*) Alluvium = Anschwemmung; die Zeit, in der Flüsse und Ströme ihre mächtigen Talauen mit „Schwemmsand“ füllten, — in der die Höhen vor den Augen der Menschen abgespült wurden —, in der die gewaltigen Deltabildungen (Po, Nil, Mississippi) entstanden und weiter entstehen

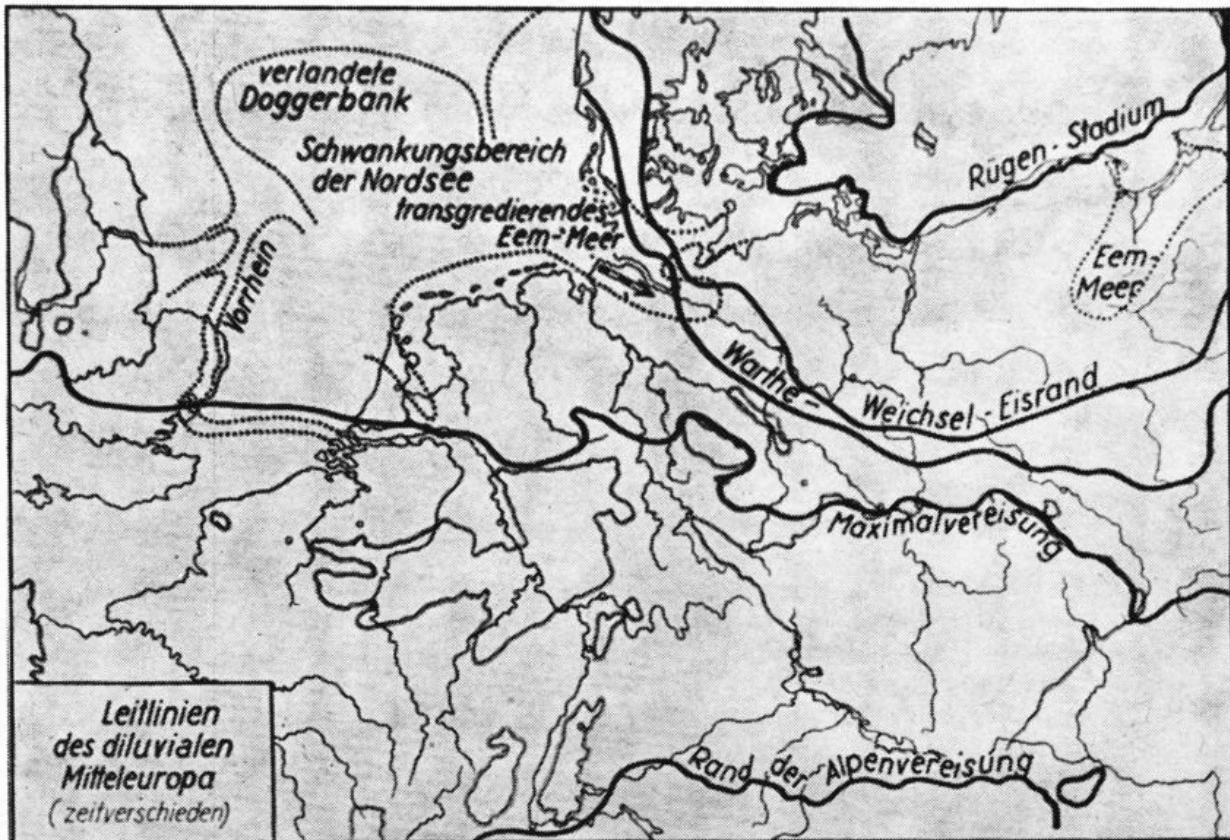


Abb. 3: Leitlinien zum deutschen Diluvium (aus Schmidt, Geologie II, 1949),

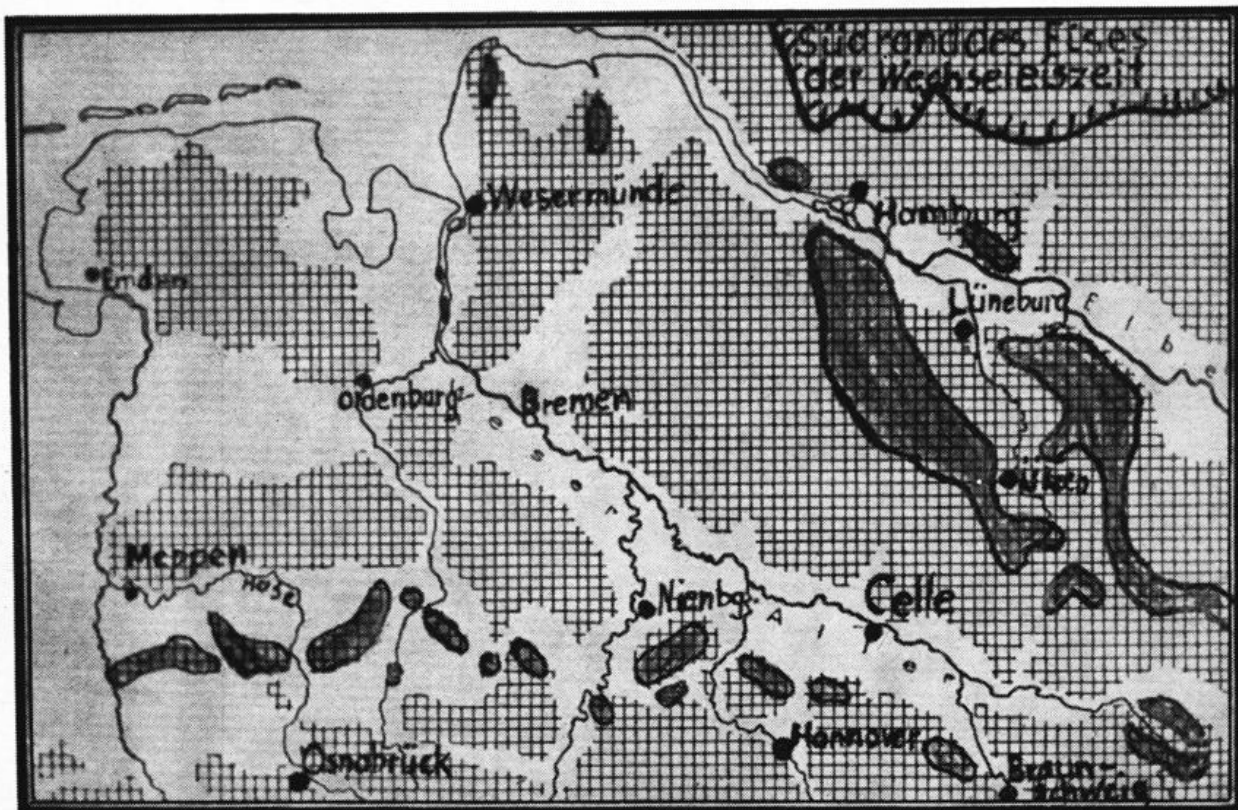


Abb. 4: Diluvialbildungen Nordwestdeutschlands (nach Hamm, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte, 1938 — verändert), gekreuzt: allgemeine Ablagerung; schwarz: Moränen der Saalevereisung; weiß: Urstromtäler.

schöpferischen Taten erst seinen überragenden Wert gegeben, der Mensch. Sehr wahrscheinlich war er vorübergehend vorher auch schon da, weil seine Werkzeuge und (wenn auch sehr selten) menschliche Knochen nicht nur in Spanien und Frankreich, Italien und Mähren, sondern auch in unserer weiteren Umgebung (Rhein und Mitteldeutschland) gefunden wurden. Aber jetzt erst beginnt sein imposanter Siegeszug, der mit einfacher Jagdkultur anfängt und über ein verwinkeltes Hin-und-Her der geschichtlichen Ereignisse heute seine technischen Triumphe feiert. Wir kennen seine Jagdstellen am Dümmer aus der Mittelsteinzeit um 8000 vor Christus. Wir kennen seine Seedörfer am gleichen Dümmer und seine über das ganze Land verstreuten Großsteingräber aus der Jungsteinzeit (4000 bis 2000 v. Chr.). Wir kennen seine Bestattungshügel und Urnenfelder, seine erste Metallverarbeitung und seinen Schmuck aus der Bronze- und ersten Eisenzeit (2000 bis 5000 v. Chr.). Wie gerne möchten wir mehr wissen — von der Umwelt, mit der die damaligen Menschen sich auseinandersetzen mußten, — von seinem täglichen Leben und von ihm selbst. Wir möchten wissen: wie war das Klima in den einzelnen Kulturperioden, was wuchs draußen auf den Höhen und in den Niederungen, — gab es Feld und Wald wie heute, oder war alles ganz anders, — womit ernährte und kleidete sich der Mensch, trieb er Ackerbau und hielt er Haustiere; wir möchten wissen, wann schloß der Mensch das erste Steinbeil, wann goß er den ersten Bronzedolch, wann schmiedete er den ersten Eisennagel; wir möchten wissen, wann und warum wuchsen die ausgedehnten Moore, deren überwuchernder Kraft er mit Bohlwegen begegnete, und die doch seine Siedlungen begruben, — wann und warum entstanden die ausgedehnten Heideflächen, von denen heute oftmals nur noch die alten Flurnamen künden. Usw., usw., Fragen, Fragen ohne Ende.

Aus diesen 10 000 Jahren unserer Heimatgeschichte erzählt kein einziges Dokument, das von Menschenhand geschrieben wurde. Und auch in der ersten nachchristlichen Zeit gibt es solcher Urkunden bitter wenige; die wenigen erwähnen nur nebenbei dieses und jenes und verschweigen das meiste. Wer soll und kann uns demnach Antwort auf unsere Fragen geben? Das Fundmaterial an bestimmaren Hölzern und Blättern und sonstigen ähnlichen Pflanzenteilen (Abdrücke) ist so spärlich, daß es in keiner Weise ausreicht; über ihr astronomi-

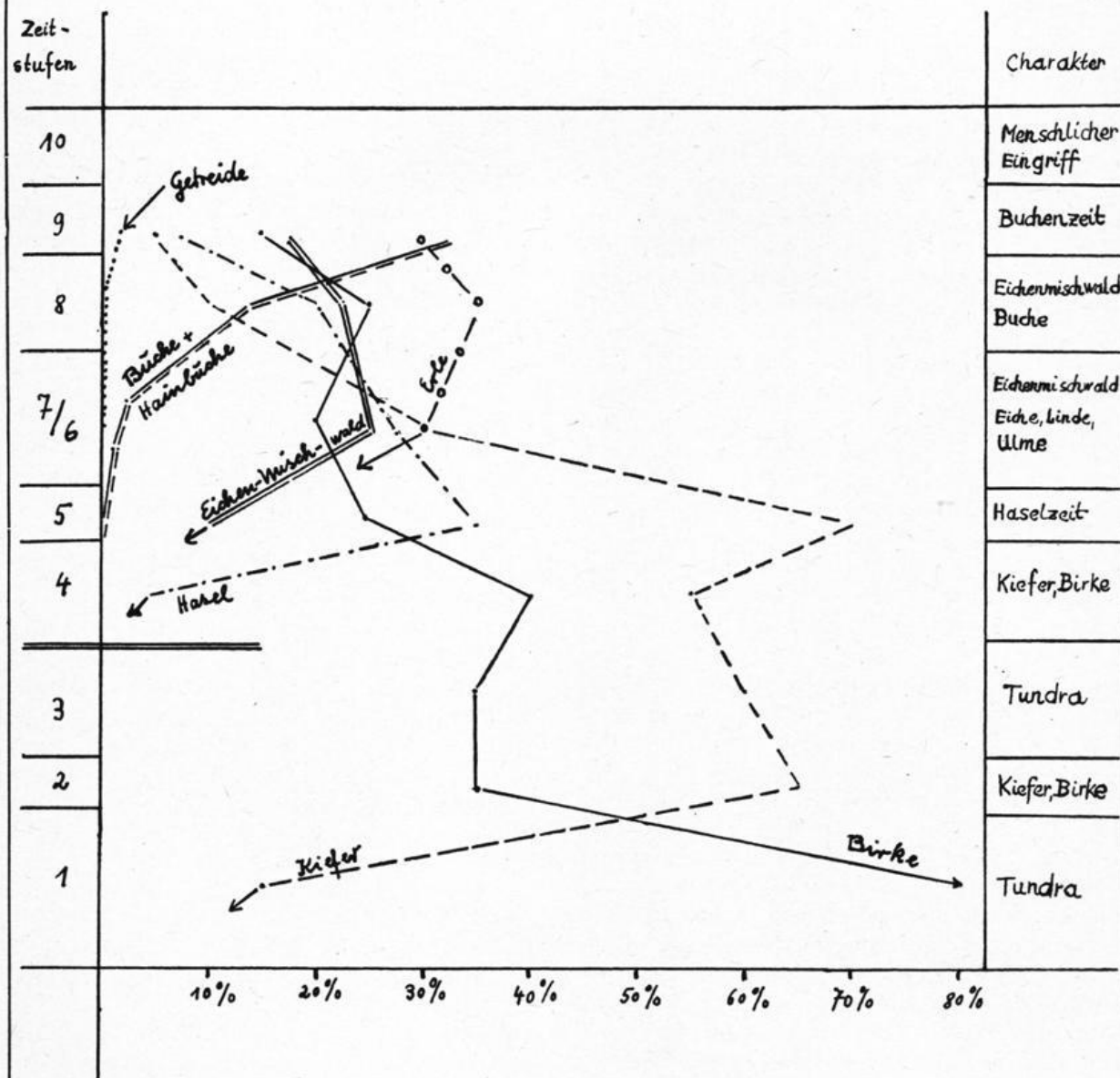
sches Alter sagen diese Reste gar nichts aus. Das Gleiche gilt von den wenigen Schädeln und sonstigen Knochenresten der Tierwelt. Von ihnen können unsere Fragen nicht beantwortet werden. Und doch haben Pflanze, Tier und Mensch ihre Runen auf die Blätter der Erd- und Heimatgeschichte geschrieben. Die Forscher haben lange suchen müssen, diese Runen zu finden; sie haben lange probieren müssen, sie zu entziffern. Heute begegnen wir mit unsern geschulten Augen solchen Runen auf Schritt und Tritt; heute können wir viele, viele lesen. Sie geben klare und eindeutige Antwort.

Vor allem zwei Forschungsmethoden haben beste Ergebnisse für die Heimatgeschichte gebracht, die Pollenanalyse und die Radiokarbonmethode. Zunächst ein paar Worte über die Pollenanalyse. Jeder Baum und Strauch, jedes Kraut und Gewächs kommt und vergeht, und nach 1000 Jahren ist nichts mehr von ihm zu finden. Wirklich nichts? Nein, etwas bleibt; der Blütenstaub (Pollen) der Pflanzen, die zu den Windbestäubern zählen. Diese winzigen Pollenkörner verfügen über eine fast unverwundliche Außenhaut, die bei einer mehr oder weniger luftabschließenden Einbettung (Moor, Bruch oder Schlamm) über endlose Zeiträume erhalten bleibt. **Wir kennen solche Pollenkörner schon aus der Steinkohlenzeit, die also das ehrwürdige Alter von 200 bis 300 Millionen Jahren haben.** Ihrer Winzigkeit begegnen wir mit dem Mikroskop. Ihre besondere Ausgestaltung der Oberfläche und Form gestattet uns, mit großer Sicherheit vom Pollenbild auf die Gattung (oft sogar auf die Art) der Bäume und Sträucher zu schließen, die einst im und am Moor, in und am Bruch wuchsen. Aus dem Beieinander verschiedener Pollenkörner in der gleichen Bodenprobe lesen wir die Gemeinschaft, den Bestand der Pflanzen ab, und von dort her können wir uns mit der Klimafrage beschäftigen. Das Nacheinander verschiedener Pollengruppen in den Proben von der gleichen Fundstelle öffnet uns den Weg, aus der Abfolge der Pflanzengemeinschaften den Klimawandel abzulesen. Seit 1870 haben die Forscher diese Methode benutzt und ausgebaut *). Tausende und Aber-tausende von Proben aus Mooren und Brü-

*) Sie wurde selbstverständlich auch für die Untersuchung der Humusbildungen der Zwischeneiszeiten, der tertiären Braunkohlen- und Steinkohlenflöze mit Erfolg angewandt.



**Tab. 4: Pollenspektrum der heimatlichen Nacheiszeit
(stark vereinfacht)
zu den Zeitstufen vergl. Tab. 5**



chen und verlandeten Tümpeln sind auf ihr „Pollenspektrum“ hin untersucht worden (Tabelle 4). Aus solchen Tausenden und Abertausenden von genauen Berichten erwuchs ein gutes Bild von den geschichtlichen Pflanzenbeständen und Klimata unserer Heimat. — Natürlich steht die Pollenanalyse nicht allein, zu ihr gesellt sich die Untersuchung aller anderen Fundstücke von Pflanze, Tier und Mensch. Erst der Vergleich aller Ergebnisse gestattet eine klare Übersicht.

Die zweite Methode ist die Radiokarbonmessung; sie ist sehr jungen Datums, erst 10 bis 20 Jahre alt; ihr Erfolg grenzt an Zauberei. Die kosmischen Höhenstrahlen, die, aus dem Weltall kommend, fort und fort auf unseren Planeten niederprasseln, verwandeln in den Hochschichten der Erdatmosphäre einen winzigen Teil des Stickstoffes der Lufthülle in radioaktiven Kohlenstoff, der sich durch Wind und Regen recht schnell mit dem normalen Kohlenstoff gleichmäßig mischt. Jede Pflanze nimmt nun für den Aufbau von Zucker und Stärke beide Kohlenstoffarten aus der Luft auf und fügt sie seinen Geweben (Zellulose) ein. In jedem Pflanzenkörper befindet sich also neben der Großmenge an Normalkohlenstoff ein bestimmter Prozentsatz von radioaktivem Kohlenstoff. Beim Absterben der Pflanzen hört nun diese Aufnahme auf; der Normalkohlenstoff verändert sich nicht, aber der radioaktive Kohlenstoff zerfällt von nun an nach seinem Zerfallsgesetz mit einer Halbwertszeit von 5568 Jahren. Mit Hilfe eines Geigerzählers kann die genaue Zahl der Atome bestimmt werden, die in jeder Minute zerfallen; bei frischen Hölzern sind es 12,5 Atome in der Minute; bei älteren entsprechend weniger. Die exakte Untersuchung eines beliebigen Pflanzenrestes (Holzstück, Samen, Bekleidungsstoff u. ä.) gestattet also dem Forscher, das genaue Alter dieses Pflanzenrestes zu berechnen. Die Probeanwendung auf Pflanzenreste aus der Ägypter- und Römerzeit, deren Alter man aus anderen Quellen genau kannte, hat die Brauchbarkeit dieser Altersbestimmung glänzend bewiesen.

Es kommt nun noch ein Zweites hinzu. Alle Tiere und Menschen ernähren sich direkt oder indirekt von Pflanzen. Also muß der radioaktive Kohlenstoff sich auch in ihren Geweben, besonders in ihren Knochen vorfinden. Daraus ergibt sich, daß diese Radio-Karbonmessung auch auf die Altersbestimmung aller Skeletteile von Tieren

und Menschen benutzt werden kann. Natürlich bleibt bei all diesen Messungen noch eine Ungenauigkeit von ein paar Jahrhunderten, die wir in Kauf nehmen müssen. Aber wir dürfen auch sagen: die Angaben der vollen und halben Jahrtausende zum Alter aller organischen Funde aus dem Alluvium stimmen, wenn nur die Menge des Fundmaterials für eine einwandfreie Messung ausreicht (etwa 60 g). Wir können es auch so ausdrücken: alle lebendigen Organismen drucken ihren Kalender; nach ihrem Absterben reißt das Zerfallsgesetz ein Kalenderblatt nach dem anderen ab; wir Menschen brauchen das Blatt der Gegenwart nur abzulesen und kennen dann das Alter des Kalenders und damit seines Trägers.

Mit Hilfe dieser beiden (und weiterer) Methoden konnten viele, viele Fragen über das Wie und Wann des Alluviums beantwortet werden. Es entstand ein immer klareres und besseres Gesamtbild, in dem Steinchen um Steinchen sich zu einem wundervollen Mosaik „Geschichte unserer Heimat“ zusammenfügte: Tab. 5 und Tab. 6. Aus diesen beiden Tabellen, in denen die wichtigsten Forschungsergebnisse zusammengetragen wurden, können vom aufmerksamen Leser gar viele Zusammenhänge erkannt werden, deren Einzeldarstellung ein ganzes Buch füllen würde. Nur auf Einzeldinge sei kurz hingewiesen.

Zum vertieften Kennenlernen der Spalten „Kulturzeit“, „Kulturstand“ und „Heimatgeschichte“ in Tab. 5 kann ein Besuch des Museumsdorfes in Cloppenburg und des Museums in Oldenburg (Damm) dienen; in beiden Museen findet sich zahlreiches Belegmaterial zu den genannten Kulturstufen in unserer Heimat. Zur Spalte „Wandel am Dümmer“ brachte der Heimatkalender 1956 einen Aufsatz „Vom Dümmer und seiner Geschichte“. Wir ersehen ferner aus der Tabelle, warum und wann die Hochmoore wuchsen; sie verlangen ein bestimmtes Klima zum guten Wachstum — ebenso wie die anderen genannten Pflanzen (bes. die Laub- und Nadelbäume). Zweifellos würde auch heute das Moor üppig wuchern, wenn der Mensch nicht seine Lebensadern (Wasserentzug) angeschnitten hätte.

Noch mehr wird aber die Tab. 6 interessieren, weil sie uns die Entwicklung der allerletzten Zeiten zeigt. Die menschlichen Schicksale unserer Vorfahren in diesen Zeiten sind uns zum großen Teil aus den Geschichtsbüchern und aus den Erzählungen unserer Ältesten bekannt. Wir ersehen



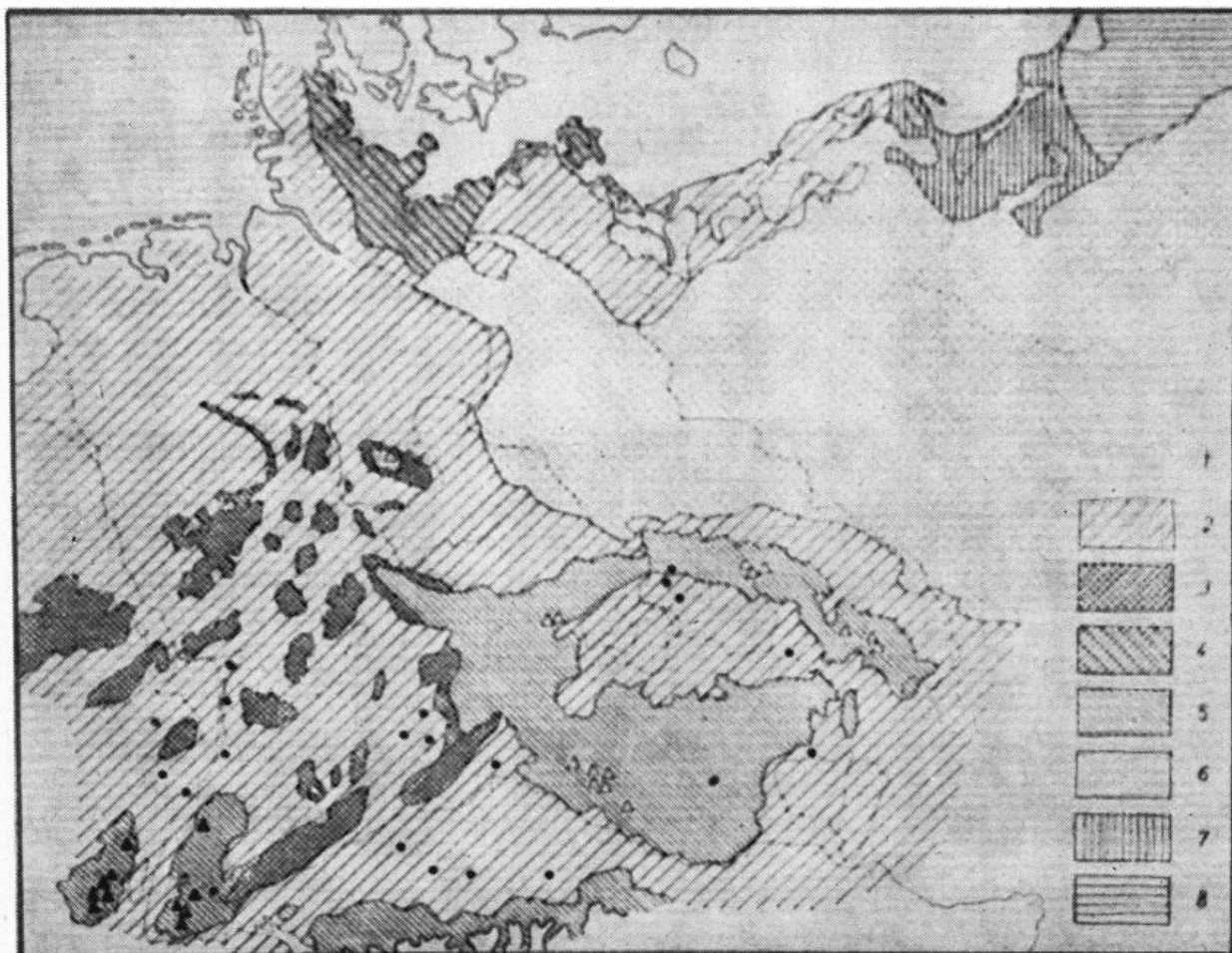


Abb. 5: Der deutsche Wald am Beginn der geschichtlichen Zeit (aus Walter, Grundlagen der Pflanzenverbreitung II, 1954).

daraus, daß Blütezeiten (wie etwa die Karolingerzeit und das Hochmittelalter), aber auch andere Zeiten (wie die Völkerwanderung, die Bauernaufstände am Ende des Mittelalters, die Reformationszeit, der 30-jährige Krieg) auch klimatisch bedingt sind. Mensch und Klima arbeiten zusammen zur Ausbreitung der Heide, zur Vernichtung der Laubwälder in unserer Heimat und zur Massenauswanderung jüngerer Bauernsöhne im 18. und 19. Jahrhundert.

Die Umwandlung des Laubwaldes in Heide- und Nadelwald, die sich bei uns im Ablauf der letzten 400 Jahre vollzog, bedeutet ein besonderes Kapitel unserer Heimatgeschichte. Die Forscher haben aus ihren Untersuchungen errechnet, daß ohne den Einfluß des Menschen unser Boden zu 99 Prozent mit Laubwald bedeckt sein würde; in Wirklichkeit sind es aber nur 26 Prozent. Unveränderten „Urwald“ gibt es bei uns überhaupt nicht mehr; der Neuenburger Urwald, der Ahlhorner Urwald, der Hasbruch: sie sind nur Reste des mittelalterlichen und

frühzeitlichen Hudewaldes. Immer, wenn der Mensch siedelte, hat er sich den besten Boden ausgesucht (bes. Lößboden: Damme, Visbek, Langförden), und dort wuchs gerne die Buche und die Eiche. Den Wald änderte er so indirekt durch Beweidung, Siedlung, Ackerfläche und unregelmäßigen Hieb. Direkter Schaden entstand dem Wald aber durch den Raubbau (Kahlschlag und Aufforstung mit Nadelholz). Später wurden dann noch die Erlenbrüche in Talwiesen umgewandelt. Die Beweidung unterdrückte die natürliche Verjüngung des Waldes, während die Beweidung der Heide diese ewig jung erhielt. In unseren Heidegebieten (Lüneburger Heide, Ahlhorner Heide, Hümmling u. a.) wuchs sicherlich schon seit der letzten Eiszeit die Heide; aber zur vermeintlichen Steppe wurden diese Gebiete und andere Bezirke der Heimat erst durch die Unvernunft der Menschen. Als dann mit der ersten Verkopplung um 1830 die „allgemeine Feldmark“ in den Privatbesitz kam, und dieses ausgeplünderte und verelendete „Ödland“

Tab. 5: Aufbau des Alluviums (von oben nach unten zu lesen)

Stufe	Waldart	Klimatischer Charakter		Moorbildungen	Pflanz.- u. Tierw.	Zeiliche Lage
10	Wald-nutzung	wärmer, feucht		jüngeres Hochmoor } Weißtorf	Ur Wisent Elch Bär } vom Menschen ausgerottet	2000 bis 500 n. Chr.
9	Buchenzeit	kühler, feucht	Nachwärmezeit (Subatlantikum)		Hochstand der Buchenverbreitung, Hainbuche	500 n. Chr. bis 800 v. Chr.
8	Eichenmischwald und Buche	warm, trocken	Späte Wärmezeit (Subboreal)	Grenzhorizont Verwitterung der tieferen Schichten	*) Auftreten der Buche	800 bis 2500 v. Chr.
6/7	Eichenmischwald (Eiche, Ulme, Linde)	warm, feucht	Mittlere Wärmezeit (Atlantikum)	älteres Hochmoor } Brenntorf	Hirsch, Elch, Ur Wiesent, Bär *) Auftreten der Linde u. Ulme *) Auftreten der Eiche	2500 bis 5000 v. Chr.
5	Haselzeit	kühler, trocken	Frühe Wärmezeit (Boreal)	Bildung der alten Niederungsmoore	*) Ren stirbt aus	5000 bis 6000 v. Chr.
4	Kiefer und Birke	kalt, trocken	Vorwärmezeit (Präboreal)	erste Besiedlung der Tümpel u. Seen	Starke Verbreitung der Kiefer u. Birke *) Höhlenbär stirbt aus	6000 bis 8000 v. Chr.
3	Tundra	subarktisch	Jüngere Dryas-Zeit		Ur, Wisent, Hirsch, Elch, Ren, Höhlenbär	8000 bis 10 000 v. Chr.
2	Kiefer, Birke	gemäßigter			Eisfuchs, Schneehase u.a.	10 000 bis 11 000 v. Chr.
1	Tundra	subarktisch	Ältere Dryas-Zeit		*) Mammut u. Nashorn sterben aus Zwergstrauchflora	11 000 bis 14 000 v. Chr.
		letzte Weichsel-Vereisung				14 000 bis 120 000 v. Chr.

Der oberste Abschnitt (Stufe 10) ist in Tab. 6 gesondert dargestellt

Kulturzeit	Kulturstand	Heimatgeschichte		Wandel am Dümmer	
Eisenzeit (Roggen- anbau)	zunehmende Rodungen	Altsiedlungen	allgemeine Verheidung	Verlandung des Sees	Vermoorung der Randgebiete
	Fischfang	Völker- wanderung	jüngere Bohlwege	Zunehmende Seefläche	
Bronzezeit	und zunehm. Acker- bau	Hügel- und Urnengräber Großstein- gräber	Seedörfer am Dümmer	stark verkleinerte Seefläche	
(Weizen- arten, Haus- tiere) Jungstein- zeit (Steinschliff) (ält. Pflug)	ausgedehnte Wildjagd		Ältere Bohlwege	starke Verlandung	starke Flach- moorbildung in den Rand- gebieten
Mittelstein- zeit (beginnen- der Acker- bau) (Hirse)				Lebermudde	größte Aus- dehnung des Sees
			Jagdstationen am Dümmerufer	Kalkmudde	
Jüngere Alt- stein- zeit	Wildjagd und Fischfang	Abtragung älterer Höhen, Zertalungen, Inlands-Dünen, Flugsande		Einzelne Seebecken	↑ Steigendes Grund- wasser ↓
				Einzelne Wasser- flächen	
				Flottsandablagerung	

Tab. 6: Unsere Heimat seit 500 n. Christi (von unten nach oben zu lesen)

	Klimat. Lage	Wald u. Siedlungs- geschichte	Wert d. Holzes	Moorkulturen
1900	Allg. Erwärm.; milde Winter; Rückgang der Gletscher	Neukulturen u. Neusied- lungen größten Aus- maßes; Aufforstung von Ödland	steigt: Papier, Berg- bau, Industrie, Möbel	industrielle Verwendung (Torfwerke) mod. Hochmoorkulturen
1800		Kiefernanzpflanzungen; erste Heidekulturen (Walddünger)	fällt: Ersatz d. Kohle	Zeit der Fehnsiedlungen
1700	allgemeine Abkühlung frühe u. lange, kalte Winter	allgemeine Verheidung Landflucht und Auswan- derung; Mangel an Dün- ger und Maschinenkraft. Ausgesogene Äcker der Sandböden.	↑ steigt: Eiche, Bau- u. Möbelh. Eichelmast, Buche, Heizholz Esche } Haus- Lind. } gerät. Papp. } u.a.	beginnende Kultivierung der Niedermoores (Dammkultur)
1600		Rüstung. i. 30jähr. Kriege		Abbrenn. d. Moores für die Aussaart von Buchweiz.
1500		zunehm. Verheidung; Raubbau am Wald: Hudewald, Holzver- brauch für Kriege und Industrien: Bergwerke, Salien, Eisenhütten.		Torf- gewinnung für den Eigen- gebrauch
1400		teilweis. Wieder- bewald., magerer Ackerb.		Starkes Anwachsen der oberen Weißtorfschichten
1300				
1200	warme Zeit: Weinanbau bis Lübeck; Klöster in Grönland	Rodungsperiode des Hochmittelalters: Aus- weitung der dörflichen Siedlungen und ihrer Ackerflächen		
1100				
1000	zunehmende Erwärmung	Befestigung d. Erreichten teilweise Neusiedlungen		
900		Karolingische Rodungs- periode: Entstehung der Meierhöfe, der ersten christlichen Gemeinden (Kirchdörfer) u. Klöster		
800				
700				
600	kühle Zeit			
500				

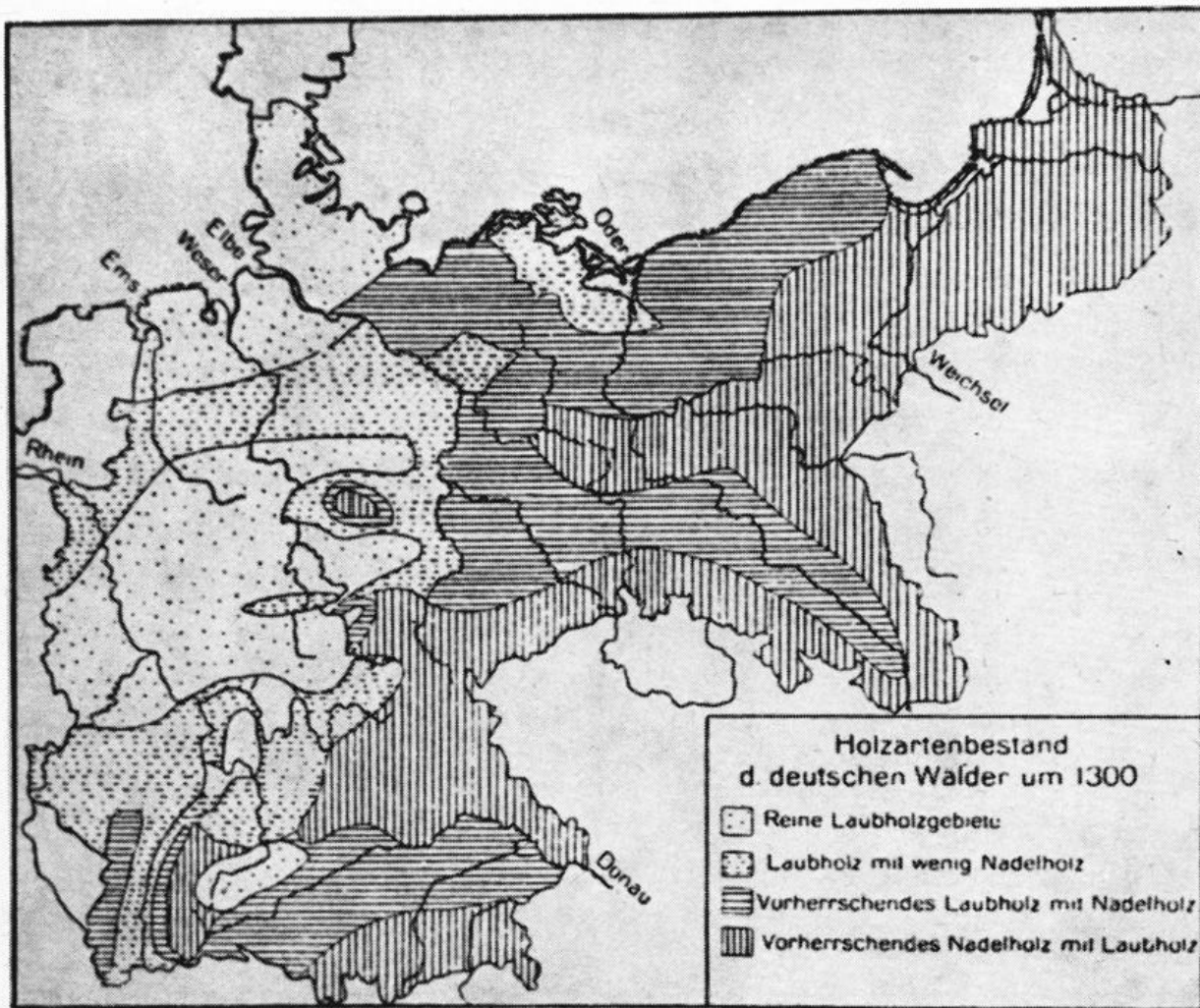


Abb. 6: Der deutsche Wald im Mittelalter (aus Walter, Grundlagen der Pflanzenverbreitung II, 1954)

mit Kiefern besetzt wurde, ging es mit dem Boden schnell zu Ende. Wirtschaftliche Gesichtspunkte gaben dann dem alten Laubwald den Todesstoß. Durch bittere Erfahrungen belehrt, kommen die Waldbesitzer und Waldnutzer heute zu einer anderen Haltung; sie kommen zum Mischwald zurück in der Hoffnung, so den 1000 Schädlingen und Krankheiten der Bäume, der Anfälligkeit für Sturm- und Schneeschäden und der Versauerung des Waldbodens besser begegnen zu können. Hoffentlich ist es nicht zu spät.

Nun überschauen wir ein wenig das dicke Geschichtsbuch der Natur mit seinen zahllosen Urkunden und Dokumenten, die uns manches vom Werden unserer Heimatlandschaft und vom Leben seiner menschliche Bewohner künden. Der Anfang im Grau der Erdneuzeit liegt weit hinter uns; so weit, daß ein Einzelmenschenleben zum

Punkt auf der Zeitenbahn wird. Gar seltsam ist der Wechsel von Meer und Land; gar seltsam auch das Auf und Ab im klimatischen Pendelschlag der dreimaligen Vereisung; aber unbegreiflich seltsam der Aufstieg dessen, der im Ablauf von rund 10 000 Jahren zum königlichen Verwalter und Gestalter der Heimat wurde, des Menschen. Mühsam war der Beginn; voller Not und Kampf die Auseinandersetzung mit Wetter und Hunger und Wild, in der Erhaltung des Lebens um das tägliche Brot. Er blieb Sieger — nicht durch rohe Gewalt, sondern durch seine geistige Kraft. Mit ihrer Hilfe schuf er seine Werkzeuge, seine Kleidung und seine Wohnung und gab seinen Kulturbesitz der nächsten Generation weiter. Mit ihrer Hilfe baute er Dörfer und Städte und Dome, — baute er Maschinen und Motore, die tote

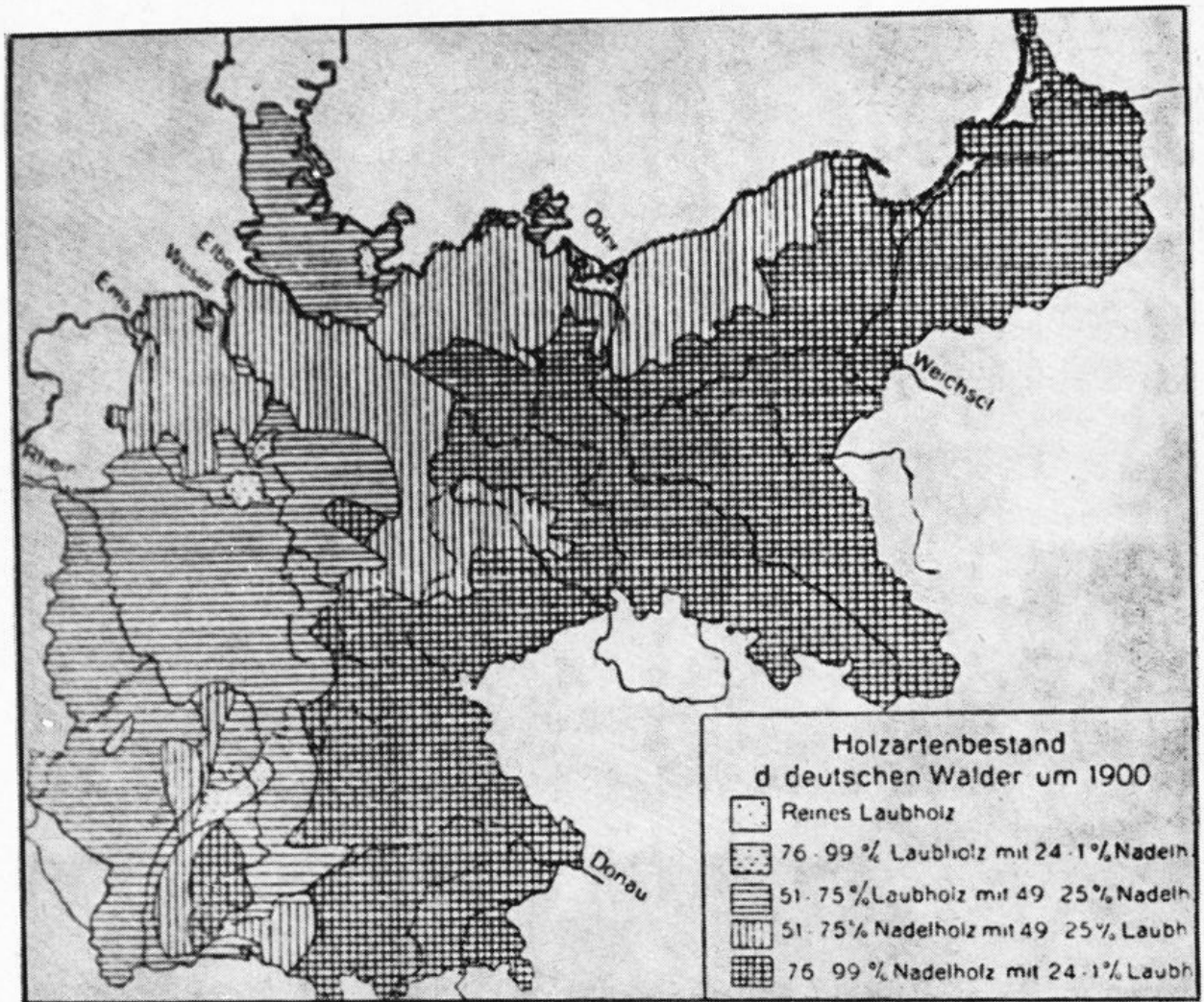


Abb. 7: Der deutsche Wald in der Gegenwart (aus Walter, Grundlagen der Pflanzenverbreitung II, 1954).

und lebendige Umwelt unter seine Faust zu zwingen. Heute steht er an einem Gefahrenpunkt, an dem er noch nie in seiner langen Geschichte stand; an dem Punkte, daß er berechtigt zu sein glaubt, nach seiner Willkür zu schaffen und zu walten, — daß er die Macht und das Recht zu haben meint, alles auf den Kopf stellen zu können. Hier tut eine Besinnung vor dem Urkundenbuch der 60 Millionen Jahre not. Der Mensch ist wohl Verwalter und Gestalter, aber nie Besitzer und Gebieter; er ist im Strom der Zeiten nur wie eine Eintagsfliege; er ist nur Hüter und Diener seiner Heimat zum

Heil und Unheil seines eigenen Menschseins und der kommenden Geschlechter. Der Herr aller Zeitlichkeit, der Ewige hat sie ihm anvertraut, damit er in menschlicher Größe teilhabe an seiner Schöpferherrlichkeit. Vor den begehrliehen Augen der blinden Berechner mag es groß sein, die Heimat auszuplündern und sein Menschsein zu verschleudern; vor den gütigen Vateraugen Gottes ist es nur groß, die Heimat zu hüten und ihrer Menschen zu dienen, — im Vergänglichen die Spur des Ewigen zu erkennen und zu lieben.

P. Oswald Rohling OP

Bernd un Harm, twee Eyther Orginaole

Freuher, at Eythe noch wiet af leeg van alen Verkehr, gef et dor full Orginaole. Et wassen raore Mensken, denn sei wassen so knobberig, tackerig und verbaogen at dei ollen Urwaldböhme in'n Bomweg. Up jede Straoten waohnde mindestens ein soon Orginaol.

Up dei Mauerstraoten was et Bernd un up dei Karkstraoten Harm. Beide wassen wolsidueierte Ackerbörger. Bernd was Ohm in'n Hus un let annnere för sick arbeiten. Harm deh sine Arbeiten süws, hei was iwig un kittig. Dorbi was hei so tiedköddig, dat üm nix gau genau günk. Sine Keihe müssen vörn Kauwaogen Galopp lopen, wenn sei nich mehr wullen, hülپ hei mit de Schwäpen naoh. Bernd was wat dösing und hölten, Harm dorgägen schlau un wiese.

Bernd sin Gank was stolperig, stötend un ungelenk. Wenn hei öwer dei Fohrstraoten güng, lichtede hei dei Fäute so hoch, as wenn hei Trappen stiegen müß. Oewert Truttuor günk hei nich, dat har sin Pappe üm freuher verboen. At in Eythe dei Truttuors anlegt wüdden, wull sin Pappe nich dortau betaohlen. Dei har domaols sine Familie verboen, dat Truttuor tau brüken. Wenn Bernd daoges Koffeiwaoter van dei Maktumpen haolen deh, dann settede hei wisseweg den vullen Emmer up dei Straoten, wiskede sik vorsichtig mit dei Fingers dei Näsen und drögede mit'n Taskendauk naoh. Wenn man Bernd dann frög: „Bernd is't Waoter uk natt?“, kreg man at Antwort: „Jao, kolt und natt is't wat.“

Bernd, dei alltied gesund wäsen was, har Togluft an'n Kopp krägen und klaogede eines Aobens öwer gräsige Kusenälte. Hei har kolt und warm dorgägen brukt, man allet nützede nix. Dei Pien wudde immer nietsker, sei drew üm taules naoh Harm hen, naoh dei Karkstraoten. Et was laote, un Harm leg all up'n Bedde. Harm har nich up Doktor lehrt, hei was jao man'n einfachen Ackerbörger. Man hei har'n klauken Kopp un har herutfunnen, dat hei mit dei Tangen, dei hei taut Schwinekrampen brukede, uk gaut Kusen trecken kunn.

Bernd har in sine grote Not blot dei Büxen un dei Schluffen ankrägen. In diessen

Uptog stünd hei nu vör Harm sine Husdören un kloppede wisseweg mit dei Fust dorvör. Et dröhnde so lut, dat Harm vör Schreck mit'n Satz ut'n Bedde sprünk un gnaorde: „Well stött mi dei Dören in?“ Bernd antwortede: „Harm maok up! Ik bünt, Bernd, din ollen Schaulkameraod. Laot mi herin, ik hebbe son Kusenälte! Help mi, help mi!“

At Harm den Bernd in Ogenschien naohmen har, seg hei: „Mein Zeit, Bernd, wo süst du ut? Man kennt di jao nich wehr. Du Blaud deist mi leid, man di is sofort tau helpen. Ich will gaue Lucht maoken un min Brille säuken, sett di solange!“

Harm hadde dei kranke Kusen gaue funnen und haolde nu dei kombineierde Tangen. Dann lähnde hei en Staul in'n Kökentimpen un let Bernd dorup sitten. Nu settede hei sinen Patienten dat rechte Knei up't Liew un legde dei Tangen an. Bernd wudde et swatt vör dei Ogen. Harm dreihede dei kranke Kusen mehrmaols at son Schruwen.

Bernd wull gnoren, man dei Luft günk üm ut. Hei wull mit dei Fäute stöten, man hei kreg dei Beine nich hoch. Hei köm sik vör at dei fesselde Proletheus. Mit dei Kusen dreiheden sich sine Ogen, sin Ingewand, jao dei ganze Köken. Hein glöwede, sine lesde Stunne was kaomen un wudde all schneiwitt.

Harm dagede nu, üm kump'n Flaute an, un röp dorümm: „Bernd! Bernd! Holt die stief, glieks hest du't wunnen!“ Dan dreihede hei mit noch gröteren Iwer fütter. Endlik har der Quaol'n Ende. Harm hült nu dei Kusen mit dei Tangen hoch un triumfeierde: „Wir haben ihn! Wir haben den Übeltäter! Du Kerl hest Paretusken. Ick hebbe noch kine Kusen sitten laoten. Bi min ollen Frönd köm dat erst recht nich in Fraoge. Kiek di dat Dingen maol an. Son lüttet Wäsen kann maoken, dat us dei ganze Lävenswandel sähr deit. Täuf ick haol di'n Släif mit Waoter, dann speul din Mund un spei bi't Für in'n Asken.“

At Bernd recht bi Verstand was, trück hei dei Knippen un frög: „Harm, wat is min Schülligkeit?“



„Ick nähme vör jede Kusen, dei ick trecke fütig Penninge. Man van'n ollen Schaulkammeraoden will ick kin Geld hebben“, segg Harm.

Harm wüß, dat Bernd gern van junge Wichter un van dei Leiwe rädete, un dorüm mende hei: „Kum Bernd, wi willt us noch en Stündken ant Für setten un unerhollen. Du staatske Kerl, worüm hest du di noch nich befrein? Du hest vull Geld, vull Land un'n eigen Hus. Du kunns woll'n Wichtken glücklich maoken.“

Dat was Waoter up Bernd sin Möhlen un so seg hei: „Jao wisse, wisse, dat har ik wol kund. Ik wull mi uk in jungen Jaohren befrein. Man wat min Mauder was, dei olle Linnenske (aus Lindern), dei wull't nich hebben. Nu hef use Heergott ehr den Lohn dorvör gäven, nu mot 's dorvör int Fägefür brannen. Sei hef nich anners wullt, ik kann ehr nicht mehr helpen.“

Harm lachede int Füsken, denn hei kreeg nu dei Katte an't Danzen. Hei wull Bernd erst noch den Kopp wasken und dorüm seg hei: „Bernd, wat kannst du reuklos van dine Mauder räden. Sei was alltid 'n gauet Menske un is dörüm all lange in'n Häwen. Sei argert sik sicher öwer dine mallen Rädensorten. Schäme di wat!“ Dann schlog Harm 'n annern Ton an un seg: „Bernd, et is noch nich aller Daoge Aabend, du kannst di doch uk noch up'n ollen Dag befreien.“

Bernd schmet sik inne Bost: „Wichter? Dei bünt genau dor, man weist du, Hirao-ten, dat is 'n Glücksspill. Un dat Leipste dorbi ist, dat man erst nao dei Stutenwäken dor achter kump, wat man eigentlich hiraotet hef. Wenn du nao dei Stutenwäken 'n Menske hest, dei vull van leipe Töge sitt, wat dann?“

Dorup Harm: „Ooch Bernd, dorüm brükst du dei Flinten nich int Körn tau schmieten. Weißt du? Fraulü bünt at'd Häuner. Wenn du'n olle Klucken hest, dei'd Eier wegleg, so kannst du nix doran maoken. Wenn du aober 'n junge Henne hest, dei dat deit, so kannst du se wehr tau 'd Oerdnung bringen, wenn du ehr dat Nest warm, weik un wiet maokest.“

„Dat is wol recht“, seg Bernd, „Wenn du aober 'n Menske krägen hest, dei daoges leihwamset un schlickert un den ganzen Dag brummet. Dreimaol up'n Dag will sei koffeeseiern, naomdags mit Beschütt un zaobens unp'n Bedde mümmelt sei stilken Bömse. Wat dann?“

Harm: „Bernd, dann bedur ick di, denn dann hest Du,n olle Mosimme krägen mit'n Sitteneers. Aober dann kann uk noch allet gaut werden. Du most dei Mosimme stramm anne Arbeit kriegen, dann entwickelt sei sick langsaom taun'n Arbeitsimme. Aober Geld is ehr Verdarf, sei draf joanich an'n Knippen könen.“

Bernd har en neien Fall: „Wenn ick nu aobern 'n gneisig Menske krägen hef, dei den ganzen Dag bläket un jelsket, wat dann?“ Harm antwortede: „Jao Bernd, dann büst du Blaut ganz up'n Hund kaomen. Dann is et so, at dei olle Schulte seg, dann is nich mehr tau helpen, denn son Wäsen kann man nich eis mit dei Förken taurechtstuken.“

At dei beiden ollen Knaoben immer noch ehre Hirotsgedanken naohgüngen, hörden sei Holskenklappern van dei Straoten her un dorup: „Tu-u-uh, Tu-u-uh! Lobet Gott den Heern, dann bliw dei Stadt in Ehrn!“

Nu was Bernd nich mehr tau hollen. Hei sprünk up un seg: „Dei Nachwächter is dor, et is all Middernacht. Dei Klocken will bolle up eine, ick mot gaue naoh Hus hen. Gaue Nacht, Harm, besden Dank fört Kusentrecken!“ Dorup schluffede hei nao Hus tau. Unnerwägs fäuhlde hei sick, at wenn hei van dei Jungmöhlen köm. Sin olle Harte brande lechterloh vör dat Fraulügaut un sin Häven hünk vull van Viggelinen.

Ein oll plattdütsket Sprichwort seg: „Kin Pott is so scheif, of et passet 'n Deckel dorup.“ Dit Sprichwort kann man nich up Bernd anwenden, hei blew alltied eine Unnaohme van dei Rägel. Hei müß allein sinen langen Läbensweg trüggeleggen. Bit an sin Enne günk hei stolperig, stötend un ungelenk, ganz allein, midden öwer dei Faohstraoten.

Fritz Bitter



HERR OHNE FRACK

Onkel Karl ist müde geworden vom Besichtigen der Landwirtschaftsmesse in Oldenburg. Bevor er jedoch kehrtmachen kann, sitzt er bereits in einem der vornehmen Restaurants dieser Stadt. Ihm paßt die feierliche Kälte hier nicht: die weißgedeckten Tische mit Blumen, die Goldfische in den Aquarien, die befrackten Kellner. Sie scheinen auf Zehenspitzen einherzuwandeln. Man kann nicht einmal mit Ruhe priemen und vernünftig ausspucken, ohne aufzufallen.

Einer bringt die Speisekarte. Obschon Onkel Karl meint, daß in einem so vornehmen Milljöh selbst sein Hund hochdeutsch bellen müßte, schiebt er die Karte zur Seite und sagt plattweg: „För mi man'n poor Knackwüste, aober däftige.“ — Ein etwas verwunderter Blick des Kellners, der sich tänzelnd entfernt.

Onkel Karl hat kein Sitzfleisch. Das wartende Nichtstun liegt ihm nicht. Ohne Scheu schiebt er durch die Tische der anderen Gäste auf ein Aquarium zu und betrachtet die pläsielichen Fische. Mit ausgestrecktem Zeigefinger beginnt er, sie zu zählen. Daneben drückt er mal auf einen Knopf, wobei erstaunlicherweise ein Ventilator zu sausen beginnt.

Während er also unbekümmert sich um die Weiterbildung bemüht, entgeht ihm nicht, daß die Herren Kellner von einer Ecke aus über ihn spötteln. Er hat zwar keinen Frack, aber immerhin seinen Sonntagsausgehanzug an, den er sich vor 22 Jahren zur Hochzeit schneiden ließ. Das zerfurchte, braungebrannte Gesicht jedoch und die Strähnen der schwarzen Haare, die wildwest seinen eckigen Moltkekopf umlagern, sein ungezwungenes Gehabe, das den alten Knigge die Wände hätte hochgehen lassen — all das erweckte Mißtrauen: „Hat der Mann da einen Schlag mit der Wichsbürste? Ob der überhaupt bezahlen kann?“

Aber die Knackwürste rollen an. Sie schmecken gar nicht mal schlecht. Als Onkel Karl sich den Mund wischt und aufsteht, eilt ihm schon der „Ober“ entgegen: „Sie haben das Zahlen vergessen, mein Herr“ — „Was, zahlen?“, meint Onkel Karl energisch, „ich will doch bloß zum Örtchen mit dem Herz in der Tür.“ Worauf der Kellner ihm die Richtung weist und nachschaut.

Onkel Karl kehrt erleichtert zurück. Er schlendert durch die Tischreihen, um hier und da einen Blick auf die duftigen Damens zu werfen, und setzt sich an seinen Tisch. Dann streicht er mit der breiten Hand über das Tischtuch und ruft: „Herr Ober, den landwirtschaftlichen Beitrag habe ich nun bezahlt, wollen Sie sonst noch was?“

Dabei nimmt er sein großes buntkariertes Taschentuch aus der Hose und knüpft es vorsichtig auf. Während er einzeln die Groschen abzählt, meint der Kellner neugierig: „Sind Sie von weit gekommen?“ — „Nein“, blickt Onkel Karl aus verschmitzten Augen, „von draußen.“ Onkel Karl war nämlich gar nicht so dumm, wie der Ober auf einmal aussah.

Als die anderen Kollegen sich mit um den verdächtigen Gast gruppierten und interessiert nach „woher und wohin“ erkundigten, mein Onkel Karl: „Haben Sie Ahnung von Geographie? — Ja? — Dann können Sie's nicht wissen, denn das steht auf keiner Landkarte. Ich komme nämlich aus B. Seh'n Sie“, ulkt Onkel Karl weiter, „das iss so was mit der städtischen Bildung, jeder bei uns weiß, daß es die Stadt Oldenburg oder Berlin gibt, aber die Städter wissen nicht, daß es auch ein B. gibt.“

Ein älterer Ober erwidert: „Von dort bekamen wir früher immer sehr herrschaftlichen Besuch, mit Vollblutpferden vorm Wagen, den Besitzer vom Josefinenhof. Kennen Sie ihn, und wie geht's ihm? Herrschaften, waren das noch Zeiten!“

„Und ob ich ihn kenne“, meint Onkel Karl, „aber es geht ihm leider schlecht. Er mußte alles aufgeben.“ — „Und der jetzige Besitzer?“ — „Der jetzige bin ich.“

Die Kellner sind perplex. Sie stehen da zwischen Glauben und Zweifel wie weiland Thomas bei der Erscheinung des Herrn. Es ist, als wenn auf einmal die Sonne durch die trennende Decke einer gesellschaftlichen Gewitterwolke gebrochen wäre. Man bemüht den Geschäftsführer zur Begrüßung herbei. Onkel Karl blickt in lauter vornehm lächelnde Gesichter. Er selbst grinst wie ein Honigkuchenpferd. Als er zum Ausgang schiebt, reißt einer zuvorkommend die Tür auf: „Beehren Sie uns wieder mit Ihrem Besuch.“ Die Bücklinge wurden plötzlich tiefer.



Onkel Karl stammt an sich aus dem däftigen Schlag südoldenburgischer Bauern, die vor drei Jahrzehnten durch Arbeitsamkeit und Genügsamkeit in der Umgebung von B. eine neue und gute Existenz aufbauten. Sie alle waren wert, eine Heimat zu finden.

Damals landete Onkel Karl das erste Mal auf dem sauberen Hauptbahnhof von B. Das Gebäude, das zugleich Hotel war, schien ihm imponierend. Er hatte nicht so unrecht, verglichen mit vielen anderen Orten unserer Heimat. Als Onkel Karl sich das erste Mal nach dem zwei Kilometer entfernten Josefinenhof durchfragte, zeigte eine Frau ihm mit gestrecktem Zeigefinger die Richtung: „Immer man liek ut, dann bie Hempens links affdreien un dann bie Tholen Regina.“

Was wußte er von Hempens und Tholen Regina? Aber er fand sein Ziel: eine Einöde von Heide, Wasser und Sand; darin eine Oase mit Parkanlagen, kultivierten Wegen, Ruhebänken und kleinen Teichen, sowie breit ausgestreckten Wirtschaftsgebäuden und ein wenig höher lag das mehrstöckige Wohnhaus, von einem starken viereckigen Turm überragt. Wirklich: ein herrschaftlicher Komplex mit „viel Gegend“ drum.

Wenn ich heute durch die Gegend streife, dann merke ich, daß Onkel Karl nach 30 Jahren noch immer keinen Sinn für diese Herrschaftlichkeit bekommen hat. Aber Ackerbau, Viehzucht, Schweinemästerei, Schnapsbrennerei und derlei Dinge sind ihm auf den Leib zugeschnitten. Ich glaube, daß Gott nur solcher Leute wegen Wüsten erschaffen hat.

Mögen die anderen auch manchmal über Onkel Karls Arbeitswut und Zielstrebigkeit meckern. Er „hat's zu was gebracht“. Auf dem Lande und in den Stallungen fühlt er sich wohl. Dort ist sein eigentliches Zuhause. Er wird wehmütig, wenn er sein Stallmilljöh und den Duft der Äcker nur für einen Tag vermissen muß. Er arbeitet selbst, obschon er es seit Jahren nicht brauchte.

An die Herrenzimmer und großen Wohnräume hat er sich immer noch nicht gewöhnt. „Wovör soväl Tütereien?“ Im Grunde ärgert ihn dieses alles, und jedes Stück Möbel mit Politur samt Kristallglas müßte zum Fenster hinaus. Zwischen zwei Zimmern je eine Wand heraus und dann einen

vernünftigen Schweinestall davon, das wär was!

Bei all seiner Eigenständigkeit kommt er damit nicht durch. Er ist zwar eigenwillig und manchmal zornig. Aber sein Sinn für Gerechtigkeit, seine Hilfsbereitschaft und eine glückliche Portion redseligen und gemütvollen Humors machen ihn trotz allem sympathisch. Dies brachte ihn auch zu einer Frau. Seine „Fiene“ beweist noch heute, daß Onkel Karl gelegentlich von gutem Geschmack sein kann. Sie ist gütig, ausgleichend, adrett. In ihrer Art ergänzen beide sich prachtvoll. Sechs erwachsene Mädchen und Söhne haben Eltern, wie man sie allen Kindern wünschen möchte.

Schon sind Enkelkinder da, und Onkel Karl ist alt geworden. Sein volles Haar wurde grau. Obwohl er noch immer glaubt, König seines Reiches zu sein, ist die Herrschaft doch unmerklich in die Hände der Söhne und Töchter geglitten. Zwar sucht er in der Herrgottsfrühe alle pünktlich aus den Betten zu trommeln. Er gibt dann Anweisungen für Haus und Hof und wird giftig, wenn etwas nicht klappt. Oder er kontrolliert die Felder, den Hut schief auf, wie in einer Art Notlandung auf den Kopf geraten. Aber der Betrieb geht bereits den Weg der strebsamen Kinder. Das ist gut so und der Lauf der Dinge.

Es gibt ein heiteres Allerlei von und um diesen „Herrn ohne Frack“. Onkel Karl versucht noch immer, sich nützlich zu machen. Z. B. erfindet er Patente für Kartoffelroder. Jedoch sie klappen nicht. Er macht den verschiedenen Instanzen Vorschläge zur Veredelung von Saatkartoffeln. Die werden trotzdem nicht dicker.

Oder er schickt zum Landfunk eine Art „Philosophie des dünnen Bauern über dicke Schweine“ und bleibt ohne Antwort. In brennender Erwartung dieser Antwort überrasche ich ihn. Das Telefon klingelt. Bevor die Tochter hinspringen kann, hat Onkel Karl den Hörer fest in der Hand. An der anderen Seite der Strippe meldet sich anscheinend ein hochdeutscher Herr mit anderen Interessen:

„Ja, hier iss Unkel Korl! — Wat meent Sei? — Miene Tochter? — Wecke? — Dei iss nich tau Huus! — Könt Sei nich platt schnacken?“

Dabei steht das Töchterchen nervös trippelnd neben ihm und schuppst den Papa in



die Seite: „Hochdeutsch, Papa!“ Aber Onkel Karl: „Nu wäs doch ruhig, man kann sien eigene Wort nich mehr verstaon. — Wat? — Nä, ick meen Ähr nich, miene Tochter quäkelt immer detüsken! — Tscha, ein Verseihn, sei iss uck nich tau Huus!“

Während nun die Tochter den Papa immer stärker ans Hochdeutsch ermahnt und ihn zur Seite schieben will, Onkel Karl wiederum: „Holl dien olle Muhl — du immer mit dien verdammte Hochdeutsch, Hochdeutsch! — Wegg hier! — Nä, ick meene Ähr jo gornich, Herr Direktor, würrklich nich!“

Noch ein letztes Mal versucht die Tochter es und seufzt: „Herrgott, welch eine Blamasche!“ Onkel Karl: „Welch eine Blamasche! Welch eine Blamasche! Das iss alles Skeiße mit Dein Hochdütsk!“

Da auf der anderen Seite der Strippe eine erregte Stimme: „Was erlauben Sie sich zu sagen?“ Onkel Karl noch erregter: „Schluß mits Gequassel — Ut!“ Und schmeißt den Hörer in die Ecke.

Nach zehn Minuten hat Onkel Karl sich wieder beruhigt. Als ich ihm vorsichtig lobend auf die Schulter klopfte über das glückte Telefonat: „Tscha, dat iss ja'n Klax. Das muß man blos verstehn. Du muß Dir das so durch'n Kopp gehen lassen: Wenn ich 'n Schwein habe, das so lang iss wie von hier nach Kloppenburg, und ich kneife es hier in 'n Steert, dann quiekt das in Kloppenburg. So ungefähr iss dat mit dat Telefonieren.“

Als ich ihm sage, der andere habe doch immer hochdeutsch gesprochen, wird er ein wenig unwillig: „Das iss nich natürlich! Das iss so, als wenn ich das Swein hier wieder in 'n Steert kniepe und in Kloppenburg sagt es „miau“! Kuck, das gehört sich doch nich! Iss dat denn natürlich?“ Voll Befriedigung über sich selbst marschiert er im Zimmer auf und ab, die Hände auf 'm Rücken, den Priem im Mund.

Bei den bäuerlichen Nachbarn gibt es noch die gute alte Sitte gegenseitiger Hilfe. Einer kann sich auf den anderen verlassen bei Krankheit, Unwetter oder Häufung der Arbeit. Mit Mann und Gespann sorgt der eine für den anderen. Aber in der Erntezeit ist alles auf dem Acker. So kommt es, daß Onkel Karl in Verlegenheit gerät.

Ein Zwei-Zentner-Schwein muß schnell operiert werden: „Es hat was mits Bein

und iss 'n Binneneber“. Als ich komme, haben der kräftige Fredi und Onkel Karl den unbändig strampelnden Dicksack schon auf dem Rücken liegen, alle Viere nach oben und das Antlitz zum Himmel gerichtet. Die Nase, von oben besehen, sieht putzig aus, wie eine Steckdose. Doch das Biest hat Kraft. Hilfsbereit, wie ich sein muß, springe ich zur Ätherflasche, um dem Dicksack Narkose zu geben. Das ist noch das sauberste bei diesem Geschäft. Aber Onkel Karl reißt mir schon die Flasche aus der Hand: „Holl hier man drocke faste, bie dei Achterbeine! Nee dao!“ zeigt er mit dem Finger nach hinten, „wo dei Steert iss, dao iss achtern! Junge, du büss 'n Pastor und kannst 'n Hintern nich maol von vörne unnerscheiden!“

Anweisungsgemäß hat Fredi sich auf den Bauch des Schweines gesetzt und hält die Vorderbeine. „Alles andere maok ick“, sagt Onkel Karl, „das muß gekonnt sein!“ Und ich merke, er versteht die Sache. Vorsichtig beugt er sich dicht über die Steckdose des Schweines, putzt sie mit dem linken Ärmel ab, tröpfelt langsam, langsam Äther hinein und zählt: „Eins — zwei — drei — vier! Kuckt euch das an, wie ich das mache! Sieben — acht — neun!“ starrt er in die vertrauten Augen des Schweines. „Zwölf — dreizehn!“ Bamms! — Da fällt er um. Nicht das Schwein ist in Narkose, sondern Onkel Karl. Völlig hinüber!

Wir in unserer Not ihn an Schultern und Beine gepackt, über die Treppe durch die Küche geschleift und ins Bett. Das Schwein quietscht vor Vergnügen und haut ab, rund um den Hof. Ätherflasche und Operationsmesser liegen vergessen in der Gegend. Als Mutter und Kinder ängstlich vom Acker gelaufen kommen, schaut Onkel Karl kreideweiß aus den Kissen wie eine Maus aus dem Mehlsack. „Tscha, das muß gekonnt sein.“ Von da ab läßt er den Tierarzt kommen! —

Einige Tage darauf spürt Onkel Karl vom Fallen noch immer Schmerzen im Bein. Nun ist er jedoch ein Stück Natur, wie Gott sie geschaffen. Deswegen geht er lieber in ein sogenanntes vornehmes Restaurant als in das Sprechzimmer eines Arztes: „Der komiske Geruch da. Nicht zu vergleichen mit dem natürlichen Duft gutgefütterter Sauen!“ Die besorgte Frau zwingt ihn mit sanfter Gewalt ins Zimmer des Doktors: „Nun, Onkel Karl, was gibt's? Sie auch mal bei mir?“ — „Ja, mit's Bein, die verdammte Gesckichte



da mit dem Ebermallör!" Als der Arzt nichts Besonderes feststellt, tröstet dieser: „Hab' ich auch schon mal, Beinschmerzen. Ist nicht schlimm. Dann stecke ich meine Füße nachts bei meiner Frau unter's Bett und morgens sind die Schmerzen weg.“ Da sagt Onkel Karl: „Dat iss ja praktisk, wann hat Ihre Frau denn wohl mal Zeit?“ — Der Arzt grinst übers ganze Gesicht und Onkel Karl schaut verschmitzt drein. Er hat schon wieder Humor und ist „fein auf'm Damm“.

Es ist verständlich, daß ein solcher Typ nur ungern mit der Mode geht. Onkel Karl als viel zu ausgeprägte Persönlichkeit unterwirft sich nicht ohne Grund dem „Fortschritt“. Mit dem Herzen hängt er am Alten, mit seinem wachen Verstand ist er für Entwicklung, wenn es in seinem Bereiche sinnvoll scheint. So schafft er die bekannten Vollblutpferde ab: „Da geht ein Hof mit pleite!“ Sie müssen halbschweren Oldenburgern weichen. „Die taugen noch was für'n Acker. Seinen geliebten Pferden folgen bald — und das geht ihm nahe! — Traktoren, Mähdrescher, Kartoffelroder, schließlich Autos. Es ist leider so. Es geht „nich anders“. Der Verstand siegt über das Herz.

Kommt er aber in das Reich des Haushalts und der Frauen: „Wat schall dit Ding hier“, stößt er mit dem Fuß gegen einen neuen Staubsauger. „Ha wie fräuer uck nich hat, mööt äben kienen Stoff maoken! — Und dat iss'n Mixapporaot? — Mixen, mixen! — Jie mixt jau wat taurecht! Mamme, maok mie man 'n Pannkauken“.

All diese Dinge mitsamt dem Eisschrank würden verschwinden, ginge es allein nach ihm.

Wenn er versehentlich ins Zimmer kommt, wo abends Kinder, Nachbarn oder späte Gäste beim Fernsehen sitzen, hält er sie alle für bedauernswerte Wesen. Einmal wird er ungewollt Zaungast einer Modevorführung: „Kinner, stellt dat olle Ding aff, dei Lue von't Fernseh willt uck maol ähre Ruhe hebben!“

Aber es wird nicht abgestellt. Hier haben die kunstbegabten Töchter auch schon etwas zu sagen. Die Mäntel, Kleider, Hüte rauschen also über den Laufsteg vorüber. Ein weltmännisch friesierter Schnäuzer-Typ läßt die Kleider mit ihren „Mannekiens“ passieren. Englische Sprachbrocken heben das ganze unter gedämpfter Tanzmusik auf die Höhe des Niwos: „Sie sehen hier, meine verehrten Zuschauer, den letzten unerhörten Modeschrei, das drapierte pistaziengrüne

Jerseykleid unter taxusgrüner Robe mit exquisitem Druckmuster — so schlicht und doch so erhaben! — Ein Triumph aus der Kreation des Hauses Dior! — eine Dame von Welt ohne diese schöpferische Produktion verliert ihre modische Existenz! — — „Blödsinn!“ zischt Onkel Karl dazwischen, und versteht ebenso wenig wie jeder andere normale Mann. Von Minute zu Minute steigert sich die Mimik seines Gesichtes bis zur Grenze der Explosion.

„Und hier, meine Verehrten“, fährt der engbrüstige Pomadenmann von Ansager fort, „hier erleben Sie die Vorführung des bezaubernden schwarz-weißen Hahnentritts mit bunten Noppen. Was, das kennen Sie nicht? Können Sie auch nicht kennen! Denn hier sind Sie Zeuge eines geschichtlichen Ereignisses, der erstmaligen Vorführung usw. usw. — Und als jetzt die Traumköniginnen von Mannekiens angetänzelt kommen, dezent mit Armbanduhr und noch etwas Drumrum bekleidet, da wird's dem Onkel Karl zu toll. Er zischt vor Wut den Priemen auf den Bildschirm! — — Ute! Schluß!

„Deutschland geht kaputt bei diese Weiber! Und Jie detau! Können das Mütter werden? Dit dumme Tüch von halbe Portionen. Zwei Jahre bei einem richtigen Bauer im Viehstall und morgens vor dem Melken zur Frühmesse! Dann wett noch wat drut!“ — Onkel Karl hat recht und behält recht! Abgedreht die ganze Geschichte. Der Papa siegt. Die Stars und „Mannekiens“ bekommen ihre Ruhe. Auch die späten Gäste. Nur Elsbeth erlaubt sich als trotzigsten Ersatz für diesen Kurzschluß ans Klavier zu setzen und singt, bevor alle Lichter erlöschen: „Oh, mein Papa ist eine wunderschöne Mann! Oh, mein Papa ist eine große Künstler!“

In der Tat! Onkel Karl ist kein Künstler, aber immerhin: ein Herr ohne Frack!

Wenn freie Tage mich in die Heimat entlassen, begegne ich dem geliebten Onkel Karl. Bei seinem Anblick fallen mir die bekannten Verse aus dem Zigeunerbaron ein: Mein idealer Lebenszweck ist Borstenvieh, ist Schweinespeck; denn schon von Kindesbeinen, befaßt ich mich mit Schweinen.“ — Doch wenn es dann weiter heißt: „Das Schreiben und das Lesen, ist nie mein Fall gewesen“, so trifft dies auf Onkel Karl nicht zu. Seine Originalität ist gepaart mit überdurchschnittlicher Intelligenz. Aus einem gewissen Stolz seines Berufes heraus sieht er mitleidig auf jene, die selbst aus seiner





Mitglieder des Vorstandes des Heimatbundes mit Barßeler Heimatfreunden in Bokelesch. Von links nach rechts: Tierarzt Dr. Klinker-Barßel, Architekt Büld-Damme, Chefredakteur Hermann Thole-Vechta, Fabrikant Beckermann-Cappeln, Hauptlehrer Stegemann-Barßel, Heimatschriftstellerin Elisabeth Reinke-Vechta, Bauer Leo Reinke-Bokel MdL, Oberregierungs- und -schulrat Franz Kramer-Oldenburg.

Photo: Alwin Schemaker

eigenen bäuerlichen Familie heraus — wie er sagt — zu „Kakademikern“ entarten. Dafür ist er selbst sehr belesen, hat die geübte Schrift eines Doktors und spricht besser deutsch, als in meiner Erzählung sichtbar ist. Im übrigen macht er sich eigene Gedanken.

Dazu verhalten Onkel Karl auch reiche Erfahrungen der Militärzeit. Hier liegt ein Steckenpferd von ihm. Er brachte es bis zum kaiserlichen Wachtmeister. Innerhalb zweier Stunden meisterhaften Erzählens macht er eine schnelle Karriere mindestens bis zum kommandierenden General. Er nimmt höchstpersönlich Bataillon auf Bataillon gefangen und ist überall. Es geht im Dragonertempo vorwärts: „Die andern mußten sehen, mir zu folgen“.

Nun traue ich Onkel Karl manches zu. Obwohl ich bei seinen Worten manchmal zweifle, daß wir den Krieg tatsächlich verloren haben, bringt mich ruhiges Überlegen zu der Erkenntnis, daß Onkel Karl bei diesem Thema Phantasie entwickelt wie ein junger Hund. Hier wird er zum Dauerred-

ner. Nach Stunden dramatischen Ergusses hat höchstens erst die Morgenröte der Unterhaltung begonnen.

Wer ihn kennt, versucht klugerweise, die Klippen dieses ergiebigen Themas zu umsteuern. Es sei denn, man habe drei Stunden nichts Besseres zu tun und sei zu jeder Geduldsprobe bereit. Einmal ist mir solches nach langen Bemühungen gelungen. Ich habe dabei „Knigge“ ganz aus dem Spiele gelassen, zumal Onkel Karl wenig davon hält.

Manchmal gelingt es ihm, sein zweites Lieblingsthema durchzusetzen: die Politik. Man muß sagen, er versteht was davon und hat gesunde Grundsätze. Ich bin sogar überzeugt, seine Zielstrebigkeit, praktische Intelligenz und seine Art, auch mal mit Ellenbogen zu arbeiten, hätten aus ihm in jüngeren Jahren einen respektierten Politiker machen können. Er hatte das Zeug zum Fraktionsführer oder ähnlichem.

An einem Abend unterhält Onkel Karl mich eine Zigarre lang ganz vernünftig über

all diese Dinge. Ich brauche nur ab und zu mit dem Kopf zu nicken oder „ja“ zu sagen. Dabei abzubrechen ist unmöglich. Bei jedem Ansatz des Aufstehens packt er mich an die Schulter und drückt mich in den Sessel: „Nulustere maol tau! — Fiene! Mamme! nu bring üm noch'n Konjak! — Dann bliv hei!“

Was ich befürchte, trifft prompt ein. Bei der zweiten Zigarre beginnt sein berühmter Sturm aufs Finanzamt. Dann spritzt Paprika aus ihm. Wie von einer Tarantel gestochen, donnerwettert er. Sein Temperament geht mit dem Verstande durch. Sollte Onkel Karl wirklich einen vernünftigen Gedanken haben, so sperrt er ihn während der ganzen Redeschlacht umbarmherzig in Dunkelarrest.

In Ermangelung eines sichtbaren Gegners verleitet ihn mein stetes Schweigen jedoch zu ruhigerem Tonfall. Auf den Heimweg ruft er mir noch nach: „Maußt wärkaomen!“ Ich merke, daß ich die abendliche Kreuzwegandacht versäumte. Aber die Stunden mit Onkel Karl waren guter Ersatz. Mein Gewissen bleibt völlig beruhigt!

Onkel Karl hält sich für einen guten Christen und ist es auch. Unter den hilfsbereiten und gutwilligen Menschen der umliegenden Höfe bildet er keine Ausnahme. Er hat viel Gutes getan. Seine Linke sieht nicht, was seine Rechte tut. Und erst seine gütige Frau. Auch obliegt er den normalen religiösen Verpflichtungen mit bravem Ernst. Freilich seine Anekdotenhaut vermag er auch hier nicht abzustreifen. Schließlich hat jede Tugend ihre Grenzen . . .

Wie gewöhnlich sitzt Onkel Karl nach dem Hochamt mit Vater in unserer Küche, um eine Tasse Tee zu schlürfen und „n Mund vull tau schnacken.“ „So“, hört Vater ihm zu, „Pastor hat gepredigt?“ — „Ja, hei sülwest“. — „Worüber?“ — „Über die Sünde“. — „So, und was sagt er dazu?“ — „Er ist vollkommen dagegen“, meint Onkel Karl und gibt dem Pastor Recht.

„Nur am Schluß“, fährt Onkel Karl fort, „da machte er einen verdammten theologischen Snitzer. Du weißt doch, daß unser guter Nachbar, der „fromme H.“, wie man ihn nennt, öfter mit dem Klingelbeutel extra vor meine Fisasche anhält: Nun gib nach Kräften, Karl . . . Und ich tat es auch!“

Der Pastor sagt dann trotz alledem: „Geliebte im Herrn! Ihr wißt, daß hier im Hause Gottes alles herzlich willkommen ist, groß und klein, reich und arm. Die Kol-

lekte hat gezeigt, daß nur Arme gekommen sind. Nichts gegen use Geistliken“, ruft Onkel Karl, „aober könnt disse Herrens nicht tellen? Sowas macht mir vergrellt!“

Als Mutter beide in die Stube bugsiert, um Platz fürs Mittagessen und für die Kinder zu bekommen, spielt Vater am Klavier: „Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin, gibt Gott mir nur gesundes Blut, dann hab ich frohen Sinn.“ Onkel Karl brummt selber mit. Als er sein frohes Herz wiedergefunden hat, fließt ein weiteres Bächlein in den Strom der Musik: „Weißt du noch, Josepp — wie er Vater nennt — als du noch Lehrer in Kleinenkneten warst? Du kamst doch auch zur Kirche nach Rechterfeld und spieltest sonntags die Orgel, wo mein Bruder selig, „use gaue Pastor“, soo'n guten Geistliken und soo'n tüchtigen Prediger war. Weißt du, wie ich durch eine von seine ergreifende Predigten zu meine Fiene kam? — Das weiß du nich?“

Nun springt Onkel Karl vom Stuhl, stößt Tisch und Stühle zur Seite und wiederholt mit ausgestreckten Armen die berühmte Stelle aus der Predigt seines Bruders: „Meine Christen!“, streckt er seine Rechte mahnend in die Höhe, „meine Christen! In dieser gottlosen Zeit gilt es standhaft zu sein, gilt es tapfer zu sein! Weck mit aller Lauheit! Weck mit aller Feigheit!“ Und als use Pastor seelig dann ausruft: „Was heute nottut: Männer! Männer müssen wir haben“, da piepst in stiller Begeisterung eine Stimme aus den Bänken der Jungfrauen: „Jawoll, Männer müssen wir haben!“ — Das war meine Fiene, use Mamme! Dat weiß du nich?“

Vater erinnerte sich natürlich an nichts. „Und als du, Josepp, nach diese für mein Skicksal ergreifende Predigt brausend mit deine Orgel einsetzt: „Ich will Dich lieben, meine Stärke“, Junge, wat habe ich mit Inbrunst gesungen. Bei der zweiten Strophe kamen mir die Tränen: „Ach, daß ich Dich so spät erkannte.“ Auch dessen erinnert sich Vater nicht. Aber um des lieben Friedens willen hatte er sich angewöhnt, sich immer an alles zu erinnern. Er wußte, was sich bei Onkel Karl gehörte. Dann gabs bei beiden ein helles Gelächter, die Tonleiter herauf und herunter.

Vater ist schon längst bei Gott. Auch „Use Pastor“ ist längst den Weg gegangen, den wir noch vor uns haben. Beide waren als Priester und Lehrer vorbildliche Menschen und von Herzen immer noch, was



Onkel Karl war und ist — Bauer. Ihr Leben war stetiger Alltag, weil Großes selten an Festtagen geschieht. Auch Onkel Karl kennt nur den Alltag. Jedoch schaut er sich den Himmel immer noch von unten an. Gott Dank! Ich gönne es ihm und dem Herrgott!

Selten durchstreife ich unsere Heimat, ohne im Gestern meines Lebens, seiner Erinnerungen und seiner Menschen herumzu kramen. Ich weiß, es gibt noch andere Onkel Karls und bin schon manchem begegnet. Gelegentlich begegne ich mir selbst und entdecke — wer und wo ich auch bin — ein Stück von Onkel Karl in mir. Ich schäme mich dessen nicht. Ein Vogel soll immer wissen, wohin er gehört . . .

Um mich herum ist Natur. Ich sitze in der Nähe eines Hofes. Er spricht vom Schweiß eines im letzten sehr ernst zu nehmenden Mannes, von Entbehrungen und Freuden, von Enttäuschungen und Hoffnung. Ich könnte an vielen Höfen unserer Heimat sitzen und ähnliches erzählen:

„So oder so ist das Leben,
So oder so ist es gut.
So wie das Meer ist das Leben:
Ewige Ebbe und Flut . . .!“

Doch ich sitze hier auf dem Stumpf einer abgesägten Eiche meiner Heimat, in der Nähe gerade dieses Hofes. Schon vor dreißig Jahren stand der Stumpf da. Ich weiß es genau. Mein seliger Vater saß damals darauf, während ich daneben im Grase lag. Er erklärte seinem Jungen wie so oft die Geschichte der Heimat. Dann zeigte er mit dem Spazierstock in diese und jene Richtung des Himmels, um zuletzt auf das vor uns liegende Dorf zu weisen: „Und dort, mein Junge, bist du geboren, und in der Kirche mit dem Zwiebelturm bist du getauft.“

Dann stand er auf und lenkte seine Schritte in umgekehrte Richtung, um Siedler-Bauern zu besuchen, die mir noch fremd waren. Für Vater waren sie nicht fremd. Diese Menschen auf den neuen und kahlen Siedlungshöfen kamen aus Stukenborg,

Steinfeld, Dinklage, Damme und Langförden, aus Vaters alter Heimat. Vater kannte die Gerdes, die Herzogs, die Lüsken, die Bergmanns, Büscherhoffs, Baumanns und Igelmanns und wie sie alle heißen, nicht immer mit den Augen, doch kannte er sie mit dem Herzen, vor allem die Kinder, die Kranken und Alten. Er war gut Freund mit jedermann. Dieser Flecken Erde — und unser Seemannsdorf dazu — sollte seinen Landsleuten das werden, was es ihm wurde und mir immer war: Heimat. Er wünschte es ihnen, und Gott fügte es so.

Jahre sind darüber vergangen. Wo früher „vull Gägend“ mit Heide, Wasser und Sand war, ist jetzt meine Sicht verstellt. Bäume, Wäldchen und Gartensträucher haben die Höfe verdeckt. Nur der Turm vom Josefinenhof ragt immer noch aus der neuen Landschaft hervor, das Wahrzeichen unseres „Herrn ohne Frack“. Es ist, als ob Onkel Karl durch ihn immer raunen möchte: „Hehe! Hier bün ick!“

Es wird Abend. Über mir singt eine verspätete Drossel. Ob es dieselbe ist, die sang, da ich als sorgloser Junge hier im Grase lag? Die Sonne versinkt über dem schönen Kirchturm meines alten Dorfes, und der rote Mond steigt auf. Der Tag geht zu Ende, die Nacht bricht herein . . .“

Alles ist Ende und Anfang, Abschied und Begegnung! Alles ein Gehen und Kommen: bei der Sonne, beim Mond, bei den Tieren und bei uns Menschen.

Heute war Sonntag. Die Leute rundum haben ihr Vieh versorgt. Sie wollen noch einmal fröhlich sein. Mir ist, als ob aus der Ferne von einem Hof ein Lied erklingt. Es sind kaum alte Stimmen dabei. Auch ist es nicht ganz so fröhlich, wie ich glaubte. Es ist ein Nachtgebet.

Ob Onkel Karl es noch hört? Er müßte es hören! — Sein Frohsinn gründet in tiefem Ernst. Es gibt Menschen, die fröhlich sind, weil sie sich in der Hand dessen wissen, der über den Sternen wohnt . . .

P. Dr. C. H. Siemer



Holunder, alter Freund der Bauernhöfe

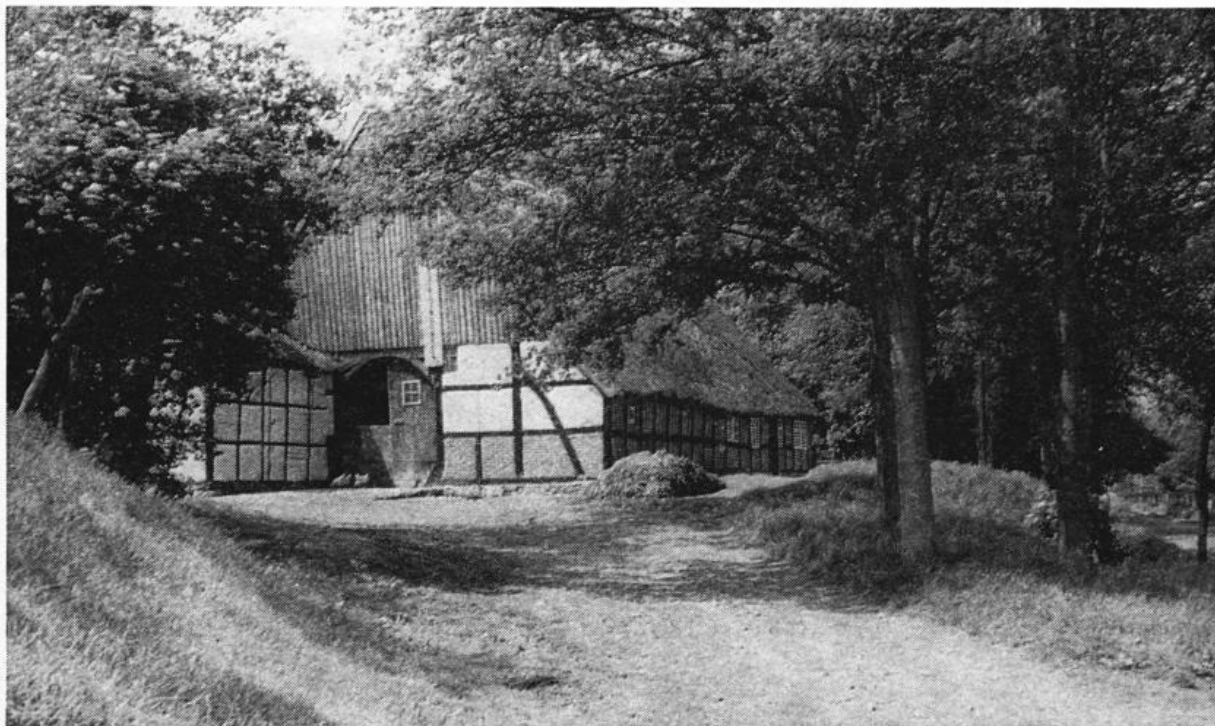
Er ist schon ein „Allerweltskerl“, der alte Vertraute bäuerlicher Menschen, der Freund unserer Bauernhöfe, der Schwarze Holunder. Jeder Natur- und Heimatfreund kennt ihn, Genügsam nimmt er mit jedem Platz vorlieb. Und hat er irgendwo weichen müssen, er siedelt sich wieder an, an irgendeiner Ecke des Hofes, unter Buchen und Eichen, in Scheunenwinkeln, an Ruinen. Wenn man ihn auf seinem angestammten Platz läßt, kann der „Fläerbusk“ oder „Hollerbusk“ sogar ein ansehnliches Alter erreichen. Immer aber — und das ist bezeichnend für unseren lieben Freund — weiß er die bescheidensten Plätze, ja selbst Stätten des Verfalls, mit dem ihm eigenen Zauber zu erfüllen. Bricht man seine Zweige, dann treibt er neue Schößlinge. Sein Lebensmut ist ungebrochen. Das Wort besteht zu Recht: „Nachbars Kinder und den Holunder bannst du nicht auf die Dauer. Schließt du ihnen die Tür, o Wunder, da klettern sie über die Mauer!“

Großmutter schätzt den schweißtreibenden Tee

Unsere bäuerlichen Menschen machten sich früher viel Mühe, im Sommer einen Vorrat von „Fläerbloomen“ oder „Hollerbloomen“ und im Herbst die Beeren einzuheimsen. Unterm zugigen Dachboden oder in der Wagenremise wurden die Blüten getrocknet. Die getrockneten Blüten oder gekochten Beeren,

zur Hälfte mit Linden- oder Kamillenblüten vermischt, ergaben unter Zusatz von einem bis zwei Teelöffel Zitronensaft ein ganz vorzügliches schweißtreibendes Mittel bei starken Erkältungen, Grippe, Glieder- und Kopfschmerzen. Ein aus getrockneten Blättern gekochter Absud wirkte als Auflage schmerzstillend bei Geschwüren, gedörrte Beeren stopfend bei heftigem Durchfall. Großmutter wußte auch, daß der Tee bei Nierenleiden, mangelhafter Harnausscheidung gute Dienste leistete. Die aus den saftigen Beeren hergestellte Marmelade, der Gelee, das Mus, schmeckten gut auf dem Butterbrot. Wir Kinder schätzten den Holunder auch schon deswegen, weil man aus seinen markgefüllten Zweigen allerhand Spielzeug, Flöten, Wasserspritzen und Knallbüchsen herstellen konnte. In manchen Gegenden erfreut sich der Holunderschnaps besonderer Beliebtheit. Und wenn sogar die duftigen Blüten zu köstlich mundendem Holunderkuchen verbacken wurden, dann ist der Beweis wohl erbracht, daß der Holunder einen „Allerweltsbaum“ darstellte, vor dem die bäuerlichen Menschen im wahrsten Sinne den Hut zogen, wenn sie an ihm vorübergingen. Verständlich, daß sich im Laufe der Zeit Volkssagen und Märchen um seinen Namen rankten. Bei den Vorfahren galt er als Baum der Holla, er war der Frau Holle geweiht.





Der von Eichen, Buchen und Holunder umrahmte Hof Diekhus-Damme zum Eingang ins Tal der Bexadde.

Photo: Enneking-Damme

Der gute Geist der Hollermutter

Wenn die Vorfahren in dem Holunderstrauch den guten Geist des Hauses, die Hollermutter sahen, so blickt in der Anschauung der Dänen die Hollermutter in der Dämmerung durch die Fenster, ob alles im Hause in Ordnung ist. Bei den Letten wohnt der Gott Puschkait unter dem Baum, dem Brot und Bier als Gaben hingestellt wurden. Bei den Polen haust der König der Zwerge, Pikulik, mit seinen wilden Scharen unter den Zweigen. Der heilige Baum stand in hohem Ansehen beim Volk, sollte er doch Haus und Anwesen vor Blitzschlag und Feuersgefahr bewahren, das Vieh in den Ställen schützen und sogar alle Krankheiten auf sich selbst übernehmen.

„In seinem Schatten“, so schreibt der Biologe C. Sterne, „glaubte sich der Mensch sicher vor giftigem Gewürm, Schlangen und Insekten. Mit den Blättern rieb man die Möbel, um sie vor Wurmfraß zu schützen. Starb jemand im Bauernhaus, so wurde mit einem Holunderstab maß zum Sarg genommen, auch legte man am Niederrhein die natürlichen Kreuzchen, welche die Zweige bilden, in den Sarg oder trug sie in England bei Lebzeiten als Amulett gegen Rheumatismus auf dem Leib. Nach alledem kann man sich denken, daß keiner es wagte, den heiligen Baum, selbst, wenn er sehr wucherte oder bei Neubauten im Wege stand, umzuhauen oder zu stutzen“. —

Wenn der Schwarze Holunder auch in diesem Jahr allerorten in unserer Heimat — im Raum von Damme ist besonders der Hohlweg des „Tiefen Grundes“ das große „Hoheitsgebiet“, in dem es zur Hauptblütezeit geradezu betäubend duftet — sich als wahrer Hausfreund der Land- und Dorfbewohner zeigte und bewies, wenn er auch das ärmlichste Haus am Weg und Straße in einen Hauch alter Romantik eintaucht, so denken wir sicherlich gern einmal der Geschichte dieses altehrwürdigen Freundes unserer Bauernhöfe. Er, der im Verlauf der Zeit, je nach der Gegend, so viele Namen erhielt — Fläerbusk, Fledder, Allörn, Hollern, Ellhoorn, Huoln, Höllerken oder Huölerten, Fläer (Flieder) — der in die Poesie und Literatur unseres Volkes eingegangen ist: „Am Holderstrauch, am Holderstrauch, wir saßen Hand in Hand, wir waren zu der Maienzeit die Glücklichen im Land“ oder aber: „Rosenstock, Holderblüt, wenn ich mein Dirndl sieh, lacht mir vor lauter Freud s' Herzel im Leib!“ — hat es verdient, daß wir ihm seinen bescheidenen Platz an unseren Höfen gönnen. Er umschließt ein Stück Heimatgeschichte. Verstehen können wir dann auch, daß alte Landleute heute noch mahnen, vor dem Strauch oder Baum beim Vorübergehen ehrfürchtig und vielleicht ein wenig abergläubisch den Hut zu ziehen.

Gregor Mohr

Ein Star ging zu Fuß

Daß die ersten Stare bei ihrer Heimkehr, die meistens im Februar erfolgt, im Birnbaum neben unserem Küchenfenster ihr erstes Konzert zum besten geben und mit Pfeifen und Schnalzen und vielen wunderlichen Tönen und lebhaften Flügelschlägen sich vorstellen und den Frühling einsingen, das wiederholt sich jedes Jahr, und dieses alljährlich wiederkehrende kleine Vorfrühlingserlebnis ist mir zu einer lieben Gewohnheit geworden, die ich nicht gern missen möchte.

Ich weiß auch, wie es dann weitergeht, kenne ihr Leben und Treiben in den folgenden Wochen und Monaten, den manchmal schweren Kampf mit den Unbilden der Witterung, die vielen tagelang andauernden Scherereien und Streitereien mit ihresgleichen und den aufdringlichen Spatzen beim Besitzergreifen der Bruthöhlen. So weiß ich auch, wie das Brutgeschäft verläuft und die Aufzucht der Jungen vor sich geht, bis diese sich nachher zu großen Schwärmen zusammenschlagen und oftmals in der Gesellschaft von Kiebitzen im Lande herumvagabundieren, allabendlich aber von weit her im Umkreise zu ihren Schlafplätzen im Schilf der Mühlenteiche und sonstiger Gewässer zusammenkommen. Das alles ist im Leben der Stare seit langem festgelegt und läuft jedes Jahr fast wie ein Uhrwerk ab.

Daß aber ein flügelahmer Star sich noch an der Aufzucht seiner Jungen beteiligte, ihnen trotz seiner Lahmheit regelmäßig Futter zutrug und, um sie zu atzen, zu Fuß aus einer nahen Viehweide zum Brutbaum lief, am Stamme desselben wie ein Specht hochkletterte, war mir neu. Es wirkte so seltsam fremd, fiel so weit aus dem Rahmen des Gewohnten, Bekannten und Alltäglichen im Leben eines Stars, daß ich davon erzählen möchte.

Früher hingen an den Giebelwänden von Stall und Scheune, in den Eichen und Linden vor dem Hause und in den Obstbäumen unseres Gartens, überall hingen bei uns Starenbrutkästen. Auch in den drei großen Birnbäumen, die neben dem Hause stehen.

Damals hielt ich das Vorhandensein möglichst vieler solcher Kästen für praktischen Vogelschutz und für eine gute Sache. Daß mit der übernormal starken Heranzucht irgendeiner Tierart, und wenn es auch Stare sind, weder dieser noch der gesamten Natur wirklich gedient ist, erkannte ich erst später. Seit-

dem mache ich diesen Unfug nicht mehr mit.

Stare beginnen gewöhnlich zur gleichen Zeit mit dem Brutgeschäft; in einem Jahre früher, im anderen später, je nach der Witterung. Doch gegen Anfang Juni ist hierzulande das Brutgeschäft in der Regel beendet.

So war es auch 1940. Um diese Zeit schrieten die Jungen nicht mehr in den Brutkästen nach Futter. Das geschäftige An- und Abfliegen der futterbringenden Alttiere hatte aufgehört. Nur ein Starenpaar war in unserem Garten mit seinem Brutgeschäft ins Hintertreffen geraten. Es brütete noch, als in allen anderen Kästen die Jungtiere flügge geworden waren. Als diese schon auf den Viehweiden Insekten und Gewürm selbstständig aufnahmen und abends mit den Alten zu den Massenschlafplätzen flogen, lagen dort erst kleine, hilflose Junge im Nest.

Wenn mal das eine oder andere Paar beim Brutbeginn den Anschluß verpaßt, können die Gründe verschieden sein. Das kommt gar nicht selten vor. Darum schenkte ich diesem auch keine besondere Beachtung. Wie konnte ich ahnen, daß ich gerade hier etwas ganz Seltenes, vielleicht noch nie Dagewesenes, sehen sollte?

Mancher Vogelart, auch den Staren, ist es eigen, das Futter für die Jungen nicht in allernächster Nähe des Nestes zu suchen, sondern darum ziemlich weit ins Land hinauszufiegen. Nun hatte ich von diesem Starenpaar schon öfters einen Altvogel dicht beim Hause im Garten mit Futter im Schnabel herumlaufen sehen.

Aufgefallen war mir das wohl, weil es nicht Starensitte ist. Aber konnte nicht einer in diesem Punkt vom Brauchtum abweichen, eine Ausnahme machen und das Futter für seine Jungen in unserem Garten suchen anstatt „up Täßen Braomkamp“? Gesehen hatte ich es allerdings nicht. Doch warum lief er dort so oft mit Futter im Schnabel herum? Schließlich kam ein Tag, an dem mich der bisher wenig beachtete Star in Staunen versetzte.

An einem Junitage hatten wir kurz vor Mittag in der „neuen Wiese“ Heu ausgebreitet. Kaum wieder zu Hause, kündete im Osten fernes Donnern ein heraufziehendes Gewitter an. Fatal, jetzt gerade in der Heuernte! Hoffentlich kommt nichts davon! Aus dem Osten kommen die Gewitter selten herüber.



Während ich, so am Fenster stehend, diese Überlegungen anstellte und nach dem Gewitter ausschaute, lief wieder der Star mit Gewürm im Schnabel, nur reichlich einen Meter von mir entfernt, über den Gartenweg. Er erschrak heftig, als er mich sah. Aber anstatt wegzufiegen, lief er, mit den Flügeln flatternd, schleunigst über die Rasenfläche davon.

„Aha, du bist ja flügellahm! Also deshalb sehe ich dich hier immer im Garten. Und trotzdem versorgst du deine Jungen noch mit Futter? Wie kommst du denn an deinen Brutkasten? Der hängt doch mindestens vier Meter hoch im Birnbaum? Kannst du vielleicht klettern wie ein Specht?“

Solche Gedanken und Fragen gingen mir durch den Sinn. Schon in den nächsten Minuten sollte ich beinahe hinter sein Geheimnis kommen. Er trippelte nämlich bald wieder heran. Als er an der nördlichen Hausecke durch das dortige Gartenpförtchen schlüpfen wollte, lief dort gerade unser Hund vorbei. Darüber war der arme Star aufs höchste erschrocken. Mit den Flügeln flatternd, rannte er davon, als wenn es um sein Leben ging.

Erst am andern Morgen hatte ich Zeit, weitere Beobachtungen anzustellen. Schon in aller Frühe, kurz nach 5 Uhr (Sommerzeit!), kam der flügellahme Star wieder angetripelt. Jedoch wie sah er aus. War das wirklich der schmutzige Vogel von gestern mittag? Wo war das saubere, metallisch glänzende Federkleid, wo waren die weichen, schön gerundeten Formen seines Körpers?

Klatschnaß hingen und klebten die Federn an ihm. Am Halse, auf den Schultern und an den dünnen Beinchen schimmerte die Haut bläulichrot durch. Das taufeuchte Gras hatte ihn struppig und unansehnlich gemacht. Mager schien er auch zu sein, was mich nicht verwunderte.

Nun kletterte er wirklich wie ein Specht! Das hätte ich einem Star nicht zugetraut. Mit seinen Füßen, die gar nicht zum Klettern eingerichtet sind, krallte er sich in die Baumrinde fest. Mit seinem Schwanz stemmte und stützte er den Körper, wie es ein kletternder Specht auch zu tun pflegt.

Freilich der Stamm des Brutbaumes stand etwas schräg. Doch der Star mußte regelrecht klettern. Er mußte zwei Meter hoch klettern, um die ersten Äste und Zweige zu erreichen. Darin kletterte er dann ganz ge-

schickt weiter und erreichte ohne besondere Kunststücke den Brutkasten, in dem die heranwachsenden Jungen schon auf ihn warteten.

Jedes Mal, wenn er seine gebrachte Futterration abgegeben hatte, begab er sich auf die in Richtung einer nahen Viehweide weit ausholenden Zweige und flatterte von dort schräg zur Erde. Dann schlüpfte er durch die unseren Garten umgebende dichte Weißdornhecke, um wieder der Futtersuche nachzugehen. Um nachher wieder zum Brutbaum zu kommen, benutzte er den um unsere Hofanlage führenden Weg bis dahin, wo an der südlichen Hausecke ein Gartenpförtchen ihm den Durchschlupf in den Garten ermöglichte.

Du kluger und tapferer Vagel! Wer hat dir diese Wege gezeigt? Die Welt und die nähere Umgebung deines Brutbaumes sehen für dich, so du auf der Erde läufst, doch so ganz, ganz anders aus, als aus der Vogelperspektive, die dir vertraut ist. Wie hast du dich nur zurecht gefunden, als deine Flügel zu deinem großen Unglück dir den Dienst versagten und du allein auf deine Füße angewiesen warst?

Da war doch jede Hecke für dich eine unübersteigbare Mauer. Jeder Brennesselhorst, jedes Brombeergestrüpp mußte dir als eine Gefahren bergende Urwaldwildnis erscheinen. Jede kleine Unebenheit des Bodens nahm dir die Sicht.

Daß du als Krüppel noch unermüdlich deinen Jungen Futter zuträgst, wo dich jetzt so viele Gefahren umgeben, denen du nur laufend entgehen kannst! Jedes plötzliche Auftauchen von Menschen, Hunden oder gar Katzen muß dir in deiner Hilflosigkeit besonderen Schrecken einjagen. Ich habe es gesehen, wie du in unserm Garten um dein Leben laufen mußt.

Und doch bist du unermüdlich tätig vom Morgen bis zum Abend!

Ja, zeitweise lief der flügellose Star jede Viertelstunde mit Futter im Schnabel durch unseren Garten zum Birnbaum. So hat er fleißig und treu bei der Aufzucht seiner Jungen mitgeholfen — bis diese dann eines Tages in die Welt hinausflogen, selbständig wurden und sich nicht mehr um den kümmerten, der nicht mitkonnte, sobald junge Flügel sie mühelos über Wiesen und Felder, über Dörfer und Wälder trugen. Wie mag es dem wohl ergangen sein, der tagelang beim Futterbringen zu Fuß ging?

Bernhard Varnhorn

Maienkonzert der Vögel auf dem Dorfe

(Melodie: „Vogelhochzeit“)

Wie herrlich klingt von Jahr zu Jahr
Der Morgensang der Vogelschar.

Kaum, daß die Finsternis entflieht,
Tönt schon vom Dach das Rotschwanz-Lied.

Noch vor dem ersten Sonnenschein
Setzt auch die Amselflöte ein.

Bald folgt, nach altem Lenzgesetz,
Der Stare fröhliches Geschwätz.

Die Meisen, drei — vier Sorten gleich,
Sie läuten munter im Gezweig.

Grasmückensang voll edler Kunst
Durchdringt den lauen Morgendunst.

Der Buchfink grüßt mit Schmetterschall
Den purpurroten Sonnenball.

Zaunkönig, dieser kleine Mann,
Schließt sich mit allen Kräften an.

Die Schwalben ziehn mit Zwitschersang
Die freie Himmelsbahn entlang.

Fitis und Zilpzalp im Verein,
Sie setzen treu ihr Stimmchen ein.

Baumpieper steigt vom Ast empor
Und trägt ein feines Verslein vor.

Wie lieblich klingt vom Apfelbaum
Des Hänflings Strophe durch den Raum!

Rotkehlchens weiches Plauderlied,
Wie freundlich spricht es zum Gemüt.

Der Grünfink ruft vom Lindenzweig,
Braunelle aus dem Weg-Gesträuch.

Doch horch! Welch wundersamer Schall!
So kann es nur Frau Nachtigall.

Süß tönt den Ackerweg entlang
Der Heidelerche Dudelsang.

Der Tauber gurr, es klopft der Specht;
Zu diesem Chor paßt es nicht schlecht.

Des Bussards hallendes „Miau“
Dringt nieder aus dem Himmelsblau.

Hört! Kuckuck und Pirol zumal!
Ihr Ruf ist wie ein Hornsignal.

Wie Festgesang schallt im Gebiet
Der grauen Drossel Jubellied.

So klingt durch Garten, Wald und Feld
Der Maiensang der Vogelwelt.

Und stürbe dieses Singen aus,
Wie öde würde unser Haus!

Franz Morthorst

DINKLAGER ORIGINALE

Dei meisten Omas un Opas hebt sicher
woll den olen Diekstell kennt. Bi Mis-
sionen un Wallfaahrten har hei'n Telten
upbaut un verköfftde Rausenkränze, Herr-
göttkes un Medalgen. In Baoken was Mis-
sion wäsen, und naore Homisse süngen dei
Lüe „Großer Gott, wir loben Dich!“ Dei ole
Diekstell stünd in'n Torn, un sine Stämme
klünk dör dei ganzen Karken. Dei Lüe kee-
ken sich ümme, stödden sich an un sän:
„Dat is dei Kerl mit dat grote Lock in'n
Halse!“ Don schnaude Diekstell sei an un
segg: „Bi'n ‚Großer Gott‘ draff man nich so
up Söcken singen, as gi dat daut. Dat mott
klingen as'n Dönnerschlag,“

Hürlüe, Knechte un Mägde sind ant
Haowernmeihen. Don find't sei'n Hahner-
nest mit 21 Eier, ale ful. Segg Gerd sin
Job, dei'n bittken stäöterde: „Förn
L—L—Liter Schluck mäögt Gi m—m—mi dei
Eier woll achter vör schmiten!“ Hei stellt
sik krumm hen, un dat Klütken geiht los.
Nu wer dat aower'n heiten Dag in'n August,
un bold har hei dei ganzen Brummers achter
sik, dat hei sich bold nich mehr helpen
kunn. Segg Job: „H—H—Hak ma'n S—S—
Stert, dann wul ik sei woll n—n—neien!“

Heinrich Bockhorst



FAMILIE ZAUNKÖNIG

Könige pflegen meist ernsthafte, sorgenbeladene Naturen zu sein. Nicht so mein Freund Zaunkönig. Sein Reich liegt in meiner unmittelbaren Nachbarschaft, keinen Steinwurf weit vom Haus entfernt, in einer filzigen Hecke. Da tönt sein Lied von früh bis spät. Und wie er singt! Man sollte nicht meinen, daß die laute, wohltönende, klare Strophe, gemischt mit klangvollen Rollern, der Kehle des gerade 6 Gramm wiegenden winzigen Vögleins entströmt.

Wer möchten den Sänger belauschen? Kommt mit, aber bitte langsam, leise! Da, mitten in der Hecke sitzt der unscheinbare Knirps mit dunkelbraunen Wellenlinien im

lichen Beobachter verraten. — Der Sänger turnt nach unten. Dort trifft er seine Frau am Wurzelwerk beim Bau eines Spielnestes. Dieses hat bereits die Form einer Mooskugel, und der seitliche Eingang ist gerade weit genug zum Durchschlupf. Familie Zaunkönig ist sehr arbeitsfreudig und wird gewiß noch einige Spielnester, die dem nächtlichen Aufenthalt dienen, errichten.

Am jenseitigen Ende der Schwarzdornhecke ist das größere und besonders sorgsam ausgepolsterte Brutnest. Da hinein wird das Weibchen vermutlich sechs große rotgepunktete weiße Eier legen. Zaunkönigs sind für Gemeinschaftsarbeit. Abwechselnd werden



rostbraunen Federkleid. Er hat sich mächtig in die Brust geworfen und das kurze Schwänzchen beim Singen noch höher gesterzt als gewöhnlich.

Und sein Weibchen? Da schlüpft es ja von Ast zu Ast bis auf den Boden und turnt soeben wieder nach oben. In der Nähe des Gatten verweilt es einen Augenblick und knicktst grazios vor dem königlichen Sänger. Doch zum längeren Verweilen fehlt ihm die Ruhe. Es ist ja so beschäftigt.

Jäh bricht der Gesang ab. Ein schriller „Zerr“ und das warnende „Zeck, zeck, zeck!“ Eine unvorsichtige Bewegung hat die heim-

sie dreizehn Tage lang brüten und in treuer Kameradschaft die hungrigen Schnäbelchen mit Insekten, deren Eiern und Larven stopfen.

Der Winter führt die Familienangehörigen wieder zusammen. Andere Artgenossen sind dann ebenfalls willkommen. Sie bilden eine Zweckgemeinschaft; denn alle schlüpfen nachts in ein gemeinsames Spielnest, um sich gegenseitig zu wärmen. Man schlägt sich recht und schlecht durch die frostige Jahreszeit. Dennoch, zu einem fröhlichen Liedchen sind die niedlichen Vogelzwerge immer aufgelegt.

Oskar Ehrlich

Schofför Jan

Jan was Schofför. So kennde üm dat ganze Kespel. Dat he uck noch Lammers heetde, dor dachde nien Minsk an. He was woll all dartig Jaohr bie een un desülwige Firmao, bi Wilmers u. Co. Siene Firmao maol to vertusken, dor hadd he miläwe noch nien an dacht. Un dat de Firmao dor uck kien grot't Interesse an hadd, den Jan maol uttowesseln, dat versteiht sick van sülben. —

Sien Handwark verstünd Jan, so good as man een'n. He brukde nicht mit jede Lapperei an'n Waogen nao'n Slosser hen; dat kunn he all alleen good inne Rege kriegen. Wo manchen Faohrer hadd he ünnerwägs all ute Verlügenheit hulpen! Und de Landkaorten kennde he uck, bie Dag un Nacht. Wenn'm so dartig Jaohr lang siene Touren maakt, dann weet'm bie lüttken Bescheed. — Un noch mehr kennde Jan. He kennde uck de Minsken. Wecke bie so'n Mallörfall helpen wullen, un wecke dor bloß herstunnen to jaohnen, dat wüßde he genau. — Jan sülben leg dat Helpen in't Bloot. Wenn der eenerwägen 'n Mallör passeerde, dann kunn'm mit Jan räken. Dat wüssen se uck alle; de Lüe anne Straoten so good as de Polizisten in ehre Alarmwaogen un de Unfalldoktors. Un wat hadd he all beläwt in sien dartig Jaohr uppe Landstraoten!

He hadd sehn un beläwt, wo Kinner aower ehrn verunglückden Vaoder schreiden un Frolüe äöwer ehrn Keerl. Mit eegen Ogen hadd he't sehn, wo junge Lüe dot nao Hus brocht wudden, de 'n Dag fröher frisk un munter up de Hochtiedsreise föhrt wörn. — So was Jan mit de Wiele vörsichtig wuden. Vör de Utreise anne Theke gaohn, nä, dat köm nich in Fraoge. Woväl Schuld jüst de Sluck hadd an de schrecklichsten Unglücksfälle, dat kunn Jan di ganz akraot vör-räken. Siene Kollegen probeerden dat uck gor nich, den ollen Jan vör de Utfaohrt oder ünnerwägs in de Fernfahrerlokaole to'n Sluckdrinken antostiften. Se wußden alle, dat se dor kien Glück mit hadden.

Un jüst usen Jan, de üm jedet Minsken-läben so behött was, de vör jede Utfaohrt sien Gewäten noch extrao 'n Stot geef, jüst üm passeerde eens goden Daoges

'n Mallör, so schrecklich, as dat inne ganzen Gägend noch kien Minsk beläwt hadd.

Un datt köm so. Jan föhrde nao Hus to. Dat Wär was nich good, dat rägende so egaol weg. Aower düster wör't uck all. Jüst wull Jan in sien Dörp heninswenken, do köm ut so'n Sietenpatt n' Frominsk herutscheeten, up'n Fohrrad, den Schirm upspannt. Jan trück noch mit alle Gewalt de Bremsen, aower dat hülپ nicks mehr. Eher as he't sick verseg, gew't all 'n mächtigen Knall. Jan sprüng van'n Buck. Aower he fünd midden uppe Straoten bloß noch 'n ganz klat-terig Rad un'n Frominsk, de so ganz flau an't jammern was.

Nu was de goode Jan uck an'n Enne, ganz un gaor. So halw in'n Drom sackde he an'n Straotenrand in't Gres. He seeg noch, wo de Lüe heranstödden, de Polizei mit den Alarmwaogen, de Dokter un de Pastor; aower sülben mit anpacken, dat güng einfach nich. Jan kunn kien Knaoken mehr rögen. Up eenmaol wudd he wedder grall. He röp so'n Deern her und frög, wat dat för'n Froo was, de dor uppe Straoten leg. Wat de Deern dorup sä, dat smheet us'n Jan ganz anne Grund. „Dat is Brinkers Mamm“, sä se. Wo elennig seet Jan dor, den Rüggen an'n Boom.

„Um's Himmels willen, de Fro van Brinkers August, mienen besten Fründ! Jüst ick bin't wäsen, de siene Fro toschanne föhrt hett; jüst ick hebb dat Glück van de ganzen Famlige kaputt maakt.“ So dachde Jan. Klaor sehn kunn he nicks mehr; he seeg ut as de Dod. Bloß dat bedröwde Jammern van Brinkers Annao, dat klüng üm all so staodig weg inne Ohren. Toleßt nehm de Dokter de kranke Froo in sien'n Waogen mit nao'n Krankenhuse. Den Jan packden se in'n annern Waogen un bröchden üm nao Hus. Jan hadd aower gor kien Ruhe. Knapp hadd he in sien'n Sessel inne Käöken Platz funnen, do was he all an't kummdeern mit sien öllsten Tochter: „Rosao, uppe Stäe geih's nao't Krankenhaus un kummst nich eher trügg as du wees, wo't mit Brinkers Mamm afflopen is.“

Rosao blew lange wäge, een Stunnen nao de annern. Sücke schrecklike Stunnen hadd



Jan miläwe noch nicht mitmaakt. Midden inne Nacht köm se trügg. Man kann sick woll denken, wo drocke Jan dat nu mit dat Fraogen hadd. Aower de arme Deern möchde nicks seggen. Jan blew nicks anners aower as ehr toleßt in't Gesicht to fraogen: „Is Brinkers Mamm dote?“ „Jao, Pappe“, sä Rosao. Jan sackde in sien'n Sessel un sä nicks mehr. De ganze Nacht seet he dor, den Rosenkranz inne Hand. Den annern Vörmdag nehm he'n Mundvull Koffee, anners nicks. Dat güng einfach nich. Gägen ölwen Uhr slög de Hund an: „Wat hett Polli?“ frög Jan. Rosao löp an't Fenster, köm aower foors ganz verdaddert wedder üm. „Wat is dr los?“ sä Jan. „Och, Pappe, Brinkers August will us besöken.“ Jan flög henöchte un verkröp sick inne Kaomern. Dat nützde üm aower nicks; August köm üm nao. Jan seet dor as so'n Verbrecher, den de Polizei endlich packd het un de nu narns kien'n Utweg mehr sütt. „Jan, ick mott di wat seggen.“ „Dat weet ick, August. Segg du man, wat du wullt. Gägenräden kann ick di nicks. Ick weet jo, wat ick daon hebb.“ „So nich, Jan. Ick mott di wat seggen van us' Mamm. „Dat hett se mit to allerleßd noch up de Seele bunnen.“ „Van jo Mamm? De ick in'n Dod bröcht hebb? Dat kann 'k mi doch gor nich denken.“

„Us' Mamm hett mi vannacht seggt: August, morgen froh geihst du nao Jan. De hett ganz sicher grote Not un hett Trost nödig. Un he is doch ganz un gaor unschüllig. An de ganze Saoke kunn he nicks an don. So säh us' Mamm, un dorüm bin ick hier.“ „August, hett se dat wükklik seggt?“ „Jao, in ehre leßden Minuten.“ „Du glöwst nich, wat för'n Pand du mi vanne Seele nimms. Wenn ick mi dat so vörstellen do, dat van nun an tüsken jo un us alls utenannerbräken schull, ick glöw, dat hüllt ick gor nich ut.“ „Ne, ne, tüsken us draff nicks anners weern. Dat schölt de Lüe uck wäten. Dorüm geihst du Dönnersdagmorgen, wenn us' Mamm nao'n Karkhoff draogen wett, an miene Siet. Jüst nu. in us' Elend, wat schulden wi woll anfangen aohn Lammers Jan?“

So wurd dat affmaakt, un so passeerde dat uck. As se Brinkers Mamm nao'n Karkhoff brochden, do güngen August un Jan Siet an Siet, as wenn se Bröers wörn.

Nu bleew noch een Deel to don: Jan möchde nich wedder up'n Waogen; he hadd so'n Grauen dorvör. Aower dor leet August üm nich mit her. He sä einfach klipp un klaor: „Wenn eener Not un Truer hett, denn mott he bi siene ollen Arbeit bliewen; dat is de beste Medzin. Un dat moß du uck.“ Jan strüwde sick mächtig. Toleßd sä August: „Du, ick hebb mi all so'n Plaon utdacht. Du kanns jo woll ees 'n Waogen van diene Firmao krieggen. Szüh, denn föhr wi beiden ees 'n Dag nao Telgte. De Strecke kenns du bi Dag un Nacht, un jüst so 'ne Tour deit us beide good.“

Un eens gooden Daogs möken de beiden ollen Frönde sich wükklik up'n Patt. Jan hadde sien Stürrad wedder inne Hand, um August seet an siene Siet, vör'n up'n Buck. Eenmaol löp dat Jan so kolt aower'n Rügen, as se an de Stä vörbikomen, wo Brinkers Mamm to Dod kaomen was; aower anners güng de Faohrt ganz klaor und glatt to Enne. Un in Telgte gefüllt dat de beiden ollen Gesellen ganz famos.

Un siet disse Tour nao Telgte seet us' Jan wedder Dag för Dag up sien'n Laster, as he dat all dartig Jaohr daon hadd. Un tüsken Brinkers Hus un Lammers Hus güng alls noch väl bäter as vörher.

Franz Morthorst

Mine Heimaot

*Dat is doch nich blot een Stück Land,
wat sik verarwt van Hand tau Hand
un Köörn un rieke Appeln bringt,
worvan de Wichter Leeder singt!*

*De Grund is't, wor ick Wuddeln slöög,
de al mien Droom un Haopen dröög,
ok Sweet un Blaut un Traonen drünk,
as Leed un Not doraovergüng.*

*Un bruust üm mi de grote Strom,
hier staoh ick stäwig as een Boom,
un van de Welt dütt lütke Stück
is al mien Riekdom un mien Glück.*

Hans Varnhorst

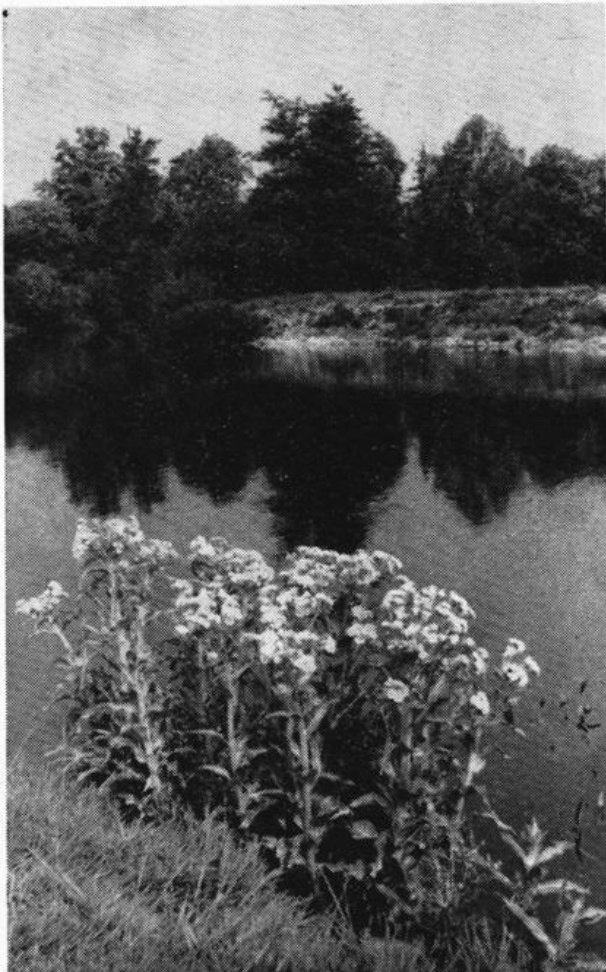


Zur Ausbreitung des Moorkreuzkrautes in unserer Heimat im Jahre 1960

Das Moor-Kreuzkraut (*Senecio paluster* [L.] DC. = *S. tubicaulis* Mansf.) ist eine schon von weitem auffallende über 1 m hohe lichtgrüne, ins Gelbliche gehende Sumpfpflanze und fällt dadurch gegen den schwarzen Moorhintergrund unheimlich auf. Der dicke, hohle, klebrig-zottige, dicht beblätterte, oben stark ästige Stengel der dichtdrüsig weichhaarigen Pflanze trägt fleischige, halbstengelumfassende, lanzettliche Blätter. Der Blütenstand ist sehr reichblütig, die großen und hellgelben Blütenköpfchen stehen in dichter Doldenrispe vereint, der Pappus ist weiß.

Das Moor-Kreuzkraut kommt vor in Sümpfen, an moorigen Ufern, in frischen Torfstichen, in nassen Sumpf- und Moorigen, an Teich- und Seeufern und bildet an diesen Standorten eine herrliche Zierde. Die Pflanze gehört dem borealen (arktischen)

Florenelemente an und zählt zu den sehr bezeichnenden Moorpflanzen, wenngleich sie auch auf Faulschlamm an Seeufern auftritt, oft begleitet von *Acorus calamus* (Kalmus), *Alopecurus geniculatus* (Geknieter Fuchschwanz), *Cicuta virosa* (Wasserschierling), *Carex pseudo-cyperus* (Cypergrasähnliche Segge), *Carex Oederi* var. *serotina* (Späte Segge), *Equisetum limosum* (Schlamm-Schachtelhalm), *Galium palustre* (Sumpflabkraut), *Hottonia palustris* (Wasserfeder), *Nasturtium amphibium* (ortswechselnde Wasserkresse), *Oenanthe aquatica* (Wasserfenichel oder Pferdesaat), *Rumex hydrolapathum* (Fluß-Ampfer), *Scirpus paluster* (Sumpfsimse), *Stellaria palustris* (Sumpf-Sternmiere) usw. usw. — Gegen stärkeren Rasenschluß ist unser Moor-Kreuzkraut infolge seiner Kurzlebigkeit empfindlich und daher an



Das Moor-Kreuzkraut an der Hase bei Haselünne

Photo Hürkamp



Doldenrispe des Moor-Kreuzkrautes

Photo Enneking

vielen Orten unbeständig. Es verhält sich in dieser Beziehung ähnlich wie die Schwester *Senecio silvaticus* (Wald-Kreuzkraut) auf Waldschlägen. Die Verbreitung der Früchte, der flugfähigen Samen, erfolgt in der Regel durch den Wind. Vereinzelt dürften auch Wasser- und Sumpfvögel daran beteiligt sein, wofür z. B. das oft plötzliche und vereinzelte Auftreten der Pflanze weit ab von den nächsten Siedlungsorten sprechen. Die bereits im Juli/August reifen Früchte entwickeln sich noch im selben Herbst zu großen Blattrosetten, die überwintern und im kommenden Frühjahr den Stengel mit den weithin leuchtenden, ziemlich großen Blütenköpfen (Mai/Juni) treiben. Die Entwicklung von der Keimung bis zur Fruchtreife dauert also rund ein Jahr, so daß unser Moor-Kreuzkraut ein gutes Beispiel für überwinternde einjährige Pflanzen darstellt.

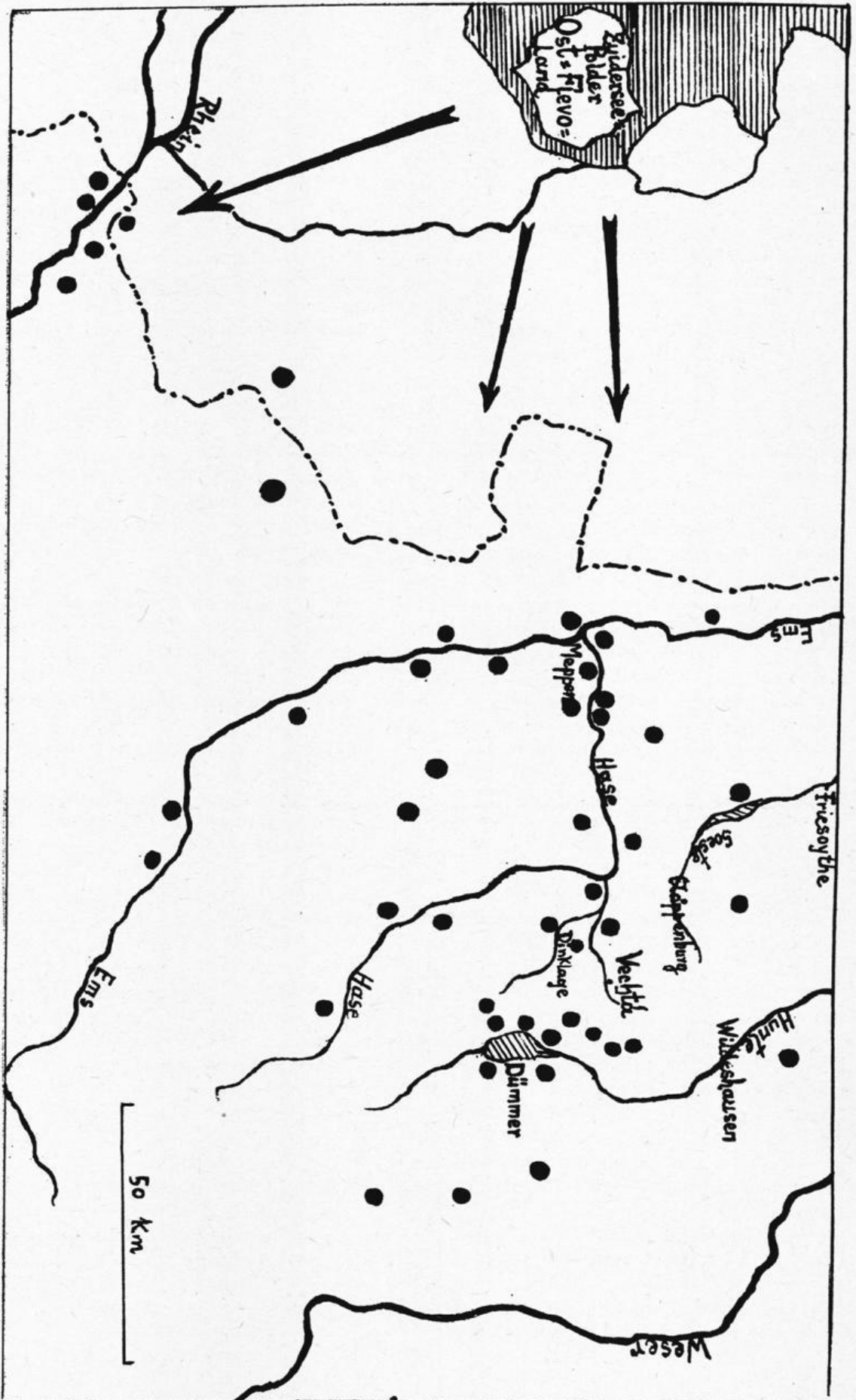
Das Moor-Kreuzkraut wurde früher in Deutschland fast nur in Nordwestdeutschland, und hier auch nur an verhältnismäßig wenigen Orten in der norddeutschen Tiefebene, also in unserer Heimat, häufig gefunden. So erwähnen W. Meyer / J. van Dieken (Pflanzenbestimmungsbuch für die Landschaften Osnabrück, Oldenburg, Ostfriesland und ihre Inseln, 1947), daß die Pflanze selten und unbeständig sei und immer mehr schwindet (Poggenpohls Moor [W. Meyer 1925, seitdem nicht mehr gesehen] Werwer Moor und Ehren [Hillen 1929] am Dümmer). F. Buchenau (Flora von Bremen, Oldenburg-Ostfriesland und den ostfriesischen Inseln, 1936) schreibt „selten, oft seinen Standort wechselnd“; er erwähnt den Dümmer und Flachmoore bei Sulingen. K. Koch (Flora des Regierungsbezirks Osnabrück und der benachbarten Gebiete, 1958) sagt, daß das Moor-Kreuzkraut selten und unbeständig, seit Jahren in der Abnahme begriffen und an manchen der alten Standorte verschwunden sei. Als Fundorte nennt er den Dümmer, dann Hunteburg, Rieste, Fürstenau, Lingen, Meppen und Walchum (am alten Emsarm). P. Gräbner (Taschenbuch zum Pflanzenbestimmen 1918) vermerkt, „wächst oft massenhaft“; O. Schmeil / J. Fitschen (Flora von Deutschland, 1931) „zerstreut“ und G. Hegi (Illustrierte Flora von Mitteleuropa, 1931) „trupp- oder herdenweise, vielfach nur vorübergehend (mitunter auch verschleppt)“. Zusammenfassend kann man also sagen, daß das Moor-Kreuzkraut in den letzten Jahren eine große Seltenheit geworden ist.

Umso mehr überraschte uns Naturfreunde auf Exkursionen in diesem Frühjahr (1960) ein häufigeres Vorkommen des Moor-Kreuzkrautes und die herdenartigen Bestände am Dümmer. F. Runge vermerkt in seinem Aufsatz „Die neuerliche Ausbreitung des Moor-Kreuzkrautes in Nordwestdeutschland“ („Natur und Heimat“ H. 2, Münster, 1960) eine Meldung von Tiedeman (Niederlande) vom 2. September 1959, wonach Samen von Moor-Kreuzkraut massenhaft aus dem neuen Zuidersee-Polder Ost-Flevoland bei trockenen, starken, nordwestlichen Winden ausgeflogen seien. Wissenschaftlich interessant wäre nun die Feststellung, wie weit solche Samen auch in unsere nordwestdeutsche Heimat „eingeflogen“ seien. Die Teilnehmer einer Exkursion des Westfälischen Naturwissenschaftlichen Vereins und auch eine Privat-Fahrt des Verfassers dieses Aufsatzes in diesem Frühjahr 1960 zu dem neuen Zuidersee-Polder fanden die riesigen Bestände des Moor-Kreuzkrautes vor.

Das Moor-Kreuzkraut wurde im Jahre 1960 an folgenden Orten unserer Heimat beobachtet (siehe auch Karte):

1. an der Ems bei Lingen;
2. bei Meppen am Ems-Altwasser;
3. im Dörgener Moor zwischen Meppen und Haselünne;
4. am Hasealtarm bei Haselünne;
an der Hase in Haselünne;
an der Hase bei „Haselünner Kuhweide“;
5. an der Mittelradde (Hümmling);
6. am toten Hasearm zwischen Essen und Bunnem;
7. am Hase-Kanal (Hahnenmoor);
8. an der Wrau im Wohld (Artland);
9. am Fladder-Kanal in (Hinter-)Carum;
10. im Vechtaer Moor;
11. im Brägelers Moor an der Dadau;
12. im Moortümpel in der Nähe des Glockenmeeres bei Goldenstedt;
13. im Kroger Moor an der Diepholzer Grenze;
14. am Dümmer in herdenartigen Beständen
an der Westseite;
am Hunte-Ausfluß;
am Dümmer-Randkanal;
in Lembruch und Pr. Hüde an den Gräben, die in den Dümmer münden;
im Jeddebrook, westlich Südfelde;
in den Achselvorwiesen im Anschluß an den Jeddebrook;
im Borringhauser Moor;
in den Omunds-Wiesen;
15. am Dinklager Mühlenbach in Dinklage;
im „Wilder Pool“ nördlich Dinklage;





Fundorte von Moor-Kreuzkraut 1959/60 in Nordwestdeutschland, anscheinend sind die Samen vom neuen Zuidersee-Polder „Ost-Flevoland (Niederlande) aus in unsere Heimat „eingeflogen“ (J. Hürkamp).

16. am Darnsee bei Bramsche;
17. in den Hasewiesen bei Halen;
18. im NSG „Heiliges Meer“ bei Hopsten;
19. an der Soeste, Nähe Thülsfelder Talsperre;
20. an den Ahlhorner Fischteichen;
21. am Möwenschlatt in Brettorf. *)

*) Außer den herdenartigen Beständen am Dümmer und dem zahlreichen Auftreten am NSG „Haselünner Kuhweide“ handelt es sich bei allen angegebenen Fundorten um Einzelexemplare (1—6).

Allen, die mir Fundmeldungen zukommen ließen, möchte ich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aussprechen, insbesondere Herrn Hauptlehrer Franz Ruholl, Bokern b. Lohne und Herrn Franz Enneking, Damme.

Die Ausbreitung des Moor-Kreuzkrautes wird das Dürrejahr 1959 insofern gefördert haben, weil der Wasserspiegel aller Gewässer stark sank, wonach an allen Ufern größere, schlammige, fast vegetationslose Flächen in Erscheinung traten. Und im Frühjahr dieses Jahres erreichte der Wasserstand auch noch nicht wieder seine normale Höhe. Die Ausbreitung des Moor-Kreuzkrautes verdient deshalb noch ganz besonderer Beachtung, weil das Gebiet des Samenabflugs in jüngster Zeit — der neue Zuidersee-Polder Ost-Flevoland (Niederlande) — bekannt ist und sich sehr schön verfolgen läßt, in welcher Richtung und mit welcher Geschwindigkeit sich die weitere Ausbreitung vollzieht. Jede Mitteilung weiterer Fundorte ist sehr erwünscht.

Josef Hürkamp

Als Warnstedt noch zu Essen gehörte

Im Mittelalter, als die weltlichen Behörden es mit den Grenzen nicht so genau nahmen, ging das Kirchspiel Essen weit über die heutigen Grenzen hinaus. Im Norden gehörten die Bauerschaften Warnstedt und Elsten und im Osten Wulfenau zur Gemeinde Essen.

Nach dem Lehnsregister des Osnabrücker Bischofs Johann II. aus den Jahren 1350 bis 1361 wurde Henricus von Alen mit einem Hofe in Wardenstede (Warnstedt) und Rabodo de Bure mit einem Hofe in Elsteden (Elsten) belehnt, und bei beiden Höfen steht die Bezeichnung „in parochia Essene“ (in der Pfarre Essen). Das geht auch daraus hervor, daß 1489 die folgenden Höfe aus den beiden genannten Bauerschaften dem Kloster zu Malgarten als Nachfolgerin des abgebrannten Benediktiner-Nonnenklosters in Essen noch Abgaben zu entrichten hatten:

1. to den Quaden in Elsteden-Quatmannshof, der 10 Schilling „pacht van unsern Erve“ entrichten mußte. Die Quatmannsburg war im 10. Jahrhundert wahrscheinlich der Sitz des Grafen Egilmar von den Nordlanden, der sich Graf an der sächsisch-friesischen Grenze nannte und später seinen Wohnsitz zur ollen Borg an der Hunte (Oldenburg) verlegte. Er ist als Stammherr der Oldenburger Grafen anzusprechen. Das Gut war 1294 vom Kloster Malgarten von dem Ritter Keselink angekauft worden und wurde später an

Quatmann (daher der Name to den Quaden) übertragen.

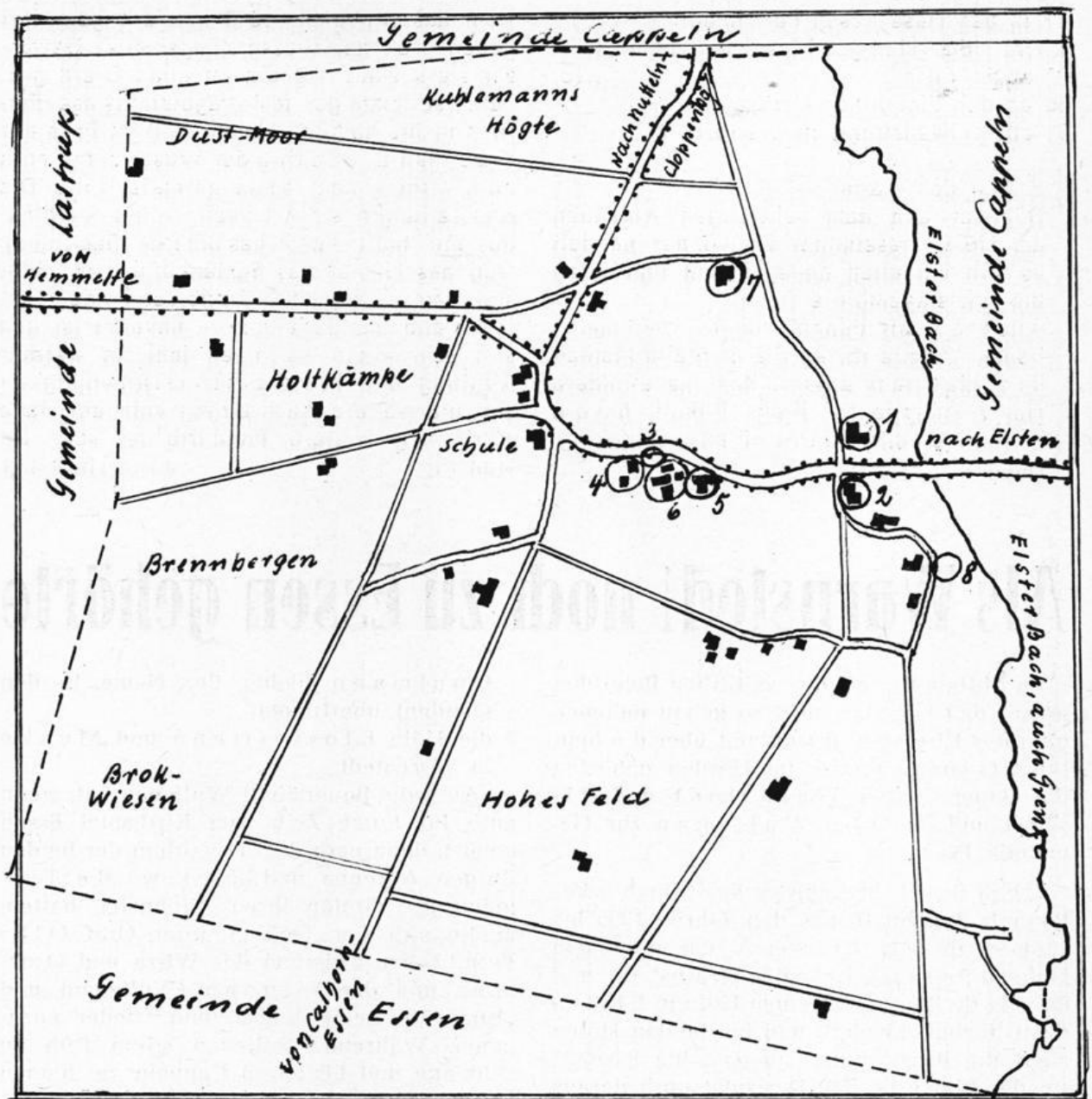
2. die Höfe Klostermann und Menke in Warnstedt.

Auch die Bauerschaft Wulfenau hat, wenn auch für kurze Zeit, zum Kirchspiel Essen gehört, denn nach der Zerstörung der beiden Burgen Arkenoa und Essen, wo die Tecklenburger Grafen ihren Wohnsitz hatten, mußte sich der Tecklenburger Graf Otto verpflichten, zwischen der Wirra und Osnabrück und der Wluena (Wulfenau) und Osnabrück keine Befestigung wieder anzulegen. Während Wulfenau schon früh zu Dinklage und Elsten zu Cappeln geschlagen wurden, blieb der größte Teil von Warnstedt bis 1854 politisch und kirchlich bei der Gemeinde Essen.

Warnstedt war keine eigene Bauerschaft und durch mindestens acht Jahrhunderte in zwei Teile gespalten. Der kleinere Teil gehörte als Annexum zur Bauerschaft Nutteln, also zur Gemeinde Krapendorf. Auf diesem Gebiet wohnten 1652 der Vollerbe Stubbemann, die Halberben Blei und Hellmann, ferner später zwei Sechstelerben und vier Neubauern. Bei den Neubauern handelt es sich um ältere Ansiedler, die bei der Teilung der Warnstedter Mark (1828) als Sechstelerben auf der Tertia eingesetzt worden waren.

Zu dem größeren nach Essen eingepfarrten Anteil gehörten 1838 die vier Vollerben





Bauschaft Warnstedt um 1951. Von den alten Höfen (im Kreis) gehörten früher zu Essen (Herbergen) ① Vollerbe Wessels, jetzt gr. Kohorst; ② Vollerbe Lübke, jetzt Göken (Thülsfelde) und Wieking (Calhorn); ③ Vollerbe Sommer (Hof besteht nicht mehr), größtenteils zu Hof Kokenge, früher Buschenlange; ④ Vollerbe Buschenlange, jetzt Bürgermeister August Kokenge; ⑧ Halberbe Tiskembrock (besteht nicht mehr).

Zu Krapendorf (Nutteln) gehörten ⑤ Vollerbe Stubbemann, jetzt Klostermann; ⑥ Halberbe Blei, jetzt Rolfmeyer und ⑦ Halberbe Hellmann.

Lübke, Buschenlange, Sommer und Wessels, ferner ein Halberbe, acht Heuerleute und drei Neubauern. Sie bildeten ein Annexum der Bauschaft Herbergen. Das berührt eigentümlich, denn die nach Essen eingepfarrten Höfe lagen unmittelbar neben der Bauschaft Bevern, während Herbergen abgelegen war.

Die Bevölkerungsbewegung des zu Essen gehörenden Teils von Warnstedt gibt folgendes Bild: 1474 = 28 Einwohner in 5 Haushaltungen, 1651 = 17 Einw. in 6 Haush., 1816 = 73 Einw. in 13 Haush., 1838 = 80 Einw. in 16 Haush. und 1852 = 82 Einw. in 16 Haush. Unter den 28 Einwohnern waren 1474 nur ein Knecht, aber drei Schäfer,

1535 waren in ganz Warnstedt nur zwei Mägde, und 1651 hatte nur ein Bauer einen Knecht. Alle anderen behelfen sich ohne Dienstboten.

Die Zugehörigkeit der Bevölkerung Warnstedts zu zwei verschiedenen Kirchspielen hat sich (nach Willoh Band IV) mehrmals unangenehm ausgewirkt. Im Jahre 1614, im ersten Jahre nach der Wiedereinführung der katholischen Lehre im Münsterland, kam es zu einem offenen Streit zwischen dem neuernannten Krapendorfer Pastor Meyerrinck und den Bauern von Warnstedt. Als nämlich der Pfarrer ins Pfarrhaus (Wehdum) einziehen wollte, fand er es total verfallen und verwüstet. Der bischöfliche Kommissar Hartmann, der den neuen Pfarrer eingeführt hatte, gab nun dem Holzvogt Piekenbrock den Befehl, das zur Ausbesserung des Hauses erforderliche Holz anzuweisen. Als sich aber der Holzvogt weigerte, ließ Pastor Meyerrinck im Lüscher und Warnstedter Holz einige Bäume schlagen. Vom Holzvogt aufgestachelt, setzten sich die Warnstedter zur Wehr, so daß das Holz nicht abgefahren werden konnte. Sie beriefen sich darauf, daß Holz zur Cloppenburg Wehdum nicht in fremden Kirchspielen geschlagen werden dürfe, denn der Busch läge zwar auf Warnstedter Gebiet, gehöre aber zum Gericht Essen. Der Drost von Cloppenburg, Othmar Schwenke und sein Rentmeister Gerd Buchholz, die den Befehl erhalten hatten, den Pastor in seinem Bestreben zu unterstützen, waren empört über die Widersetzlichkeit der Bauern, obgleich sie im Recht waren, und ließen die Bauern Clostermann, Sommer Blei, Busche de Lange, Wessel Münsebrock und Lübbecke, die sich tätlich den Holzfällern widersetzt hatten, einholen und bei Wasser und Brot festsetzen. Erst nachdem sie gegen Kautions auf freien Fuß gesetzt und mit Brüchen bedroht worden waren, konnte das Holz abgefahren werden.

Nach der Eingliederung der ehemaligen münsterschen Ämter Cloppenburg und Vechta in Oldenburg war die neue Landesregierung bemüht, klare Landes- und Amtsgrenzen zu schaffen. Schon 1814 wurde vom Amte Cloppenburg aus bei der Landesregierung angefragt, ob es sich nicht empfehle, eine eigene Bauerschaft Warnstedt zu bilden und dieselbe entweder der Gemeinde Essen und damit dem Amte Lönningen oder der zum Amte Cloppenburg gehörenden Gemeinde Krapendorf anzugliedern. Die Bewohner Warnstedts

waren allgemein für eine Zuweisung nach Krapendorf, da Essen erst in zwei Stunden, Cloppenburg dagegen schon in gut einer Stunde zu erreichen sei. Auch Pastor Schade von Krapendorf trat lebhaft für eine Angliederung nach Krapendorf ein, da die Bewohner Warnstedts zu den besten Kirchenbesuchern zählten. Aus dem gleichen Grunde mochte aber Pastor Mönnig von Essen nicht auf sie verzichten. Die Sache blieb vorläufig auf sich beruhen, da durch die geplante Regelung die bestehenden kirchlichen Verhältnisse zerrissen wurden.

Bei der Teilung der Warnstedter Mark 1829 war Warnstedt ganz mit der Gemeinde Krapendorf vermesen worden, weil bei der Zugehörigkeit zu zwei verschiedenen Gemeinden und Ämtern eine kontinuierliche Grenze, die von der Landesregierung gewünscht wurde, nicht hergestellt werden konnte. Nun richteten die Eingesessenen Warnstedts 1838 erneut eine Eingabe an die Oldenburger Regierung, in der sie um Anschluß an Krapendorf baten, da sie dorthin durchweg zur Kirche gingen, von dort der Arzt geholt und die Kranken versehen wurden.

Dieser Eingabe widersetzte sich der Amtmann von Schuttdorf in Lönningen, der dadurch einen steuerkräftigen Teil des Amtes verlor. In seiner Stellungnahme heißt es: „Die besondere Güte des Bodens schafft den Eingesessenen ein hinlängliches Auskommen. Daher sind Arme nicht vorhanden. Die Warnstedter besitzen keine Streit- und Prozeßlust und behelligen das Amt nicht mit Überlaufung.“ Der Essener Pfarrer Bernard Mönnig wies auf die beträchtlichen Nachteile hin, die Pfarrer, Kaplan, Küster und die Kirche in Essen durch die Loslösung Warnstedts erleiden würden. Der Essener Pastor bezog bislang von jedem der vier Vollerben des Essener Anteils jährlich 2 Brote zu je 18 Pfund, 12 Eier, 1 Huhn und einen halben Schweinskopf oder dafür 3 Scheffel Roggen, der Kaplan 5 Hocken und 4 Garben oder 1 Rthlr. Hinzu kam der Wegfall der Stolgebühren, sodaß Pfarrer Mönnig den Gesamtausfall auf 11–13 Rthlr. schätzte. Aus den genannten Gründen wurde wiederum der Wunsch der Petenten abgewiesen, und es blieb abermals beim alten.

Nach dem Tode Pastor Mönnigs 1840 wurden die Bewohner Warnstedts wiederum bei der Regierung wegen der Trennung von Essen vorstellig, und jetzt konnte sich diese den angegebenen Gründen nicht länger entziehen. Nach wieder-



holten Verhandlungen erließ die Regierung unter dem 18. April 1854 auf Grund des Art. 5 der neuen Gemeindeordnung ein Reskript des Inhalts, daß der bislang zur politischen Gemeinde Essen gehörende Teil Warnstedts ab 1. Mai als zu Krapendorf zu betrachten sei. Der politischen Trennung folgte bald die kirchliche Trennung. Bei der Verwaltungsreform 1933 wurde Warnstedt dann zur Gemeinde Cappeln geschlagen, sodaß es während der Zeit seines Bestehens drei verschiedenen Gemeinden angehört hat.

Eine Dorfschule für den zu Essen gehörenden Teil Warnstedts wird von Overberg zuerst 1784 erwähnt. Ein Schulgebäude bestand damals noch nicht; die Kinder,

durchgehend 10—12, wurden im Hause des Lehrers Sommer unterrichtet. Im Sommer ging er nach Holland zum Grasmähen, und im Winter bezog er von jedem Kind ein Schulgeld von 24 Grote. Zur Franzosenzeit war Johann Andreas Sommer Lehrer in Warnstedt und 1834 C. Buschelange. Weil auch damals noch kein Schulhaus bestand, erhielt der Lehrer von der Schulacht eine Wohnungsentschädigung von 18 Rthlr. Er gibt die Schülerzahl auf durchschnittlich 24 an, sein Gehalt auf ca. 20 Rthlr. im Jahr und 10 Rthlr. Zulage. Kurz vor dem ersten Weltkrieg erhielt Warnstedt ein neues Schulgebäude mit Lehrerwohnung.

Heinrich Bockhorst

Über die Neuordnung des Grund und Bodens durch Verkoppelung und Flurbereinigung in der Gemeinde Lönningen

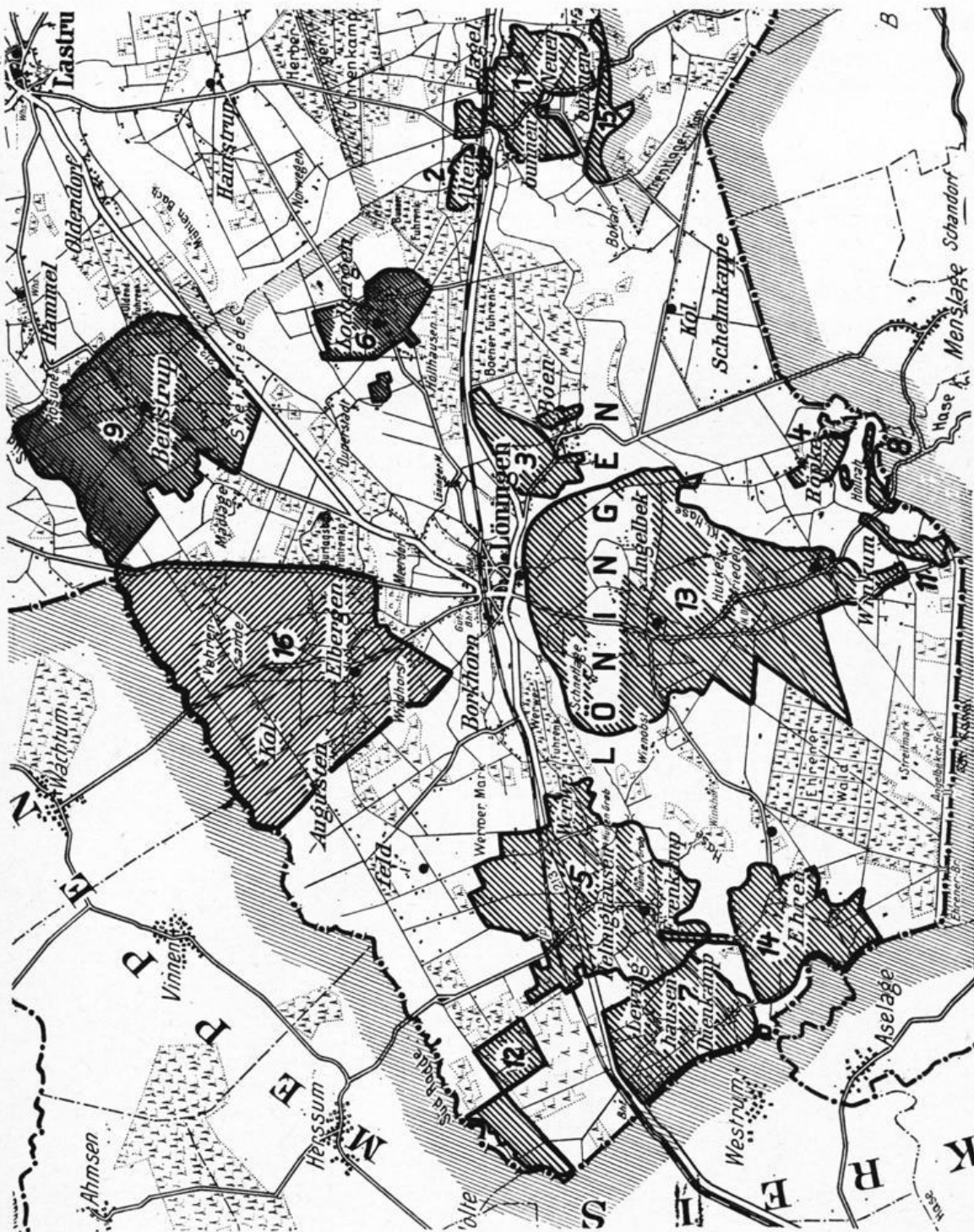
In dem letzten Jahrhundert haben Markenteilungen und Verkoppelungen die Flureinteilung unserer Geest grundlegend verändert. Dies zeigt uns ein Vergleich zwischen der Marsch des Oldenburger Landes, die bei der Einführung der Grundsteuer im Jahre 1866 zu über 90 Prozent landwirtschaftlich genutzt wurde, mit der Geest, deren Odlandanteil zu dieser Zeit noch 66 Prozent der Fläche betrug. Man mag aber auch daran ermesen, welchen Aufschwung die Landwirtschaft seit dieser Zeit genommen hat. Mit der Gemeinheitsteilungsordnung vom Jahre 1806 hatte der Herzog Peter Friedrich Ludwig die ersten Schritte eingeleitet, um die Erschließung der Odlandflächen zu ermöglichen. Die Benstruper Mark, deren Teilung im Jahre 1817 abgeschlossen war, war die erste der in Angriff genommenen Markenteilungen in Süddoldenburg. Trotz der Teilungen bildeten die unkultivierten Heiden noch lange Jahre vornehmlich den Bereich des Schäfers mit seinen Schafherden, und viele Eschflächen blieben bis zur Jahrhundertwende noch unverkoppelt. Der Bevölkerungsüberschuß war gezwungen, in die benachbarten Industriegebiete abzuwandern; man betätigte sich als Hollandgänger oder wanderte aus nach Übersee. Nur einzelne kleine Gebiete konnten aus den staatlichen Markenteilen für die Besiedlung freigemacht werden. So entstanden die Kolonien Augustenfeld, Vehrensande und Steinrieden und später, im Jahre

1909, die Kolonie Schelmkappe, die mit 23 Kolonaten auf 346 ha staatlichen Geländes vom Siedlungsamt errichtet wurde.

Mit der Einführung der künstlichen Düngemittel und durch die umfangreichen Verkehrsverbesserungen setzte eine stete Aufwärtsentwicklung unserer Geestgebiete ein. Unterstützt wurde diese Entwicklung durch steigende Viehpreise, verursacht durch die starke Nachfrage nach landwirtschaftlichen Erzeugnissen seitens der anblühenden Industrie.

Sie wurde weiter gefördert durch den Ausbau des Schulwesens, insbesondere der Landwirtschaftsschulen, durch die Bildung von Züchtervereinigungen, die Regelung des Absatzes und nicht zuletzt durch eine neuzeitliche Gestaltung der landwirtschaftlichen Betriebseinrichtungen. Auch das Verkoppelungsgesetz vom Jahre 1858 fand ein weites Anwendungsgebiet, wie aus der Denkschrift des Kulturamtes Oldenburg anlässlich des hundertjährigen Bestehens des Gesetzes hervorgeht, wenn es auch in der Gemeinde Lönningen relativ spät zur Anwendung kam. Obwohl im Jahre 1901 zwei kleinere Verkoppelungen in Bunnen mit Erfolg durchgeführt worden waren, setzte erst nach dem ersten Weltkrieg eine rege Verkoppelungstätigkeit ein, die mit der Neueinteilung des Böener und Röpker Esches begann. Die durchschnittliche Größe der Flurstücke schwankte in diesen Eschgebieten zwischen 0,20 bis 0,60 ha gegenüber einer Durchschnittsgröße von





Übersicht über den Stand der Flurbereinigung in der Gemeinde Lönningen

2,64 ha im gesamten Verwaltungsbezirk Oldenburg. 30 bis 50 Grundstücke eines Betriebes, die über die ganze Flur zerstreut lagen, waren in den unverbundenen Gebieten keine Seltenheit. So konnte es nicht ausbleiben, daß weitere Verbundungen in der Gemeinde eingeleitet wurden dank der tätigen Mitwirkung der Schätzer, die sich unablässig bemühten, ausgleichend und aufklärend zu wirken. Es waren die als Schätzer und Schiedsrichter gewählten Bauern: Wienken-

Stallförden, Gerdes-Resthausen, Götting-Bethen, Rumpenhorst-Winkum, Meyer-Helmighausen, Wöste und Bischoff-Huckelrieden, Bischoff-Benstrup und Berges-Böen sowie die Vertreter der Gemeinde Lönningen, deren erfolgreiches Wirken für diese Aufgaben nicht hoch genug bewertet werden kann.

Es folgten die Verbundungen der Esche von Helmighausen, Evenkamp und Werwe, bei denen auch die Dorflagen und größere

Kampflächen in das Verfahren einbezogen wurden, ferner Lodbergen, Lewinghausen, Düenkamp, Hollrath und Benstrup. In mehreren Fällen wurde die Dorflage durch den Ausbau von Gehöften aufgelockert, eine Maßnahme, die bei den neueren Flurbereinigungen immer mehr in den Vordergrund tritt, weil dadurch ein höherer Zusammenlegungsgrad erreicht wird, der allen Beteiligten zugute kommt. Nach dem zweiten Welt-

krieg konnte infolge Personalvermehrung des Kulturstandes und durch die Bereitstellung erheblicher Darlehnsbeträge und Beihilfen eine verstärkte Förderung der Flurbereinigungsmaßnahmen seitens des Bundes und des Landes eingeleitet werden. In Angelbeck, Ehren und Bunnan wurden großzügige Aussiedlungen, Wegebauten und Meliorationsmaßnahmen in Angriff genommen und abgeschlossen.

Flurbereinigungsverfahren in der Gemeinde Löningen (siehe Karte)

Nr.	Jahr der Ausföhr.	Bezeichnung des Verfahrens	Gebietsgröße in ha	Zahl der Teilnehm.	Ausföhr. Beamte
1	1901	Bunnan, Farwicker Esch	200	59	Schopen, Innsdorf
2	1901	Bunner Esch (Bunner Land)	30	15	Schopen, Innsdorf
3	1924	Böener Esch	117	26	Siemers, Heinemann
4	1924	Röpker Esch	31	4	Siemers, Francksen
5	1928	Helmighauser, Evenkamper und Werwer Esch	424	44	Siemers, Diekmann
6	1935	Lodberger Esch	143	34	Diekmann, Dr. Harms
7	1934	Lewinghausen — Düenkamp	262	41	Diekmann, Dr. Harms, Großkurth
8	1936	Verk. in Hollrah	18	2	Diekmann, Wübbenhorst
9	1947	Verk. der Esch- und Wiesenländereien in Benstrup	650	83	Diekmann, Wübbenhorst
10		Verk. anl. d. Regul. d. gr. Haase unterhalb Löningen	Nicht durchgeführt		
11	1939	Uml. anl. d. Regl. d. Steinmärschgrabens bei Löningen	21	11	Francksen, Aumann
12	1934	Uml. der Sandpfänder der Evenkamper Mark	46	10	Willms, Großkurth
13	1954	Uml. Angelbeck	1171	209	Francksen, Schmidt-Clausius
14	1957	Uml. Ehren	302	37	Francksen, Temmen
15	1956	Uml. Bunnan	410	83	Lüken, Logemann
16	1959	Flurber. Elbergen (Flurber. - Beschluß am 5. 6. 59)	900		

Mit der Flurbereinigung Elbergen, die neben dem Esch die Kämpfe und Wiesen mit einschließt, ist vor einem Jahr eine der letzten Verkoppelungen der Gemeinde Löningen beschlossen worden. Anschließend wird Löningen-Meerdorf folgen, damit die Neueinteilung der Ländereien baldigst zum Abschluß gebracht werden kann und alle Höfe voll leistungsfähig werden. Es gilt, die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Betriebe zu verbessern. Sie können sich schon im Hin-

blick auf die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft dieser ländlichen Neuordnung nicht entziehen. Hoffen wir aber auch, daß trotz der stürmischen Entwicklung in der Nachkriegszeit eine natürliche und gesunde wirtschaftliche Ordnung erhalten bleibt, die sich an das Gute unserer alten Höfe anlehnt. Hierüber zu wachen, ist die Aufgabe einer echten Landschaftspflege.

F. Diekmann

Speukerei in'n Swienstall

Bien Bur in Dörp dor wör ein Deern,
Dat harrn dei Junges ale gern.
Dat wör son wakker moje Wicht,
An Bräögams fähld maläwe nich.

Dat wör nu, as sick ditt begew,
Dei grote Mutte Farken kreeg.
Fief Farken harr dat Swien jo all;
Un Anni seet dorbi in'n Stall.

Dei Naobers Fritz seeg dör dei Dör,
Dat dor noch Lucht in'n Swienstall wör.
Dor wör, dat Glück dat wull hei nützen,
Vörlicht ein Mülken tau stibitzen.

Dei Junges wüssen dat all lange,
Dei Anni wör för'n Kuß nich bange;
Un Fritz dei löp dorhen ganz gaue,
Vörflickst! nu wör dei Dörn noch taue.

Son Ogenblick stünd hei dorför,
Don günk hei nao dei annern Dör.
Dei olle Klappen wör ok dicht —
Segg blos, wo köm hei hen naot Wicht!

Hei möß dei Fenster affstrafeiern
Un jedes einzeln affprobeiern;
Hei segg, hei wull vör Spaoss woll juhlen,
Ein aopen Fenster bi dei Kuhlen.

Hei künn dor aower nich herdör,
Weil hei man bitken lüttket wör.
In'n Hoff dor sögg hei sick nen Prull,
Wor hei den Start van maoken wull.

Den Klotz den rulle hei upp dei Bräe,
Dann bleef dei Höchte blos en Träe.
Dat Harte pukde üm nich minne;
Hei dachde: wörk dor erst man inne!

Dei Dälen wörn dor etwas möhr,
Don bröken Klotz un Fritz dor dör
Un fünnen sich, dat wör taun hulen,
Dor ünner inne Jauchekuhlen.

Nu wört för Fritz ein groot Mallör,
Dat hei kien Metersöbtig wör;
Denn bi den Plums van baoven runner
Do dukde hei erst eis gründlick unner.

Hei rappelde sick wedder up,
Köm glücklich up den Klotz harup.
Dei heff üm vört Vörsupen waohrt,
Doch günk üm't noch bet an den Baort.

Dat Mülken harr hei glatt vorgäten,
Van Liebe wull hei nix mehr wäten.
Wies üm dat Tügs van'n Koppe lööp,
Hei al man: Hülpe! Hülpe! rööp.

As don dat Swien ein Farken kreeg,
Hörde Anni, dei dor achter leeg,
Denn jüss dor vör, don köm dat Farken,
Ein fürchterlikket Hülpequarken.

Sei schmeet dat Farken achterut
Un neide ut den Stall herut,
Rööp inne Köök: O Gutte, Gutte!
O Bur! dat späukt in use Mutte!

Dei Bur, dei Frau, dat Kind, de Knecht
Tauhope henn naon Swienstall ilecht
Un lut ut jeden Mutenstall
Hörn sei dat Hülpequarken all.

Ut jeden Rost dor klünk ganz lut
Den Fritz sien Hülpeschrei herut,
Weil hei dor up den Klotz mit Macht
Sin Hülpe böltk in'n Jaucheschacht.

Dei Mutte, dei dor Farken krägen,
Harr achtern up dei Röstern lägen,
Un Anni mennde, dat Gelut,
Dat köm dor ut das Schwien herut.

Don rööp dei Bur: Jan haol eis gau
Dei Hillenleddern un ein Tau!
Mit'n Sturmlucht lüchten sei dor dör,
Wor dat Gespenst dörfallen wör;

Und don mit Leddern, Tau un Macht
Wütt glücklich dat nao baoben bracht.
Don lüchten sei üm in't Gesicht:
Mien Zeit, iss Naobers Fritz dat nich?

O Mensk, wo seeg dei Kerl derut!
Hei stünk, dei Jauche streek der ut,
Un hellsken lachern müssen sei,
son stinkende Figur mök hei.

Un Fritz, dei schlöp teihn Daog int Stroh;
Denn anners stünk dat Bedde jo.
Hei wüss, man segg van Freiersfreiden,
Wer lieben will, der muß auch leiden.

Josef Alferts



Wirbelwind in der Ebene

Auf den Wellbrinkhof kam eines Tages ein Händler. Der Bauer war zu Hause. Die beiden Männer gingen in den Stall und trugen nach heftigem Hin und Her an Gebäuden und Beteuerungen schließlich unter schallendem Handschlag einen Schweinehandel aus. Darauf genehmigten sie sich in der Küche einen stärkenden Genever, und der Händler meinte so nebenbei, in dieses Haus gehöre wieder eine Frau. „Ich war dieser Tage in Grönkamp. Da ist ein fixes Mädchen, nicht zu jung, das wäre so eine für dich, Wellbrink.“ — Der blieb nicht ganz gleichgültig. „Wie heißt sie denn?“ — „Ja, wie heißt sie noch? — Ach so — das ist Bauer Surbeck seine und heißt Thekla.“ — „So? — Thekla?“ — „Jawohl, Thekla. Fahr mal hin und kuck sie dir an.“ —

Dem Witwer Wellbrink ging immer diese Thekla im Kopf herum. Das war ein selbster Name, kein Mädchen weit und breit hieß Thekla. Seit zwei Jahren, so lange war seine Frau schon tot, sagten Verwandte und Bekannte ihm dasselbe, was der Händler gesagt hatte. Es wäre wirklich gut, wenn er eine Frau wieder bekäme. — Grönkamp war zwanzig Kilometer vom Wellbrinkhof entfernt. Der Bauer ließ zwei Braune vor die Kutsche spannen und fuhr auf Brautschau. Er wollte sich bei Surbecks einführen mit der Nachfrage nach einem guten Pferd.

Surbecks Leute saßen in der Küche beim Vesper. Sie hatten kein Pferd zu verkaufen, aber ohne „natt of drög“ konnten sie den Besuch ja nicht entlassen. Surbecks Eltern nötigten ihn in die Stube, und die Tochter, blond und stattlich brachte mit selbstbewußter Miene und festen Griffen den Kaffeetisch in Ordnung. Wirklich ein fixes Mädchen, dachte Wellbrink, prompt und sicher im Hantieren. Sollte über dreißig sein? Warum hatte die noch keinen Mann gefunden? Na, ja, wer konnte das wissen? Er konnte sie gebrauchen, kam auch mit seiner Absicht bei den Eltern heraus, als Thekla in die Küche gegangen war. Er sollte nur wiederkommen.

Surbecks eröffneten ihrer Thekla die Heiratschance. Thekla überlegte tagelang. Der Mann war 12 Jahre älter — kein Hindernis. Drei Söhne — schon bedenklich. Der Hof 80 ha? — So was schlägt man nicht aus mit guten dreißig Jahren. Thekla sagte zu.

Thekla sorgte für Ordnung auf dem Wellbrinkhofe. Jedes Ding war an seinem Ort, und das Essen schmeckte allen. Heinrich, Hannes und Dirk, die drei Haussöhne, nannten Thekla Mutter. Bei Tische im Unterschlag saß der Bauer obenan. Am andern Ende saß der große Knecht Friederk. Mutter und Söhne füllten die eine Längsseite, der Kleinknecht Wilm, Minna und Lise, die Mägde, reihten sich ihnen gegenüber. Eines Tages dampfte Kabus im großen Kumm. Wellbrink sprach das Tischgebet, langte aber nachher nicht recht zu. Sofort fragte Thekla: „Magst du keinen Kabus?“ — „Ich kann ihn nicht vertragen.“ — Die Leute schmunzelten vor sich hin. Sie hatten ihren Bauer in Verdacht, daß er ihn bloß nicht mochte. Die Frau hatte ihn gekocht und Minna hatte nichts gesagt. „Das wußtet ihr doch, ihr Mädchen, warum sagt ihr mir das nicht?“ Sie stand auf und schlug ihrem Mann Eier in die Pfanne. Es wurde auffällig, wie geschäftig die neue Frau sich um den Bauer bemühte. Wellbrinks Anzug bürstete sie für den sonntäglichen Kirchgang immer gerade, wenn er vom Felde ans Haus kam. Sie hatte ihn sozusagen parat hängen. Vor dem Gang zur Kirche hieß es: „Anton, hast du auch ein Taschentuch und dein Gebetbuch? — Anton, ihr trinkt ja noch 'n Krug Bier bei Schlarmanns nach der Kirchzeit, hier ist dein Portemonnee.“ — Wellbrink fühlte sich als ein Glückspilz unter den weichen Händen dieser Frau. Die Nachbarn, die sie nur vorübergehend beobachteten, meinten auch, daß er es vorzüglich mit ihr getroffen habe. Minna verfolgte die Anstalten der Neuen und fand die Zutunlichkeit gegen den Bauer gemacht — übertrieben? — Sollte — vorsichtig zu denken — sollte sie wohl falsch sein?

Ein Jahr ging hin. Da bekamen Heinrich, Hannes und Dirk eines Morgens ihren Pfannkuchen von Minna gebacken. Sie aßen allein ihr Frühstück und fühlten sich befremdet. Da Minna nichts sagte, fragten sie auch nicht. Sie nahmen ihre Ranzen und gingen zur Schule. Als sie mittags nach Hause kamen, brachte Minna Suppe und Hühnerfleisch in die Elternkammer. Die Leute und sie bekamen Erbsensuppe. Minna verteilte Speck und Würste, und jeder spießte sich seine Stücke auf die Gabel. Mit einem Male schrie ein Kind in der Kammer. Die Leute lachten und blickten neu-



gierig auf die Brüder, was sie nun wohl sagen würden.

Sie hatten ja alles gewußt, aber getan, als wüßten sie nichts. Wo war ihr Vater? Warum rief er sie nicht, um das Kind zu sehen? Nach dem Essen gingen sie zur Kammertür und öffneten sie langsam und gespannt.

Die Mutter lag im Bett und hatte das kleine Wesen an der Brust und ihr Vater saß vorgebeugt auf dem Bettrand. Er hielt die Hand seiner Frau und hatte die Augen auf sie gerichtet. Die Mutter sah die Knaben, aber sie kuckte schnell weg und sagte dem Vater ein zärtliches Wort. Ihr Vater nickte. „Ein strammer Kerl ist er“, prahlte er und streichelte den Arm seiner Frau. Da schlossen sie die Tür, und Minna, die am Herde stand, fragte verwundert, warum sie nicht in die Kammer gegangen seien. Heinrich und Hannes gingen wortlos auf die Diele. Dirk, der kleinste, setzte sich auf die Küchenbank und wischte sich Tränen ab. „Sie haben nichts zu uns gesagt.“ — „Sollst sehen, das ist alle man erst“, tröstete Minna, „nachher rufen sie euch.“ Sie war aber stutzig geworden. Gegen den Bauern war die Frau wie eine Schmeichelkatze. Mit ihrem Umsorgen und Umtun hatte sie den alten Knaster, wie sie ihren Herrn jetzt empört nannte, verrückt und von dem Weib besessen gemacht. Wie oft hatte die Frau harte Augen, und wie genau konnte sie rechnen!

Es war Erntezeit geworden. Eine breitwipfelige Blutbuche warf leichten kühlen Dämmer Schatten in die Küche, wo die Hausfrau wieder waltete. Neben ihr lag das Kind im Wagen. Wellbrink kam herein. „Montag fangen wir an zu mähen.“ — Mit ihm kam der Nachbar Gerd Nehus, der etwas fragen wollte. Wellbrink hob den Knaben aus dem Wagen und zeigte ihn dem Nachbar stolz und sah zehn Jahre jünger aus. Thekla hörte sich das mit Schweigen und — nun — wer weiß, was sie damals schon dachte. Die Jungen kamen aus der Schule. Als sie ihren Vater mit dem Kind auf dem Arm sahen und als sich niemand um sie kümmerte, gingen sie wieder aus der Küche fort. —

Auf der Diele stand ein Erntewagen, und die Leute waren am Garbenabstechen. Alle verfügbaren Mannschaften des Hofes waren bei der Ernte beschäftigt, auch die beiden ältesten Söhne, es waren ja Ferien. Als der leere Wagen auf den Hofplatz geschoben wurde, kam Heinrich in die Küche, um etwas

zu trinken. Thekla schälte Kartoffel, das Kind begann zu weinen. „Fahr den Wagen mal hin und her, daß Berndken wieder einschläft.“ Heinrich ging ohne ein Wort davon. Wütend sprang sie auf und rief zur Küchentür hinaus nach Heinrich. Der volle Wagen war noch nicht da. Die Leute zeigten zum Balken hinauf. Heinrich war schon wieder oben. — „Wo ist Hannes denn?“ — „Der ist auf dem Esch am Falgen!“ — „Falgen?“ — Hannes hatte mit Friederk's Hilfe einen leichten Pflug bespannt und warf nun Stoppeln um. Wellbrink sah das gern. Frau Thekla war aber ohne jede Hilfe im Hause und ärgerlich. Dirk konnte ihr doch Holz in die Küche holen für das Kochen. Aber wo war der? Einer rief: „Der war vorhin in der Werkstatt. Er tütert Hundegeschirr zusammen, er will den Tuan vor den Bollerwagen spannen. Sie traf ihn und schalt: „Heda, was machst du da für Unsinn! — Hole mir mal schnell eine Karre voll Holz für den Herd.“ — Dirk drehte ihr aufsässig den Rücken zu. „Das können die andern ja wohl machen.“ — „Die andern? Welche andern, du Flegel!“ Keine Antwort, Dirk rührte sich nicht. Da riß sie die Karre wütend aus ihrer Ecke und rollerte hinter das Haus, wo große Brennholzstöße aufgeschichtet waren, vor dem Hausbusch unter den Eichen. „Bockbeinige Schlingel!“ schimpfte sie. Wer sie dazu gemacht hatte, darüber dachte sie nicht nach.

Zur Herbstzeit, als es schon beizeiten dunkel wurde, saßen Wellbrink und seine Frau allein in der Stube. Auf dem Tische stand ein großer Steinkrug mit Bier, und eben langte der Bauer nach den Zigarren, die seine Frau ihm aus der Stadt mitgebracht hatte. „Flor fina“. Es waren pikfeine, teure Zigarren. Thekla füllte Bier nach in sein Glas. Inzwischen stopfte sie seine Socken. Sie plauderten über die Herbstarbeit auf dem großen Esch und über die Schweinepreise. Thekla hatte einen Stall voll Borstentiere fettgemacht, die sollte Wellbrink nun verkaufen. Er räkelte sich vor Behagen in seinem Sessel. „Wie kann ein armer Witwer nur so viel Glück wieder finden“, dachte er. Auf ein Haar hätte er es laut gesagt, aber so was sagt ein Bauer eben nicht. Thekla fühlte deutlich, daß ihre Mühen um dieses Mannes Wohlfahrt schon ihre Früchte trugen. Wellbrink stierte verliebt auf die stopfende Ekehälfte. Sie tat, als ob sie's nicht merke und hielt den Kopf über ihre Arbeit gesenkt. — O Thekla, Thekla! Immer besorgt um ihn, immer flei-



Big! Er brummte wie ein spinnender Kater vor Wohlsein und Zufriedenheit. — Thekla hatte eine kalte Härte im Blick, ihr Mund war gekräuselt vor Zielsicherheit. Ohne von der Arbeit aufzublicken, verfolgte sie genau den Weg, den sie gehen wollte, und dieser Augenblick verlangte eine entscheidende Tat. Sie seufzte ganz tief und auffällig. Wellbrink war sofort wach. Er beugte sich vor. „Nanu — was ist?“ Keine Antwort, kein Aufblick seiner Frau. „Was hast du, meine Thekla?“ — Sie seufzte noch gründlicher, richtet sich auf und blickte wie hilfesuchend zur Stubendecke. „Ach, ja“ — seufzend — „man hat so seine Sorgen.“ — „Wie, was? Sorgen hast du? — Die kann ich dir doch bequem abnehmen!“ — „Wohl, — so lange du lebst!“ — „Aber — aber Thekla, — ich habe noch lange nicht vor“ — „Wohl, wohl, natürlich nicht, ich hoffe, daß du noch lange lebst, ich kann ja sogar vor dir sterben, aber . . .“ — Mit diesem aber versank Thekla in schmerzliches Sinnen, wenigstens zeigte das ihre wahrhaft zersorgte Miene. Wellbrink war aus seiner Glückruhe gerissen, doch runzelte er jetzt etwas belustigt die Stirn. „Vom Totgehen redest du — wo wir hier so schön beisammen sitzen, — wo es uns so gut geht?“ Sie fiel ihm stur ins Wort. „Und nie denkst du darüber nach, wo ich mit dem Kind bleiben soll — na — wenn du nicht mehr da wärst!“ Jetzt richtete sie ihre klugen grauen Augen starr auf ihn. Wellbrink wedelte mit der Hand, er winkte ab. „Snackeree, hier up den Hoff bliffst du, dat is doch klor.“ — „So klar ist das nicht. Das fünfte Rad am Wagen bin ich nicht gern.“ — Thekla und fünftes Rad am Wagen. — Wellbrink knurrte vergnügt. „Wie kommst du denn auf den Gedanken?“ — „Bei deinen Söhnen bin ich das dann.“ — „Dummes Zeug.“ Er blickte mit krauser Stirn in sein Bierglas. Dieses Gerede haßte er, das Leben war zu schön. — „Wie kommst du plötzlich auf den Gedanken?“ wiederholte er nachdenkend. Er blickte sie befremdet an. „Die drei halten so viel von dir. Mutter vorn — Mutter hinten.“ — Die Frau richtete sich vor Überraschung auf, daß ihr Mann so wenig, so gar nichts von seinen Söhnen wußte! Streng, aber mit verhaltenem Spott sagte sie nur die knappen vier Worte: „Sie gehorchen mir nicht.“ — Wellbrink trank sein Glas leer und stand auf. Von diesem Weibergeplänkel wollte er nichts mehr hören. Was solche Frauensleute sich für unnütze Sorgen machten. „Mit den Jungens wirst du schon fertig werden, Thekla.“ Er umfaßte ihre Ge-

stalt, sich etwas niederbeugend. „Komm her, wir gehen zu Bett.“ Thekla gehorchte, hatte aber nachdenkliche, kalte Augen.

Vor Ostern kamen die Wellbrinksjungen in die Küche und baten Frau Thekla, ihnen die Ostereier zu färben. Sie blickte starr zum Fenster hinaus und fragte: „Wie viele?“ Die Söhne stutzten. Das wußte die Mutter doch. „Drei Dutzend“, sagte Heinrich. „Drei Dutzend? — Die Eier sind gerade gut am Preis —, ein halbes Dutzend für jeden ist für dieses Jahr genug!“ — „Wir haben immer jeder ein Dutzend bekommen.“ Die Frau drehte ihnen den Rücken zu und ging ohne weitere Worte an die Arbeit. Die Söhne gingen wortlos zornig auf die Diele. Sie standen zusammen und hielten Kriegsrat. „Ich weiß, was wir tun“, sagte plötzlich Heinrich. Ich suche die Eier, und du, Hannes, holst Zwiebeln vom Boden.“

Kleemanns waren Heuerleute auf dem Wellbrinkhof, und Klemmanns Lisette machte verwunderte Augen, als die drei auf ihrer kleinen Diele standen. „Lisette, willst du uns wohl unsere Paskeneier kochen?“ — „Ik“ — „Ja, ja — hier sind die Eier, Hannes hat die Zwiebeln.“ — Lisette stand — wußte nicht recht ob — da füllte Hannes schon den eisernen Topf mit Wasser, hing ihn über das Herdfeuer und schüttete nach und nach die Schalen seiner Zwiebeln hinein. „Meine Zeit, Jungens, wat schall dat?“ — „Wir wollen unsere Eier haben, sie sind uns nicht gegönnt.“ — „Wat, wat?“ — „Ja, is so.“ — Heinrich senkte 36 Eier in den Sud, fischte sie hart und bräunlich gekocht wieder heraus, und Lisette sah dem Treiben hilflos zu. Dirk stand still und traurig herum.

Die Heuermannsfrau wurde von Unbehagen gequält. Wenn sie den Streich auf dem Hofe erfahren würden! Sie konnte ja nichts dafür, und sie stand vor Thekla und redete und redete, die Jungens hätten alles aus sich getan, und sie hätte sich vor ihnen nicht helfen können, aber sie solle nur nicht schimpfen, so schlimm wäre ja alles nicht, und schließlich erzählte sie dann auch, was denn passiert sei. Aber da stand Thekla weiß da wie eine Salzsäule. „Soso“, sagte sie halblaut und kochte innerlich. Lisette freute sich, daß ihre Frau ihren Bericht so einfach hinnahm und entfernte sich.

Wellbrink kam um Mittag nach Hause. Thekla tat, als säh sie ihn nicht. Er beugte sich wie stets über den Kinderwagen. Seine großen Söhne saßen schon am Tisch. Um sie kümmerte er sich nicht. Darum blickten sie mit einmütigem Groll vor sich hin. Eine



geheime Spannung lag über dieser Szene. Die Frau zerbrach die Stille urplötzlich, so wie ein Gewitter losbricht. „Unerhört ist das, was deine Jungens machen!“ — Die drei erschranken bei diesem Gekreisch, Wellbrink sah starr auf die drei, dann nach seiner Frau. Thekla schrillte außer sich vor Zorn, stemmte die Hände in die Seite und nun kam's wie ein Regenschauer. „Bei allen Leuten bringen sie mich in Verruf. Kleemanns Lisette! O, es ist Wasser auf ihre Mühle! Alle kriegen zu hören, wie schlecht deine Kinder es bei mir haben! Ich unglückliche Frau!“ In das grelle Gezeter fuhr Wellbrink mit seinem Baß. „Ich will endlich mal wissen, was sie denn getan haben?“ — Hannes und Dirk liefen fort. Heinrich saß trotzig da. Er war schulentlassen, fühlte sich erwachsen, wollte seine Sache vertreten. Die Wut seiner Thekla überrumpelte das vernünftige Denken des Mannes. Als er hörte, was geschehen, lief er, rot vor Zorn, zur Tür, riß einen Pferdehalfter vom Haken und schlug seinen Sohn. Die Knechte kamen zum Essen, und Heinrich begegnete ihnen. Keiner der Jungens kam zurück, sie wollten nichts essen.

Nachher ging Thekla in die Stube. Wellbrink war es unbehaglich zumute, er fühlte, daß er zu rasch gewesen war. Er ging auch in die Stube. Und da saß die Frau im Sessel und schluchzte in ihr Taschentuch. Dieses Jammerbild ließ ihn seine Gewissensbisse vergessen. „Och, Thekla, laß mich nur machen. Ich will die Bengels schon in Respekt vor dir setzen.“ — Das Weib war damit nicht zufrieden, sie kümmerte in ihr Taschentuch: „Das kannst du gut sagen. Du weißt ja gar nicht, wie böckig sie gegen mich sind!“ Und sie seufzte so wehleidig und durchholend, daß Wellbrink erkannte, welches Elend seine Frau durchzumachen habe, und so nahm er sich vor, seine Söhne, diese ungeratenen, strenge zu erziehen. „Die sollen mich kennenlernen“, rief er empört. Das schadenfrohe Gesicht seiner Frau sah er nicht. —

„Heinrich stand zuerst stumpf und still mit wirren Gefühlen auf der Diele an einen Ständer gelehnt. Als sich seine innere Verkrampfung löste und er klarer denken konnte, begannen seine Schultern zu zucken. Er drängte die Tränen gewaltsam zurück, knirschte aber mit den Zähnen. Also verprügelt wie ein Hund! — Ohne, daß Vater wußte, daß diese Frau ihnen ihre Eier nicht gegönnt hatte! — Wie er diese sogenannte Mutter haßte, die sie dem Vater so unge-

recht ausgeliefert hatte. Was bedeuteten sie überhaupt alle drei dem Vater noch? — Sie liefen ja nur so nebenher! — Die Unrast trieb ihn zu den Brüdern. Sie kamen hinter einer Scheune weg. Sie erschranken über Heinrichs verstörtes Gesicht. „Haben sie dir was getan?“ — Er nickte, aber sagen tat er nur, daß er dem Vater habe sagen wollen, wie das mit den Eiern gewesen. „Aber Vater hat nur auf die — gehört.“ Er zeigte verächtlich über die Schulter. —

An einem Sonntagnachmittag ging Heinrich zu seinem Onkel. Der wohnte mehrere Stunden weit. Er wollte sich bei dem Onkel Joseph, dem Bruder seiner verstorbenen Mutter, aussprechen. Als er dort war, spielte er mit den Vettern. Er wollte doch lieber nichts erzählen. Tapfere Jungen mußten sich selbst helfen. Beim Abschied sagte Tante Helene: „Grüße zu Hause Vater und Mutter.“ — „Ob ich das tue, weiß ich noch nicht“, antwortete Heinrich trotzig. Onkel und Tante blickten ihm gedankenvoll nach. Da war was mit Heinrich. Was mochte es sein? Warum hatte er ihnen nichts gesagt? — Sie mochten die Nachfolgerin der verstorbenen Mutter von Heinrich nicht recht leiden. Sie war ihnen zu berechnend und eigensüchtig. Dieses war ihnen nicht verborgen geblieben, und die Leute hatten ihnen auch hinterbracht, daß der Schwager unter der Fuchtel dieser Frau stände.

Im Winter brannte auf dem Wellbrinkhofe noch immer das offene Herdfeuer. Der Bauer saß mit der Pfeife an dem flackernden Holzbrand und beobachtete durch die große Glastür die Arbeiten auf der Diele, wo die Kühe in ihren Ständen muhten und fraßen. Wellbrink sah einen Fremden über die Diele ins Haus kommen. Er erhob sich, grüßte den Eintretenden. Weiers, der Auktionator und Mandatar? Was wollte der? „Guten Tag, Weiers, was führt Sie denn zu uns?“ — Weiers hatte in der Gegend einen Holzverkauf gehabt. „Ich bin durch und durch kalt geworden, Wellbrink.“ Er schüttelte sich vor Unbehagen und hielt die kalten Hände über das Feuer. „Setz dich — geh sitzen — ich gieße uns einen Genever ein!“ — Wellbrink ging geschäftig zur Anrichte. Er war erfreut, die Gelegenheit für ein Schnäpschen gefunden zu haben. Thekla hatte in der Stube gehorcht. Weiers — aha — sie nickte zufrieden, ging in die Küche zu den Männern und tat überrascht. „Sieh mal an, Weiers! Das ist aber ein seltener Besuch. Weiers lächelte boshaft, der seltene aber bestellte Besuch. „Ich bin kalt gewor-



den, drüben beim Holzverkauf." — „So — Holzverkauf, ja, ja!" — Man konnte meinen, das fiel ihr jetzt erst ein. Thekla hörte genau zu, was die beiden besprachen und kochte Kaffee. Es ging um die Holzpreise. Als sie den Kaffee eingeschenkt hatte, stellte sie sich neben ihren Mann, stramm wie eine Schildwache auf und warf Weiers strenge Blicke zu. Der fing denn auch sogleich an zu berichten, daß er kürzlich mehrmals in der Gegend zu tun gehabt habe. „Es ging dabei um Testamente." Wellbrink legte mit der großen Zange neues Holz aufs Feuer. Er hielt sich vorgebeugt und sagte nichts. Die Frau nickte. Weiter — weiter! Weiers betonte daraufhin, daß es auf den Bauernhöfen nichts Gefährlicheres gäbe als unsichere Erbverhältnisse, worauf Thekla einen lauten Seufzer fahren ließ. „Das ist leider wirklich so!" — „Sie, Frau Wellbrink, machen sich sicher manchmal Sorgen." — Ein pfundiger Qualseufzer. „Gewiß, aber was kann das helfen!" — „Schlimm ist das, — ein Todesfall würde Sie sehr schwer treffen." — Wellbrink war plötzlich hellhörig aufgerichtet. Todesfall? — Nun redete der auch vom Tod? Das Gespräch in der Stube fiel ihm ein. Er warf verliebte Blicke zu seiner Frau empor. Thekla machte augenblicklich milde Augen, legte einen Arm um den Mann und drängte sich an ihn. Weiers bekuckte sich spöttisch lächelnd, wie die Schlange ihr Opfer umgarnte. „Mutter, wir beiden wollen doch noch lange zusammenbleiben?" — Thekla legte ihre Stirn an die des Mannes und hauchte: „Das wollen wir." Es klang überaus zärtlich, und sein Blut wallte auf. Er dukte sich an seine Frau, verliebt und selbstvergessen.

Weiers kuckte nach der Standuhr, er durfte ja nicht lachen. Er faßte sich auch schnell und stocherte weiter: „Es kann schnell etwas Unvorhergesehenes eintreten." — Zu Wellbrink vorgebeugt, setzte er hinzu: „Anton, ich will ja nicht den Teufel an die Wand malen, aber sollte dir mal etwas zustoßen, dann wäre deine Frau übel dran. Das mußt du doch zugeben. Man kennt doch die Menschen." — Wellbrink machte sich frei. Mit den Menschen meinte Weiers natürlich seine drei Söhne. Er wurde rot. Die Söhne verstanden sich gar nicht mit Thekla. Sie nannten sie nicht mehr Mutter. — Er zog seine Frau erneut an sich. Ein günstiger Augenblick für Weiers. „Wellbrink, ich rate dir gut. Du müßtest deine Frau sicherstellen. Sie hat es doch verdient. Sie ist so gut zu dir und hält die Haus-

wirtschaft zusammen." — Wellbrink war schon butterweich. „Weißt du denn einen Weg, wie meine Frau", — er preßte sie an sich, — „gesichert werden kann?" — „Den werde ich schon finden. Ich kann dir schon bald einen Plan vorlegen." — Der Stadtmann erhob sich voller Genugtuung, und nun mußte er eilig nach Hause.

Die Liebe und Aufmerksamkeit, die Thekla seit dem Besuch des Mandatars auf ihren Wellbrink verwendete, die machte ihn vollends verrückt. Ein Schwein war geschlachtet worden. Da rief Thekla ihn vor der eigentlichen Mahlzeit. „Komm, Anton, wir essen schon." Mann, Frau und Söhnchen verputzten vorweg einen Schmorbraten. „Das brauchen die anderen ja jüst nicht zu sehen", erklärte Thekla zutunlich. Die andern bekamen aufgewärmtes Gemüse und Brei. Es roch in der Küche aber nach Braten, und die Leute kuckten sich vielsagend an. Die drei Haussöhne sagten auch nichts. Wellbrink bekam einen neuen Anzug. Berndken erlebte eine feine Hose und wurde darin von Vater und Mutter bewundert. Daß die drei anwachsenden Jungens Beine und Arme aus den Anzügen streckten, sah Wellbrink nicht.

Als Weiers wieder auf dem Wellbrinkhof erschien, war es Frühling geworden. — Die Leute arbeiteten auf dem Felde, Wellbrink war gerade nach Hause gekommen. Die beiden Verschworenen saßen mit dem Bauer in der Stube. Aber ein Gespräch wollte zuerst gar nicht recht in Gang kommen. Sie waren alle irgendwie gehemmt. Thekla begann aber schließlich resolut zu seufzen. Sie sah dabei erschreckend versorgt aus. Wellbrink zog sie an sich. Sie kämpfte geschickt mit ihren Tränen und lehnte sich zärtlich an ihn. — Da schilderte Weiers überaus traurige Fälle, wo auf den betreffenden Höfen kein Testament gemacht worden war. Er tat es mit gewohnter Routine, und als er vermuten konnte, daß er den Mann mürbe gemacht hatte, wagte er es mit einem Trumpfas. „Wellbrink, ich rate dir gut. Verkaufe deiner Frau den Hof. Sie ist nun einmal tüchtig, gerecht und gewissenhaft. Alle werden es gut bei ihr haben! So eine Frau wie sie, kann man lange suchen." Und so ging das eine Weile fort. Wellbrink sah Thekla an, Thekla drückte seine Hand und senkte ihre bezwingenden Blicke in seine dunkel werdenden Augen. Etwas Entwaffnendes fiel auf seine Sinne, er wurde unbedenklich, zitterte vor Erregung, nahm willenlos die vom Mandatar



hingehaltene Feder und unterschrieb. Weiers räumte geschäftig seine Papiere zusammen, und Thekla hatte schmale Lippen bekommen.

Onkel Joseph kam eines Tages aus der Stadt. Seine Frau war in der Küche. „Marie, hör gut zu! — Anton hat seiner Frau den Hof verkauft! Er hat Bertha ihre Söhne um Haus und Hof gebracht!“ — Die beiden waren grenzenlos aufgebracht. „Joseph, geh zum Advokaten!“ riet Marie. Joseph hatte schon dasselbe überlegt und ging. Nach einiger Zeit hielt Wellbrink ein Schreiben in der Hand. Er las es stehend, Thekla saß schon am Frühstückstisch. Sein Schwager klagte für die unmündigen Söhne seiner Schwester auf Herausgabe ihres Erbteils in Höhe von 25 000 Goldmark. Wellbrink ließ mit einem Knurren das Blatt sinken. „Was hast du?“ Thekla hatte das Lesen verfolgt. „Steht etwas Unangenehmes in dem Brief?“ — Er reichte ihn ihr hin. „Vom Rechtsanwalt?“ Wie langgedehnt kam das Wort heraus. Sie las und verfärbte sich, sammelte ihre Kräfte, und dann brach ein Wufanfall los. „Diese unverschämten Menschen! Das sind deine Verwandten! Gönnen einem nicht das Schwarze unterm Nagel! Wollen den Hof bankrott machen!“ So und ähnlich zeterte sie. Nun erwachte aber das schläfrige Gewissen ihres von ihr überlisteten Mannes. Dieses unsachliche Geschimpfe erregte seine Nachgedanken. Plötzlich und endlich verstand er es, daß sich sein Schwager für die Kinder seiner Schwester einsetzte und schämte sich. „Hör mal, Thekla! Wir haben da etwas wieder gut zu machen. Wir haben die Jungens bei dem Handel vergessen!“ — Diese sanfte Widerrede machte das Weib völlig unsinnig vor Zorn. „Und ich verlange, daß du den Prozeß durchführst! Mir gehört der Hof! Ich enterbe sie!“ — Wellbrink war geschlagen. Konnte er das Erbteil der Söhne mitverkaufen? Das wollte er wissen. Er verlor den Prozeß und war damit zufrieden, weil es sein Gewissen etwas beruhigte. Thekla zeterte und murrte gegen die böse Welt, aber die 25 000 Goldmark wurden dem Schwager ausgehändigt.

Die Wellbrinksöhne halfen nun schon einige Jahre dem Vater auf dem Hofe — der Frau des Vaters. Sie hatten nacheinander wie üblich die Ackerbauschule besucht, waren auf fremden Höfen Eleven gewesen und besuchten seit einiger Zeit oft an Sonntagnachmittagen den Onkel Joseph und Tante Marie. Als Wellbrink sie eines Abends

fragte, was sie drüben denn erlebt und besprochen hätten, so wie man ohne Absicht mal fragt, da winkte Heinrich ab. „Och“, sagte er nur. Dann gingen die drei aus der Stube. Thekla kuckte ihnen mit grellen Augen nach. „Wellbrink, die haben was, was sie uns nicht sagen wollen!“ — Der zuckte die Schultern. Was sollte das sein, was er nicht erfahren würde? — Die Frau konnte es nicht vertragen, daß sie so sehr zu ihren Verwandten hielten. Drum platzte sie eines Abends, als sie von drüben heimgekommen waren, wütend heraus: „Was tut ihr eigentlich immer bei dem Volk?“ — Die Jünglinge drehten sich zur Tür. „Was habt ihr da zu suchen?“ — „Mehr als hier“, rief Heinrich und alle gingen hinaus. Wellbrink rührte sich. Er wollte ihnen nach, blieb aber dann doch, wo er war. Er fühlte, daß seine Kinder gar keine große Achtung vor ihm hatten. Es tat ihm weh, daß sie ihrer Wege gingen, daß sie nicht mit ihm, sondern mit Onkel Joseph sich unterhielten. Hatten sie wirklich etwas vor, was sie ihm nicht sagten? „Mehr als hier“ — das hatte so zielsicher geklungen. Das Wort hatte ihn wie eine Kugel in die Brust getroffen. Was war los? Hatte Heinrich eine Stellebraut in Aussicht? Die Frau murrte noch immer. Wellbrink sollte ihr offenbar endlich zustimmen, aber er war sehr bedrückt und beschämt. „Die Jungens können doch gern ihren Onkel besuchen und die Vettern“, warf er halblaut hin. Thekla stand wie eine strafende Großmacht plötzlich vor ihrem befremdeten Mann. „So — so ist das nun? — Gut, ich will's mir merken!“ — Fort ging sie. Zum ersten Mal schüttelte der Mann den Kopf über seine Frau. Was kam denn so mit einem Male über sie, daß sie ihn wie einen Knecht behandelte? Er erfuhr es bald. Es war aus mit dem verliebten Getue, mit Schmorbraten, Bürsten und Mustern seiner Figur vor dem Ausgehen. Sie herrschte, und sie erwartete, daß das Haus ihr gehorchte. Er trug es einstweilen mit Geduld. Wie sollte er auch gegen sie aufkommen, er hatte sich selbst verloren und war ein — ja, was war er? Er mochte keinen Beschluß über sich fassen. — Die Leute ringsherum aber taten es. Sie nannten den Wellbrink einen Schlappstiefel. Ließ sich von einem Weibe beherrschen, so, daß er sich ausgezogen hatte, bevor er sein letztes Bett besteigen mußte. — Sein Ansehen war dahin, sie lachten über den Narren Wellbrink. Gerd Nehus, der erste Nachbar, sagte stets, wenn er bei Wellbrink mal



etwas zu tun hatte: „Ich gehe mal eben zu Thekla Wellbrink und Mann.

Heinrich und Hannes waren eines Morgens im Vorfrühling im Schuppen und sahen die Pflüge und die Sämaschine nach. Draußen lag noch etwas Schnee, aber die Sonne schien über Tag schon wärmend. Da kam Dirk aus dem Hause mit einem Brief für Heinrich. Als er ihn vorgelesen, waren alle still. „Es ist so weit“, sagte Heinrich dann. Nun kam die Aufregung durch. „Heinrich, du mußt es Vater sagen!“ — Die drei hochgewachsenen Kerle stiefelten unversehens an Thekla vorbei durch die Küche und gingen zum Vater, den sie am Zeitunglesen fanden. Thekla hielt das Ohr an die Stubentür. Sie hörte Heinrich sagen: „Vater, wir wollen nach Kanada auswandern!“ — Drinnen machte Wellbrink den Eindruck eines Gewürgten. Er konnte nur heiser keuchen. „Wie — was?“ — „Es ist so, wir fahren schon in den nächsten Tagen. Die Schiffskarten sind schon bestellt!“ — „Die Schiffskarten sind schon bestellt“, echote Wellbrink geschlagen. „In Kanada bekommen wir jeder eine Farm“, verkündete Heinrich freudig. Alle drei waren im Augenblick so hoffnungsfroh. Wellbrink hatte Tränen in den Augen. „Das wißt ihr alles schon — alles hinter meinem Rücken?“ — „Onkel Joseph hat alles für uns besorgt!“ — „So, Onkel Joseph“, das also hatten sie vorgehabt und ihm verschwiegen. „Wir kommen drüben noch so früh an, daß wir für die Ernte noch den Boden umbrechen und das Feld bestellen können. Mais —“ „Und wer macht hier die Frühjahrsarbeit?“ Der Mann sah alt aus und ließ das Kinn auf die Brust sinken. „Onkel Joseph kann euch zwei Knechte besorgen.“ — „Onkel Joseph, der muß alles für euch tun, ich bin für euch nicht mehr da.“ Wie bitter das klang! — „Vater, du mußt bedenken, — seitdem deine zweite Frau, im Hause ist, hast du auch nie viel nach uns gefragt. — Wir wollen aber nicht auf unserm Hofe die Knechte deiner Frau sein!“ — Als sie die Stube verließen, saß ihr Vater tief gebeugt im Sessel. Die Frau war nirgends zu sehen.

Als Wellbrink mit verstörtem Gemüt zitternd in die Küche kam, war Thekla wieder da. „So, nun hast du's! — Nun siehst du's ja, zu was deine Söhne fähig sind, diese Heuchler! So was hinter deinem Rücken machen! So was dem eigenen Vater antun!“ — Wellbrink ging zu ihr — es trieb ihn zu einer Ohrfeige. Er bezwang sich und ließ das ungerechte Weib zetern. Er stolperte

hinaus und kam über Stock und Stein, ging immerzu, wußte nicht wohin. Was habe ich getan, war der einzige Gedanke, der in seinem wirren Gewissen bohrte. — Der Abschied der Wellbrinksöhne war für die Gegend ein Ereignis. Es wurde viel besprochen. Thekla und Mann waren in aller Munde.

Nach mehreren Jahren bekam Wellbrink einen dicken Brief aus Kanada. Der machte den geknechteten „Schlappstiefel“ im Nu zu einem glücklichen Vater. Sie saßen zu dreien am Frühstückstisch. Wellbrink war aufgesprungen und hatte die Epistel langsam gelesen. Dieses Mal beschrieb sein Ältester, auch im Namen der anderen, recht gründlich ihr Leben in Kanada. Er beschrieb ihre Farmen, deren Lage, die Absatzmöglichkeiten für Mais und Weizen und dergleichen. Arbeiten müßten sie tüchtig, trotz neuester Maschinen, aber das mache ihnen nichts aus. Sie seien gesund und das Arbeiten ja von Hause aus gewohnt. — „Sie sind fein heraus“, rief er, hochrot geworden, aus! In seinem Eifer begann er dann, den Brief laut noch einmal zu lesen. Und als es hieß: „Wir sind das Arbeiten ja von Hause aus gewohnt“, meldete sich eine schnippische Stimme. „Aha, er will sticheln!“ — „Schweig du mit deinem Sticheln!“ Wellbrink starrte verdutzt auf die Frau und ging dann beleidigt in die Stube. Er las den Brief dreimal und kam zu sich, dachte an einst. Sah seine erste Frau und die drei Kleinen. Waren prächtige Jungens geworden und — nun in Kanada. Und in der Küche saß die Frau — die Frau! Er begriff sich selbst nicht. Was hatte er getan?

Als er nach den Leuten sehen wollte, war Thekla noch immer mit Bernd am Tisch. „Iß nur tüchtig, Bernd, warte, ich hole dir noch eine Tasse Milch.“ — Bernd kaute gemächlich drauf los, war für sein Alter, eben schulentlassen, breit und fett und hatte zu gar nichts Eile. Wellbrink war wie umgewandelt. Er vertrat der Frau den Weg. „Die in Kanada sind fleißig — kommen voran. Den da“, er zeigte auf den breitarmig lungerngen Jüngsten, „den willst du zum faulen Fresser machen! Junge, flink auf's Feld arbeite!“ Sie waren bei der Hackfruchternte. Thekla, gelbt vor Eifersucht auf die gelobten Kanadier, sprudelte einen verhängnisvollen Satz heraus. „Bernd is de Bur!“ — Sie lachte boshaft, als Wellbrink zusammenzuckte. „Ja — so is dat! Was gehen mich deine Kinder an! — Mein Bernd soll essen, was er mag und tun, was er will. Das geht



dich alles nichts an!" — Wellbrink geriet außer sich vor Empörung. Er ging nicht davon, er packte die Frau mit eisernem Griff, warf sie bäuchlings auf einen Binsstuhl und trommelte sie durch. Bernd rannte heulend davon. „Bernd is de Bur!" Das Wort war wie ein Schwertstich. Wellbrink fühlte sich elend. Er ging in die Stube zurück, sein Herz klopfte so wild. Das Jammern seiner Frau war ihm Genugtuung. Er hatte ihr den Meister gezeigt. Aber — konnte er noch jemand den Herrn zeigen? Er hatte seine Stellung als Bauer verwirkt. Dieses Hexenweib hatte ihn um Hab und Gut und um seine Mannesehre gebracht. Krank am Herzen ging er zu Bett und verschief den Tag und die Nacht mit wirren Träumen von Kanada und seinen Söhnen. Als er erwachte, war neben ihm das Bett schon gemacht. Thekla war nicht da. — Das Essen wollte Wellbrink trotz des leeren Magens nicht schmecken. „He is de Bur — Bernd is de Bur." Dieses Wort wurde ihm zur Qual. Die Eheleute gingen sich möglichst weit aus dem Wege.

Im anderen Frühjahr brachte Wellbrink eines Tages einen Wagen voll Ferkel auf den Markt. Viele seiner Dorfkameraden und sonstige Bekannte trafen ebenfalls in der Stadt ein. Sie blickten fast alle zuerst beiseite. Sie waren unentschlossen, ob sie ihn anreden sollten oder nicht. Jan Witthake kam aber gleich heran, nickte schmunzelnd und plierte ihn aus schelmischen Augen an. Sie sprachen alle über die Ferkelpreise, aber Wellbrink wußte ganz genau, daß sie über ihn sprachen oder sich über ihn lustig machten, wenn er außer Hörweite war. Er verkaufte die Ferkel und kehrte dann nicht mit den Bekannten zu einem Umtrunk beim Marktwirt ein. Er ließ auf dem Rückwege die Braunen traben. Schließlich gingen sie langsam, denn der Kutscher war ins Grübeln geraten und beachtete sie nicht. Er wurde rot bei seiner einsamen Gewissenserforschung auf dem Bock. Die anderen — alle waren sie selbstbewußte Landwirte — er hatte sich seinen Hof von diesem Satansweib abschwätzen lassen. Er sah sich — wie er einmal gewesen war — verliebt, verrückt — er schämte sich jetzt. Er hatte sich betrügen lassen von dieser Heuchlerin, alle Leute lachten über ihn, ja — natürlich. — Um auf andere Gedanken zu kommen, überblickte er das weite Feld, den Roggenesch, die Weiden, die bunten Kühe. „Bernd is de Bur", durchbohrte sein Herz. Nichts von allem war mehr sein. Auf der Diele schirrte er

die Pferde ab. Seine Söhne wollten hier nicht Knechte sein, er war nun der Knecht seiner Frau.

Sie war auf der Diele. Das Vieh war auf der Weide und wurde nur abends in den Stall getrieben, aber sie kehrte die Futterrinne, ordentlich wie sie es immer tat. Als sie ihren Mann sah, konnte sie nicht mehr weg, und es hielt sie auch Neugier fest, so daß sie ihm entgegenrief: „Hast du die Ferkel verkauft?" „Für soundsoviel" — er nannte einen guten Preis. „Immer verkaufst du zu billig!" — Wellbrink lief rot an, Thekla wurde vor lauter Raffgier heftig und kam ihm noch näher. „Wo ist das Geld?" Mit Herrenstimme rief sie es, und schon riß Wellbrink einen Reep vom Ständer, packte sie und walkte sie kräftig durch. „Ich will dir helfen, mir frech zu kommen!" Minna und Bernd hörten das Schreien und Jammern. Sie kamen herbei und führten die krumm und schiefe Herrin des Wellbrinkhofes in ihre Kammer. Der Mann stand eine Weile mit eisiger Miene in der Großtür und starrte auf den Hofplatz. Der Hofhund Pluto stand schweifwedelnd neben ihm und leckte ihm die herabhängende Rechte, als wollte er ihm zu verstehen geben, daß er es mit ihm halte.

Sonntagnachmittag ging Minna ein bißchen zum Klöhnen zu Kleemanns. „O je — oje, bei uns ist es weit gekommen, Lisette." — Die Kleemannsleute, altgetreue Diener des Hofes, waren ganz Ohr. Minna mußte sich mal aussprechen. „Die anderen wollen ja kündigen, wenn das so ungemütlich bleibt — aber — ich, nein, ich bleibe, ich kann den Jungen nicht missen." — „Der ist doch ganz verzogen", sagte Lisette. „Das ist nicht so, wie ihr meint. Nein, Lisette, er hört auf mich, seine Mutter geht zu doll auf ihn los. Das ewige magst du dies — willst du wohl eben das — mag er gar nicht. Was ich euch sage, er ist im Grunde ein fixer Kerl. — Ja, was ich noch sagen wollte, Wellbrink verprügelt die Frau, wo er sie zu fassen kriegt. Ich habe ihr die Aufkammer zurechtgemacht, da liegt sie nachts doch ohne Angst und Schreck allein. „Und ‚he' (er)?" — „Ich sage ja, der nimmt nicht die Frau, der nimmt einen Stock, wenn er sie sieht." — „Oha — dat sünd Geschichten!" Lisette schlug die Hände zusammen, Kleemann schüttelte den Kopf und blieb sprachlos. Minna fuhr fort: „Ja, das ist 'n Leben bei uns. Dieser Tage hatte „er" einen so dicken Bakel auf der Diele versteckt, daß wir alle uns schüttelten, als Herm (der Großknecht) ihn an sich ge-



nommen hatte. Er hatte es gesehen, daß „er“ damit ans Haus kam — weißt du — sonen Knotenstock aus unserm Busch war das — und Harm sagte ganz richtig, er wäre nicht für Mord und Totschlag.“ Minna ging erleichtert heim. Kleemann ging ruhig wie alle Tage an seine Hofarbeit mit den Knechten und Mägden, aber Lisette! Sie war angefüllt mit allen Geschichten, die allmählich den Wellbrinkhof umschwirrten. Sie hatte ein tüchtiges Erzählertalent, die Lisette, und viel weiblichen Zuspruch nachmittags beim Köppchen Kaffee in ihrem Häuschen.

Das mochte nun sein, wie es wollte, der Anton Wellbrink wollte diesem Satansweib, wie er sie bei sich nur noch titulierte, zeigen, daß Manneshand oben ist. „Bernd is de Bur“, an dieses fatale Wort wollte er nicht mehr denken.

Da waren an einem Sonntagnachmittag Thekla's Bruder und seine Frau auf Visite gekommen, und sie saßen gemütlich am Kaffeetisch. Wellbrink war nicht da und wurde auch nicht vermißt. Sie erwähnten ihn gar nicht. Nachher gingen sie nach draußen, den Hof zu besichtigen. —

Wellbrink war weit fort durch Wald und Feld gegangen, als er Thekla und Bernd mit dem Besuch vom Hofe kommen sah. Er trat hinter einen Wall voller Nußsträucher. So ließ er sie herankommen, und so konnte er alles beobachten. Er wollte die Verwandten nicht sehen. Dickfellige Menschen — sie behandelten ihn ja doch nur mit einer gnädigen Miene. Es wurde ihm siedend heiß. Wie willenlos mußte er einmal gewesen sein — einmal — und nun stand er auf seinem einmal eigenen Hofe wie ein Niemand. Haß und Wut durchdrangen sein Gemüt, als sie näher gekommen waren, als er die Frau, das Satansweib, selbstbewußt hierhin und dorthin zeigen sah, als Bernd, gereckt und kräftig, ganz ein Jungbauer, daneben stand.

Nachher durchsuchte Wellbrink den Hauswald nach einem tüchtigen Stock. Der vorige war nicht zu finden gewesen. Als wenn der Vorrat nicht reichte! Mit dem neuen baculus betrat er die Stube, wo Thekla noch aufräumte und Bernd im Sofa saß. Minna hörte ihn brüllen: „Du Teufelsweib, du hast mich betrogen! — Das sollst du büßen!“ — Bernd flitzte beim furchtbaren Anblick des Vaters schreiend aus der Stube. „Helft — help — Hülpe — er schlägt sie tot — helft!“ Minna und der Junge rannten keuchend zu Nehus. Bernd blieb verschämt zitternd hinter einer Eiche stehen, Minna riß die Tür zur Küche

auf. „Der Bauer schlägt unsere Frau tot — schnell, schnell — helft — helft!“ Nehus Gerd kam gemächlich vom Stuhl hoch. „So — kriggt sie ordentlich welche hinten vor?“ — „Auf 'n Kopf — auf die Beine — wo wohl nicht?“ Minna stand zu bibbern und zu jammern. Nehus Gerd nickte. „Es sitzt doch noch mehr Muck in Wellbrink, als man dachte.“ „Mein Gott, nu kommt doch mit!“ Es waren noch mehr Bauern da. Aber mitkommen? Nein! — Nehus würde sich noch gerade von der Hofbesitzerin Thekla aus dem Hause weisen lassen. Die andern lachten schadenfroh. „Was sollen wir bei euch?“ — Minna und Bernd schlichen angstvoll zum Hause zurück. Die Sterne blinzelten gleichgültig auf das Anwesen nieder.

Die Bauern in Nehus Küche überlegten hin und her, was zu tun sei. Daß er endlich zu sich gekommen war und nun bewies, daß doch noch ein Mann in ihm steckte, das stimmte sie für Wellbrink günstig. Da war keiner in der Runde, der dieser gerissenen Hexe nicht gern noch zusätzlich eine Tracht Prügel versetzt hätte, aber — wenn Wellbrink es nun doch mal zu arg machte? „Katzenfell ist zäh“, meinte Nehus drastisch. Aber — totschiagen durfte er sie nicht, dann bekam er es mit höheren Gewalten zu tun. Die wollten sie im Dorfe nicht sehen. — Ja, aber was? Da hatte einer eine Idee: Die Söhne in Kanada, die könnten den Alten beruhigen. Oh, natürlich — seine Jungens in Amerika! Gerd Nehus schrieb einen Brief nach Kanada. —

Als früh im Jahr die Drossel sang, kam Heinrich Wellbrink auf den Hof seiner Väter zurück. Minna erkannte ihn sofort und führte ihn freudestrahlend in die Stube, wo sein Vater im altgewohnten Sessel hinter seinem Vesper saß. Er aß nie mehr mit den Leuten in der Küche. Heinrich, sehr stattlich, sehr amerikanisch kariert gekleidet, erschrak, als er die hagere Gestalt im schneeweißen Haar sah. Der sollte seine Frau schlagen? — Es war aber ein Winter vergangen. Wellbrink wurde von seinem Ärger langsam aufgezehrt. „Guten Tag, Vater!“ Wellbrink erschrak beim Klang dieser Stimme. Erregt blickte er dem Besuch entgegen. Zitternd, mit Tränen kämpfend, fragte er: „Mein Gott, Heinrich, du bist das?“ — Heinrich war erschüttert. „Vater — du bist doch nicht krank?“ — Mit einem Schein von Glück betrachtete Wellbrink seinen Sohn. Wie stark, wie gesund er war! Aber er — „Heinrich, ich mach's nicht mehr lange, ich bin mit dem Leben fertig.“ Er grübelte

vor sich hin. „Freust du dich nicht, Vater, daß ich gekommen bin? Ich bringe dir Grüße von Hannes und Dirk. Es geht uns sehr gut!“ Wellbrink nickte trübe. Heinrich setzte sich zum Vater und hielt seine Hand. Minna brachte den Kaffee, und Heinrich nickte ihr dankbar zu. „Daß du doch immer noch da bist, Minna! — Wie geht's, immer noch gesund?“ — „Dat geiht woll, Heinrich, danke!“ — „Laß Bernd mal herein kommen, Minna.“ — Bernd kam, zaghaft und neugierig. Heinrich nahm ihn freundlich bei der Hand und zog ihm einen Stuhl heran. Dann erzählte er von Kanada, von ihren schönen Farmen, von all dem Fremdartigen dort, und Bernd hörte mit offenem Munde gespannt zu, als wolle er all das Seltsame verzehren. Wellbrink hörte mit ebenträchtiger Miene zu und blickte manchmal mit fragenden Augen nach Heinrich, als ob er ergründen wollte, ob sein Sohn auch die Wahrheit spräche. Inzwischen war Thekla in die Küche gekommen, und Minna mußte Bernd aus der Stube rufen. Er mußte eilig etwas, irgendetwas von der Mutter Ausgedachtes, tun. — Wellbrink blieb bekümmert. „Ich habe euch Unrecht getan.“ — „Aber, Vater, vergiß das doch man. Ich habe doch schon gesagt, daß wir drei fein zuwege sind. — Wir haben ja jeder eine Farm, die mindestens so groß ist wie dieser Hof. Wir gönnen ihn unserm Bernd, und wir wollten ihn gar nicht mehr haben. Den Jungen mag ich wohl leiden — macht einen guten Eindruck. Seid alle nur gut zueinander.“ — „Für euch mag nun wohl alles gut sein. — Wenn ich nur nicht so großes Unrecht begangen hätte!“ Diese Hartnäckigkeit hatte einen besonderen Grund. Vor der Kirchtür hatte mal ein Bauer zum andern gesagt: „Wer da will ruhig sterben, der laß sein Gut den Rechten erben.“ — Die hatten dann ihn gesehen und waren schnell weitergegangen. Die hatten ihn gemeint — natürlich — und der Spruch brannte seitdem in des alten Mannes Herzen.

Heinrich wohnte beim Onkel Joseph, besuchte aber seinen Vater oft und wurde mit Bernd gut Freund. Alle Nachbarn und Bekannten waren voll des Lobes über Heinrich und voll von den Geschichten um den Wellbrinkhof. Beim letzten Abschied traf er auch die Stiefmutter in der Küche. Die magere, gebeugte Frau reichte ihm die Hand etwas zögernd, riß sich aber schnell los, als Wellbrink unversehens aus der Stube kam.

Er kam Heinrich nach, er wollte ihn noch einmal sehen. Er stand da, von Schwermut gebeugt, und sein Sohn fuhr mit Sorge um den Vater nach Kanada zurück.

Wellbrink ging seit einiger Zeit, fast genau nach der Abreise des Kanadiers, langsam und hüstelnd umher. Er konnte kaum noch bis zum Esche gehen, wo die Frucht so prächtig gedieh. Das Vieh graste gemächlich auf der Weide, wußte nichts von dem Verdruß, der den Bauer zermürbte. Was sollte er noch — ihm gehörte nichts auf Erden —, er konnte abkommen. Minna und Gerd Nehus besprachen seinen Zustand, der Nachbar holte den Doktor. Beide standen nach der Untersuchung am Bett. „Wo ist die Frau?“ Der Doktor war noch nicht lange in der Stadt. Er wollte ihr Anweisungen geben. „Weg — weg“, flüsterte der Kranke, der schon bettlägrig war. „Ich besorge alles“, sagte Minna schnell und führte den Arzt zur Tür. Draußen gab sie ihm die Lage zu verstehen. „Hm — so ist das. Dann hat Ihr Bauer viel Ärger gehabt?“ — „Sie sagen hier alle, daß er nur an seinem Ärger zugrunde geht.“ — Der Doktor nickte. Das Herz des Kranken war so schwach — er war wohl nicht mehr zu retten. — Der Pastor wurde gerufen. Der überlegte im Wagen, wie er den Sterbenden zur Einsicht bringen könne. Alle seine früheren Versuche waren gescheitert. Wellbrink blickte seinen Pfarrer dankbar aus erlöschenden Augen an und beichtete, was ihm sein Gewissen vorwarf. Wellbrink konnte nur noch mit Anstrengung leise sprechen. „Ich möchte sie nun noch um etwas bitten, lieber Wellbrink“, sprach der Seelenhirte mit würdiger Betonung. „Bevor Sie vor unsern lieben Herrn hintreten, reichen Sie Ihrer Frau die Hand zur Versöhnung, nicht wahr?“ — Da ging ein Ruck durch die hinfällige Gestalt. Der Kranke sagte mit unvermuteter Energie: „Herr Pastor, das tue ich nicht. — Sie hatte Strafe verdient. — Ich habe sie gehörig gestraft, und nun sind wir kitt. — Nicht — soll wegbleiben! Jetzt bin ich ruhig! — Sonst kommt er wieder, der böse Zorn! — Der liebe Gott weiß alles!“ — Der Sterbende empfing die hl. Wegzehrung und die letzte Ölung. Die Umstehenden mitsamt dem Pastor waren erschüttert über das innere Elend, das dieser Mann erduldet haben mußte. Und dann war er ohne Todeskampf hinüber gegangen ins bessere Jenseits. —

Elisabeth Reinke



Holländische Ansichten über den Namen Friesoythe (1836)

Eine willkommene Hilfe bietet sich der Geschichtschreibung gewissermaßen von außen an. Besucher, mögen sie nur kurz innerhalb der gastlichen Mauern gewellt haben, nehmen meistens nachhaltige Eindrücke mit. Mit Aufmerksamkeit lassen sich noch heute die Reiseerinnerungen vieler Deutscher über italienische Städte lesen. Bekannt sind die niedergeschriebenen Gedanken des Renaissancekardinals Aeneas Silvius de Pic-

Jahrhunderts. Was sie in Friesoythe vor-
fanden, was sie über die Namenszusammen-
hänge dachten, hielten sie auf einigen Sei-
ten ihres Buches „Unsere Reise ins Sater-
land“ fest. Es heißt dort:

„Friesoythe, gelegen an dem kleinen Fluß Soeste (ein Name, der verwandt ist mit See, Wasser, Meer), ist eine alte, kleine und verfallene Stadt und Festung und zugleich der Hauptplatz von diesem Amt, das den-



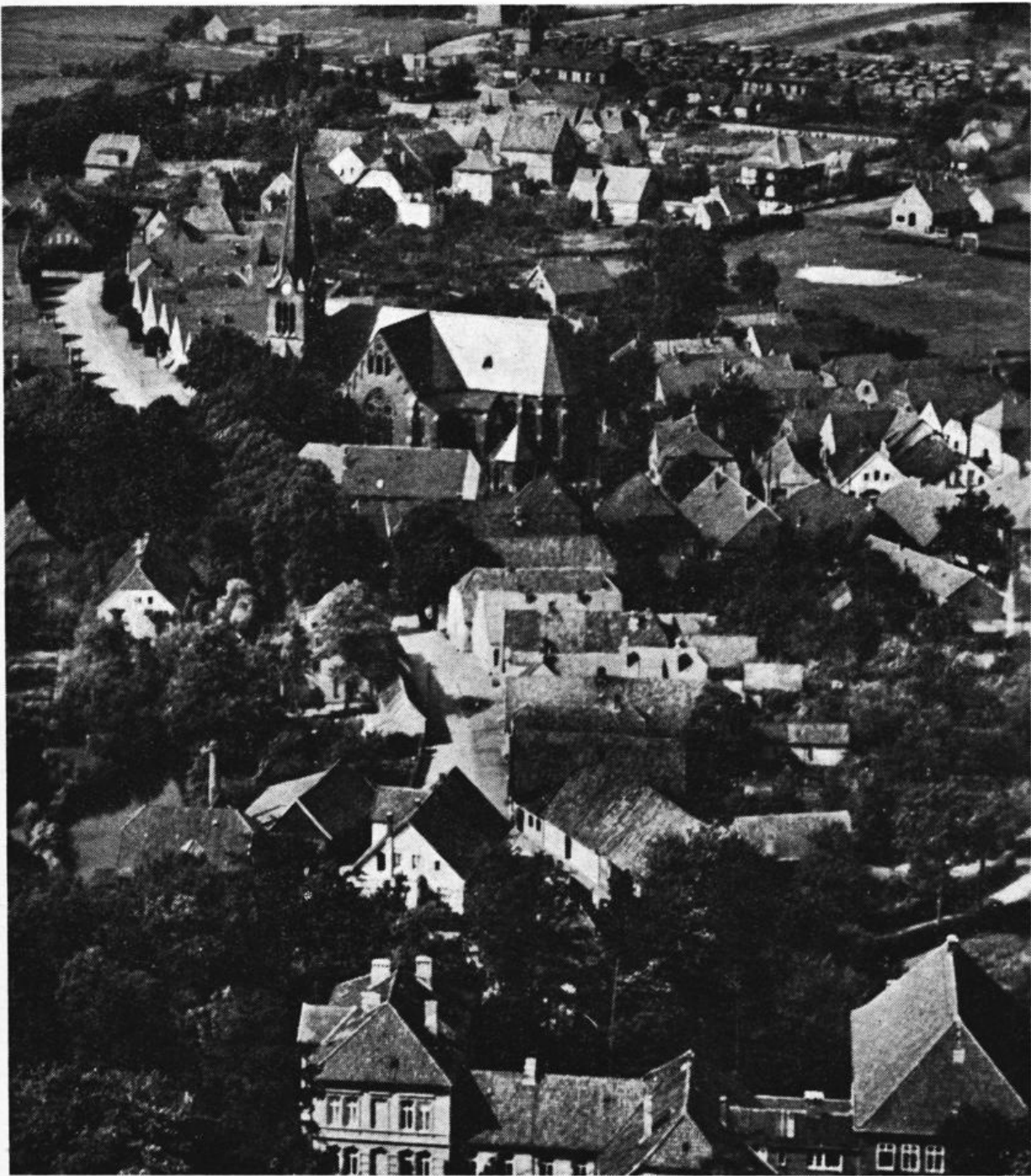
Der Friesoyther Raum im Blickfeld einer holländischen Karte
(Beginn des 19. Jahrhunderts)

colomini, des späteren Papstes Pius II., über Köln. Mit solchen Namen kann die alte Hansestadt Friesoythe nicht aufwarten. Immerhin gibt es doch etliche Zeugnisse über die Eindrücke, die Besucher früherer Zeiten am Sostestrand gesammelt haben.

Zwei Holländer, M. Hetteema und R. R. Posthumus, beide waren aufgeschlossen für kulturelle Dinge, sie legten anlässlich eines Besuches des Saterlandes den Beweis dafür

ab, besuchten Friesoythe zu Beginn des 19. selben Namen trägt, zu dem auch unmittelbar das Sagelter Land (Saterland) gehört.

In den... Urkunden kommt es unter dem Namen Oythe als ein Teil von Friesland vor. In einer Urkunde aus dem Jahre 1447, bei J. Niesert, Münst. Urkundensammlung, I 73 usw., finden wir es schon als eine Stadt, die mit anderen Städten des Stiftes Münster Vereinigungs- und Beschirmungs-



Der Kern der alten Festungsstadt Friesoythe vor der Zerstörung; am Endpunkt der Langen Straße das Stadttor, das Stadtsymbol

Bündnisse schloß. Die Sprache unterscheidet sich hier erkennbar von dem gewohnten Plattdeutsch...

Warum trägt nun der Ort den Namen (Quartier) Frysoythe? Sicher zur Unterscheidung von dem alten Oythe, das eine Viertelstunde weiter entfernt liegt. Aber was will nun in dieser Benennung Frys und was Oythe oder Oitha, so wie EMMIUS dieses Wort in lateinischer Schrift schreibt, sagen? Ist Frys hier, in Gegenstellung zu alt,

frisch, neu? Durch die ebene Lage dieser kleinen Festung in einem solch kurzen Abstand von Altenoythe sollte dieser Meinung nicht unannehmlich scheinen. Oder sollte Frys hier gleichzusetzen sein mit dem Volksnamen Fries, weil diese Festung möglicherweise durch den Grafen von Tecklenburg auf friesischem Boden angelegt worden ist als eine Burg gegen die mannigfaltigen Einfälle und Streifzüge, welche in früheren Jahrhunderten kleine und benachbarte

Volks- oder Familienstämme gegen das Grundgebiet anderer unternahmen oder verübten? Das letzte kommt uns nun nach den Vertragsurkunden, die wir bei Kinderling und Niesert finden, als sicher vor. Das ist wahr, EMMIUS sagt: „daß Oitha (innerhalb der Grenzen Münster) auf den Grenzen der Münsterschen Länder lag.“ Siehe des gelehrten Mannes Friesische Geschichte, S. 946! EMMIUS drückt sich hier ziemlich ungenau und undeutlich aus, da Friesoythe selbst zu seiner Zeit eigentlich nicht einmal auf den münsterschen Grenzen lag. Und früher erstreckte sich das Saterland, oder diese Grafschaft, noch viel weiter... als Friesoythe.

Oite, in dem Namen dieser beiden Orte, was von Altenoythe aus an der südöstlichen Seite längs der Soeste liegt — es wird noch ein drittes Oite in dem Amte Vechta gefunden —, soll das gleiche Wort sein wie heid, head, heyde, hyen, haye, haag, hegen; alle Wörter haben die Grundbedeutung hoch, fortgesetzt in den Ableitungen abschützen, beschirmen, verteidigen...

Von Frysoythe gingen wir weiter zu Fuß an dem Dorfe Altenoythe vorbei, der letzten Stelle auf dem Wege nach Oldenburg, wo die Katholiken ihren Dienst ausführen und versehen."

Quelle: M. Hettema und R. R. Posthumus, *Onze reis naar Sagelterland; Te Franeker, bij G. Ypma 1836, S. 26—27.*

August Wöhrmann

Van Plattdütsk nao Hoddütsk

Fritz, een'n van de I-männkes, will sien'n Kollegen August verkläffen.

„Nu segg man, Fritz wat du wees.“

De Anklaoe lutt nu so:

„Der August, der hat 'ne Kraih ins Buer. Die hat er 'n Band um'm Hals getan. Da will er ihr mit dotluken.“

+

As Baoler Bur sine tweede Frau nao Kösters Kamp brocht hat, kreg hei in sin olen Daogen noch in'n Sinn, sik wer tau befreien. Dei Pastor raode üm af un mende: „Gi sid noch nu all äöwer dei Seßtig, worümme willt Gi dann noch einmaol wer mit'n frömder Menske anfangen?“ „Och“, mende Baoler Bur, „ik wull gern noch einmaol dei Gnaden van dat Sakrament hebben!“

Heinrich Bockhorst

NETT

Dat was'n Sönndagnaomdag un richtig Wär taun Utgaohnen. So kreg ick mi den Häsel-näötstock her un güng tau Faute los in Gottes freie Natur. Dei Sünne lachede van'n Himmel, nich schei un grell, un dei Wind straokede mi sachte üm dei Backen. So güng ick dörn Gaorn, un ales lachede mi tau. In'n Haogen plusterde dei Nesselkönig, un upn freien Felde sünk dei Leiwink. Aöwer dei Wisken schaöwelte dei Kiwitt, in'n Holt röp dei Kuckuck, un up den Heidepatt hoppelde langsaom Jans Mümmelmann vör mi an; hei har't nich drock. Aöwerall was't Sönndag, man kunn't marken.

Ein paor Stunden was ick al unnerwägs; langsaom sackede dei Sünne, un bi'n Sünner wull ick wedder in'n Huse wäsen, dat Veih mott uck up'n Sönndag versorgt wern. Ich bögede sietaf un dachde: Aöwer dei Straoten, dat is noch'n Trä in dei Richte.

ICK was gaut up dei Straoten, do kleppde dei Köster, un dei Klocken süngen hell un freidig; sei harn uck sicher Spaoß an'n Sönndag. 'ne Sette wör ick ganz allein up dei Straoten und dappelde den Fautpad hendaol. Do köm dor ut'n Sietenweg 'n öllert Menske herut. Ick dachde: „Nao'n Gang un nao't Utseihen kunn dat woll Hellen Oma wäsen; schaf'n bäten anträen, dann heß noch Sellskup.“ Ick har't noch nich utdacht, do pingelde dat achter mi. Ick tret scharp rechts ran un gef den Fautpatt frei. Don sä all einer näben mi: „Guten Abend! Vorsicht, wir sind acht Radfahrer!“ Un as dei leßde vörbifeuerde — dat was woll dei Benjamin — lachede dei mi freidig tau, nickde mit den Kopp un sä: „Danke schön!“

'nen paor Schmätevägs vör mi güng Hellen Oma. Ick hörde dat Pingeln. Oma verschrök sick, keek sich ümme un blef up'n Fautpatt staohnen. Dei Radfaohrsers bögdén up dei Straoten, greuteden dei Oma un juckelden dann hendaol.

Wieldeß har Oma mi uck seinen; sei verhalde sich 'nen Ogensschlag. Ick tret an, und baolde har ick är inhaolt.

„Gauen Dag, Oma, uck unnerwägs?“

„Jao, Kleimens! Ick bün äben nao use Liesbeth wäsen. Dat was so schön van Naomdag. Nu wull ick wedder nao Hus; man lop nich so drocke, ick wer al wat öller, un dat geht al wat langsaomer mit mi.“

Ick dö ehr gern den Gefallen. Wi schnackden van dit un van dat, van't Wår un van dei Frucht, van dei Aorbeit un van Liesbeths Kinner. Up einmaol blef Oma staohen: „Segg eis, Kleimens, wat wassen dat vörher für Saldaoten, dei us dor vörbilfeuerden?“

Oma möß wat upfallen wäsen; dat mök mi neischierig. „Wo mens du dat, Oma?“

„Och, dei wörn so nett un so fröndlick; un ale säen, as sei kägen mi wassen: Guten Abend, Oma! dat heff mi richtig freiet.“

„Dat wörn kien Saldaoten, Oma, dat sünd Pfadfinders. So neumt sei sick. Dei hebbt äre besünnere Tracht. Sei kaomt so alle Wäken tausame, meistens naomdags, singt vernünftige Leeder, spält Halma un so wat, maocket uck Musik, aower nich so Schröwelmusik, läst uck gaue Beuker vör, maoked Spälsaoken un Krippkes, dei sei tau Wienachten verschenket, un bi gaut Wer werd uck nao buten wandert, tau Faute of mit'n Rad. Sei sünd nett un fröndlick kägen alle Lüe, ampat kägen öllere, helpt, wor sei käönt, un driwt sick aobends nich up dei Straoten herümme. Un wenn dor eis eine bi is, dei in sien Benämen ut dei Riege scheren will, dann settet üm dei ännern al taurechte.“

„Wat du mi dor, Kleimens, van dei Jungs — wat säst du noch: dei Pattfinders — vertellt heß, dat freiet mi, un dei Pattfinders van äben, dei vergät ick nich, un wenn use Liesbeth äre drei Jungens so wiet sünd, maögt sei gern dorbi mitmaoken.“

So sünd wi noch'n Endwägs hendaolpötket. As Oma aöwer dei Straoten wull, kaöm ein Auto vant Döörp herunner. Wi löten't vörbi; dat har't nich drocke. Dann wassen wi boll in'n Huse. „Gaut Nacht, Kleimens, dat was'n schönen Sönnagnaomdag!“

Cl. Tombrägel, Brägel

Bitte

**des Marketenders Jürgen Schülter an den
Freiherrn von Landsberg, Gouverneur der
Festung Vechte, um Erstattung des
abgepreßten Zolles**

Februar 1713

Hochwollgebohrener Freyherr
Gnädiger Herr General Major

Ewer Hochwollgebohren Excellence muß
ich Ents Unterschriebener hiesigen Garnisons
Marquetenter hierdurch untertänig = Kla-

gent vorbringen, wie das der Goldenstättischer¹⁾ Ober Voigt und Zoll Einnehmer Unkrauth sich wieder alle Billigkeit und alte gewohnheit unterstehet, von den für hiesige Garnison eingekauften Lebens-mitteln, als Bohnen, Erbsen, Salz auch anderen dergleichen Notwendigkeiten, feisten Borsten-Schweinen und sonst einen Zollen zu Erpreßen, da doch ein solches Niemahlen hiesigen Ohrts oder sonst im ganzen Lande Beym Millitairen präuchlich gewesen, da von auch vor Ungfehr Vierzehn Tagen meine Fraun in Ermangelung des Zoll-geldes Ihren Rock Nolens volens außziehen und in unterpfandt setzen mußte.

Wan nun, Gnädiger Herr General-Major, wir ohne dem die Waaren außerhalb Landes hochgenug Verzollen und mit Großer Mühe und unkösten die nötigen Victualien für hiesigen Garnison anschaffen müßen, auch nebst dehme unseren Capitain und hiesigen Guarnison-Commandanten monatlich eine Discretion praestiren müßen, daß als solche ohngewöhnliche Zoll-unkösten uns beschwerlich fallen, die Marquetentereyen lange zu Unterhalten.

Als ist ahn Ewer hochwollgebohren Excellence als hiesiger Unseren Gouverneur mein Unterthäniges flehentliches Bitten, dieselbe Gnädig geruhen wöllen, dahin Gnädig zu verordnen, daß wir Marquetenter des Zolles innerhalb Landes wie allezeit präulich gewesen, hinterkünftig mögen befreyet seyn und das mein son Von Voigten unkraut abgepreßter Zollgeldt und meiner Frauwen Versetzter Rock hinwieder möge restituirt werden in Gnaden. Zu Befehlen, welche Jrho Gnade Zeitlebens erkenne und in abwartung Gnädigst Gewieriger resolution verharre.

Eure hochwohlgebohre Excellence
Unterthänig — gehorsamster Knecht

Jürgen Schülter, Marquetenter
Von der Vacant Menterich²⁾ Compagnie

Mitgeteilt aus den im Oldenburgischen
Staatsarchiv befindlichen Akten betr. Festung
Vechta von

Dr. Vormoor

¹⁾ Goldenstedt lag hart in der Grenze zwischen dem Niederstift Münster und lüneburgisch-hannoverschen Gebiet.

²⁾ Menter, Führer der Kompanie, war abwesend



Vom Oldenburger Militär

Herzog Peter Friedrich Ludwig, der den oldenburgischen Staat geschaffen und geformt hat, war auch der Begründer der oldenburgischen Wehrmacht.

Nach seiner Rückkehr aus dem russischen Exil ordnete der Herzog im Dezember 1813 die allgemeine Landesbewaffnung an. Nach Vereinbarung der deutschen Fürsten mußte Oldenburg $\frac{1}{2}$ ‰ seiner Bevölkerung zu den Fahnen einberufen. Das entsprach einer Kopfzahl von 1600 Mann. Diese bildeten das „Oldenburgische Infanteriekorps“, das ab August 1814 als Regiment bezeichnet wurde. Es war in zwei Bataillonen gegliedert. Regimentskommandeur wurde Oberst Wardenburg, „de grote Oberst“. Nach der Kriegsverfassung des Deutschen Bundes war für den sparsamen Herzog die Aufstellung einer Artillerieformation und einer Reiterei auf die Dauer nicht zu umgehen. Gemäß den Beschlüssen des Bundes sollte die oldenburgische Streitmacht 1710 Mann Infanterie einschließlich Jäger und Pioniere, 311 Mann Kavallerie und 157 Mann Artillerie umfassen. Die Aufstellung der Kavallerie unterblieb aber zunächst, die Kosten dafür glaubte der Herzog nicht verantworten zu können; dafür wurde die Infanterie vermehrt.

Die oldenburgischen Truppen wurden dem 10. Bundesarmee-korps zugeteilt. Durch eine besondere Konvention zwischen Oldenburg und den drei Hansestädten wurde die oldenburgisch-hanseatische Brigade innerhalb der 2. Division des 10. Bundesarmee-korps im Jahre 1834 aufgestellt. Brigadekommandeur wurde der inzwischen zum Generalmajor beförderte Oberst Warden-

burg. Innerhalb dieser Brigade stellte Oldenburg 2650 Infanteristen, gegliedert in zwei Regimenter, 157 Artilleristen für zwei Batterien und 22 Pioniere = 1 Proz. der Bevölkerung.

Die Reichsverfassung des Jahres 1848 verlangte eine Verdoppelung der Truppenzahl. Oldenburg sollte stellen:

Infanterie 3796 Mann
1 leichtes Bataillon Infanterie 600 Mann
1 Reiterregiment 800 Mann
Artillerie 404 Mann

Nach Auflösung der Reichsverfassung von 1848 wurden 1851 die Truppen wieder vermindert. Der Norddeutsche Bund legte die Friedensstärke des Heeres auf 1 ‰ der Bevölkerung fest. Durch die Militärkonvention von 1867 entstieg der Großherzog des Oberbefehls über die oldenburgischen Truppen, die in das preußische Heer eingegliedert wurden. Die oldenburgische Infanterie ging als „Oldenburgisches Infanterieregiment Nr. 91“, das Reiterregiment als „Oldenburgisches Dragonerregiment Nr. 19“ im preußischen Heere auf. Die beiden Batterien wurden als „oldenburgische“ Batterie zunächst in das 10. Feld-Art.-Rgt., später in das ostfriesische Feld-Art.-Regt. Nr. 62 überführt. Dies dauerte bis zum Zusammenbruch 1918.

In Ehrfurcht und Dankbarkeit sei derer gedacht, die als Soldaten der alten oldenburgischen Regimenter ihr Leben und ihre Gesundheit für ihre Heimat in den Kriegen 1866, 1870/71, 1914/18 dahingegeben haben.

Kurt Hartong

Das Oldenburger Ehrenmal in Hochhausen

Eine Erinnerung an den preußisch-österreichischen Krieg von 1866

Wie Perlen aufgereiht liegen an dem von der Tauber begleiteten nördlichen Ausläufer der „Romantischen Straße“ jene Orte, die jahraus und jahrein vielen Besuchern ein Erlebnis mittelalterlicher Romantik vermitteln. Auf dem Wege von Rothenburg o. d. Tauber über Bad Mergentheim, Tauberbischofsheim nach Wertheim, dem Orte an der Mündung der Tauber in den Main, folgt bald nach Tauberbischofsheim das kleine Werbach. Am südlichen Ortsausgang zeigt

ein Wegweiser in Richtung Hochhausen. Werbach am rechten Ufer der Tauber und Hochhausen am jenseitigen Ufer sind jene Orte, nach denen in der Stadt Oldenburg in Erinnerungen an Ereignisse während des preußisch-österreichischen Krieges von 1866 zwei Straßen benannt wurden. Auch die Würzburger Straße in Oldenburg steht in Zusammenhang mit diesen Ereignissen.

Eine unerwartet rasche Entwicklung hatte damals die politischen Verhältnisse in



Deutschland einer Krise entgegengeführt, durch welche die Grundlagen der nationalen Einheit tief erschüttert wurden. Die Ursachen lagen letzten Endes in dem Dualismus der Großmächte Preußen und Österreich, den Anlaß gaben die aus der schleswig-holsteinischen Frage entstandenen Verwicklungen, ausgelöst wurde der Krieg zwischen den beiden Großmächten durch einen gegen Preußen gerichteten Beschluß der Bundesversammlung vom 14. Juli 1866. Nachdem der Krieg ausgebrochen und unter Beteiligung anderer deutscher Staaten auf der Seite Österreichs ein deutscher Bürgerkrieg entbrannt war, kam eine gemeinsame Neutralität Oldenburgs mit anderen nordwestdeutschen Nachbarstaaten nicht mehr in Frage, besonders dann nicht mehr, als Hannover sich Österreich zugewandt hatte. Oldenburg hielt es für seine Pflicht, sich in dem Kampf gegen die norddeutsche Großmacht auf die Seite Preußens zu stellen und auf das preußische Bündnisangebot einzugehen. Es bestand in Oldenburg auch kein Zweifel über die Folgen, die eine etwaige Ablehnung des Anschlusses an Preußen nach sich gezogen hätte.

Oldenburg mobilisierte seine Truppen und stellte sie unter den Befehl des Königs von Preußen. Am 16. und 17. Juli rückte das Kontingent in Stärke von etwa 3700 Mann zur Mainarmee ab. Im Verbande der 13. Division (von Goeben) bekam es bald Gelegenheit zur Bewährung. Als badische und württembergische Truppen im Raume von Frankfurt zu den bayrischen Truppen bei Würzburg stoßen wollten, kam es am 24. Juli 1866 an der Tauber zu Gefechten zwischen Oldenburgern und Badenern. Bei ihrem erfolgreichen Angriff auf die von den Badenern besetzten Orte Hochhausen und Werbach verlor die Oldenburger Infanterie elf Mann, verwundet wurden 42 Soldaten.

Auf dem kleinen abseits des Dorfes Hochhausen gelegenen Friedhof fanden die gefallenen Oldenburger ihre letzte Ruhestätte. Auf dem Grab wurde ein Denkstein errichtet, dessen verwitterte Inschrift lautet:

Dem Andenken der im Gefecht bei Werbach und Hochhausen am 24. Juli 1866 gefallenen treuen Krieger des Oldenburgischen Infanterieregiments.

Hier ruhen in Gott

Oberleutnant G. R. Th. J. Ahlhorn, geb. zu Varel

Portepeefähnrich W. R. H. Steche, geb. zu Oldenburg

D. A. Bolte aus Süderschwei



Das Oldenburger Ehrenmal in Hochhausen

Zeichnung O. Harms

G. F. Karnbeck aus Lönigen
J. A. Klünnemann aus Hausstette
H. A. G. Kuck aus Hohelucht
Th. H. Künst aus Heubült
J. Kruse aus Jeddelloh
J. J. Moormann aus Deindrup
J. Roggemann aus Westerscheps
H. G. Wessels aus Hudermoor

Die über 60 Quadratmeter einnehmende rechteckige Grabstätte ist von Sandsteinpfeilern eingefaßt. Eiserne Gliederketten verbinden diese Pfeiler zu einer Einfriedigung. Zu beiden Seiten des etwa drei Meter hohen Denksteins in der Mitte der Anlage, die von Stechpalmen und Efeu überzogen ist, ragen zwei ebennmäßig gewachsene Blautannen empor. Neben diesem Denkstein steht ein kleiner Stein, der dem Oberleutnant Ahlhorn von seinen Regimentskameraden gewidmet wurde. Ahlhorn wurde am 5. März 1831 in Varel geboren und trat 1849 in das Regiment ein.

1853 war er Leutnant beim 5. (leichten) Bataillon in Birkenfeld, bald darauf Battailons-Adjutant und 1861 Oberleutnant.

Auf dem jenseitigen Ufer der Tauber, am nördlichen Ortsausgang von Werbach, ehrt ein weit größeres Denkmal aus rotem Sandstein die in dem Gefecht gefallenen neunzehn Badener.

Der Schauplatz der kriegerischen Ereignisse verlagerte sich am 27. Juli 1866 nach Würzburg. Hier nahm die oldenburgische Artillerie an der Beschießung der Festung Marienberg teil. Der daran folgende Waffenstillstand machte dem Kampf ein Ende.

Während bis zum Schluß des ersten Weltkrieges die Unterhaltung des Oldenburger

Ehrenmals durch den Großherzog veranlaßt wurde, erteilte das Oldenburgische Staatsministerium auf Grund einer Eingabe des Oldenburger Landeskriegerverbandes 1922 zunächst den Auftrag zu einer gründlichen Instandsetzung der ganzen Anlage. Bald darauf wurde die weitere Unterhaltung dem Schmiedemeister Andreas Wohlfahrt in Hochhausen gegen eine jährliche Vergütung übertragen. Heute sorgt die Tochter des 1944 verstorbenen Andreas Wohlfahrt für die Pflege des Ehrenmals, das den gefallenen Oldenburgern gewidmet ist, das aber auch den militärischen Beitrag Oldenburgs auf dem Wege zur Reichsgründung dokumentiert.

Otto Harms

Schouster Jan backt Pannkouken

*Katrin köfde för drei Daoler
Sick Tapeiten bi den Maoler,
Losen Kliester uck dortou.
Tapezieren wull dei Frou.*

*Aober gägen ehren Plaon
Müß sei up dei Reise gaohn.
Dat Tapzeiern van den Staoben
Wörd üm einen Dag verschaoben.*

*Katrin mök sick up dei Beine,
Un ehr Mann, dei bleef alleine.
As dei Middag nich mehr wied,
Kreeg dei Schouster Appetit.*

*Un hei söchde Speck un Solt,
Eier fünd hei un uck Smolt,
Backde dann mit beste Mähl
Pannekouken, kroß un gäl. —*

*Gägen Aobend köm dei Frou
Un sei röp den Jan glieks tou:
„Hes du di dann uck wat kaakt?“
„Pannekouken hei ick maakt.“ —*

*„Un dorin uck Eier slaon?“
„Veier Stück, dat hef ick daon.“ —
„Veier Stück“, sä Katrin klack,
„Dat geef wiß en feinen Smack.“*

*„Jao, dat güng, doch kun dat bäter“,
Sä dei Pannekoukenäter,
„Ick weit nich, woran dat lägen,
Du hes doch mehr Smack dran krägen.“ —*

*Katrin füng int Schapp ant kraomen:
„Wat för Mähl hes du woll naohmen?“
„Ut dei brunen Tuten. — Kiek!“ —
Katrin lachde förchterlick.*

*„Jan“, sä sei, „du bis en Klouken,
Backs Tapeitenkliesterkouken.“ —
„Katrin, hör doch up tou schellen!
Ich will di wat Neis vertellen:*

*Ick tapzeirde all twei Wände
För mien Katrin un ick mende:
Arbeit, dei ick dö vandaoge,
Mök di morgen kiene Plaoge.“ —*

*Katrin aohnde wat un frög,
Worher hei den Kliester kreeg.
„Ut dei witten Tuten dor,
Kliester geef dat wunnerbor.“ —*

*Wedder lachde sei üm ut,
Lachde lange, lachde lut,
Hült dei witten Tuten dann
Vör dei Näsen van den Jan.*

*„Rük eis in dei Tuten!“ sä se,
Jan probeerde mit dei Nöse,
Keek dann öwer siene Brille,
Sä dann: „Rük ja nao Vanille.“*

*„Jan“ sä sei, „du wörs verbiestert
Hes mit Puddingspulver kliestert.“ —*

Hubert Burwinkel



Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers

(Fortsetzung)

Das Zeugnis, das ich Herbst 1908 mit nach Hause gebracht hatte, war nicht das beste, es war vielmehr das allerschlechteste, das ich je gehabt habe. Die Gründe lagen in dem seelischen Erleben, das ich in einer früheren Fortsetzung angedeutet habe, das offenbar sehr tief wirkte und mich Schule und alles vergessen ließ. Ich hatte meiner guten Mutter — Mütter sind ja oftmals Blitzableiter — das Zeugnis mit Herzklopfen abgeliefert, aber sie hatte es nicht an meinen Vater weitergegeben, der als vielbeschäftigter Arzt wohl nicht dazu gekommen war, sich genau nach den Prädikaten zu erkundigen.

Weil ich doch schon Obersekundaner war, Schüler der Oberstufe, nahm er mich denn mit auf den Kartellabend des Philisterzirkels „Torf“. Es war sonst niemand da, der den bemoosten Häuptern ihre Kommerslieder begleitete, wenn sie in den akademischen Ferien sich mit den jungen Studenten bei „Busse rechts“, im Klubzimmer des Hotels „Deutsches Haus“, trafen. Anfangs saß ich natürlich sehr bescheiden mit dem Rücken zum Tisch am Klavier und bekam hin und wieder ein kleines Glas Bier. Aber diese strenge Regel wurde bald gelockert, als einer der jüngeren Alten Herren oder die Studenten, mit denen ich schon im CPFK gewirkt hatte, sich meiner annahm. So wuchs ich nach und nach in die Tafelrunde hinein.

Einmal durfte ich sogar miterleben, wie mein Vater, der sehr gewissenhaft, fast streng in seiner Lebensauffassung und Lebenshaltung war, aber ein sehr fröhliches Gemüt hatte, den sog. „Cloppenburg-Salamander“ rieb, bei dem die Biergläser auf dem Fußboden aufgeschlagen wurden, was nachts in dem sonst ruhigen Hotel einen ziemlichen Lärm verursachte. Plötzlich kam der alte Busse die Treppe hinunter gestürzt. Er hatte in der Eile vergessen, seine schützende rotbraune Perücke aufzusetzen, und zeigte einen wie eine Billardkugel glänzenden Kopf mit zorn- und schreckgeweiteten Augen. Hinter ihm flatterten die nicht aufgehakten Hosenträger, Rock und Weste hatte er nicht angezogen. „Chäiorch, Chäiorch“, rief er seinen Sohn an, der „erschöpft“ gegen den Ständer einer Nische lehnte. Das hätte er nicht tun sollen, denn Georg sank mitsamt Ständer und Nische

sanft rückwärts zu Boden. Darauf rief er meinem Vater an: „Här Dokter, Här Dokter, die Gäste im Hotel beschwären sich...“, ich hörte das nur von weitem, denn ich hatte mich mit taktvollem Instinkt davongeschlichen, aber ich war empört: Wie konnte jemand so respektlos mit meinem Vater sprechen!

Ich glaube, es war auch in diesen Ferien, als meine Mutter einmal sehr erzürnt war. Aber es galt nicht mir, sondern meinem jüngsten Bruder. Bei 9 Kindern ist ja immer etwas los. Koopmanns Zettken (heute Barlage an der Mühlenstraße) hatte meiner Mutter voller Empörung etwa zwei Dutzend Eier zugeschickt, die solle sie sich doch mal ansehen. Da kam die Bescherung heraus: Franz, er war vielleicht 8 Jahre alt, hatte an einem Sonntagmorgen in dem leeren Kaninchenstall meines Bruders Josef ein Gelege Hühnereier gefunden, die wahrscheinlich eine von Nuttmanns Hennen dorthin gelegt hatte, um sie auszubrüten. Mein kluges Bruderlein nahm die Eier und überredete unsern Kleinknecht, sie zum Kaufmann, zu Koopmanns Zettken zu tragen, um sie, angeblich im Auftrage meiner Mutter, zu verkaufen. Er nahm die Gelegenheit wahr, als die Eltern in der Kirche waren. Sämtliche Eier waren faul. Er mußte das Geld, soweit es noch vorhanden war, am nächsten Tage wieder zurückbringen. Einen Teil hatte er allerdings schon beim Friseur angelegt, um sich mit viel Pomade einen Scheitel ziehen zu lassen.

Für mich gab es am Schluß der Ferien noch einen schweren Augenblick zu überstehen. Das Zeugnis mußte von meinem Vater unterschrieben werden. „Ich hätte dir nicht so viel Freiheit gewährt“, sagte er beim Abschied zu mir, „wenn ich gewußt hätte, daß es so schlecht war.“ Ich gelobte Besserung und Fleiß mit aller Aufrichtigkeit und habe mein Versprechen auch gehalten. Jedoch glaubten meine Eltern nach dem vernichtenden Urteil, das mein Klassenlehrer als Bemerkung auf das Zeugnis geschrieben hatte, sie müßten sich mit den Lehrern in Verbindung setzen und persönliche Erkundigungen einziehen. An einem schönen Herbsttage kam meine Mutter. Ihr erster Gang führte sie zu Herrn Professor Struck.

Ostern 1908 war er mein Klassenlehrer in der Obersekunda geworden, nachdem er



die Abiturientia 1908, zu der unter anderen auch Josef Siemer, der oben erwähnte Schopen Louis aus Cloppenburg und Richard Schute aus Lindern gehörten, abgegeben hatte. „Gott schuf ihn im Zorn zum Lehrer“. Von dem goldenen Herzen, das er tatsächlich besaß — der Junggeselle war der „Vater des Waisenhauses“ in Vechta — wußten wir nichts. Wir wußten nur, daß er hohe Anforderungen stellte, erbarmungslos „Fünfen“ schrieb, aus Liebhaberei Wecker reparierte und Motorräder bastelte. Die halbe Untersekunda war aus Angst vor ihm auf andere Gymnasien abgewandert, und nun war er unser Lehrer in den Pflichtfächern Latein, Griechisch, Französisch und Englisch.

Als meine Mutter in das Zimmer trat, das er bei Lameyer am Bremer Tor bewohnte, glaubte sie zunächst sich verlaufen zu haben. In einer Ecke türmte sich technisches Gerümpel, Räder, Schrauben, Fahrradteile, Bohrer, Schraubenzieher, Olkanen, Luftpumpen, Weckerleichen und eine Anzahl laut tickender heiler Wecker. Aus einer andern Ecke kam ihr ein schäbig und etwas schmierig angezogener kleiner, dicker, unrasierter Mann mit furchtbar schielenden Augen, struppigem Kurzhaar und feucht hängendem Schnurrbart, mit einer „Fliege“ unter der wulstigen Unterlippe entgegen, der sie aufforderte, an einem Tisch Platz zu nehmen, auf dem eine Kaffeekanne mit Zubehör und eine halbgeleerte Kaffeetasse zwischen Büchern, Heften, Schreibgerät, feinmechanischen Geräten und Zirkelkasten standen. Sie erzählte mir, er sei ihr erst etwas komisch vorgekommen, sei aber ein netter Mann mit Verständnis. Aber er sei böse auf mich, weil ich so faul gewesen sei, und meinte, ich sei viel zu jung für die Klasse. Das rührte sehr an meinen Ehrgeiz und weckte einen gesunden knabenhaften Trotz.

Hin und wieder liebte Struck einen guten Tropfen, auch wohl einen reichlichen Tropfen. So waren wir an einem Sommermorgen ohne Lehrer in der Klasse, als am Tage vorher das Fest des KKV stattgefunden hatte. Der Herr Professor mußte vom Pedell geholt werden. Gegen Schluß der Stunde erschien er in reichlich zerzaustem Zustand, stieg mühsam auf das Katheder, zog ein Notizbuch aus der Tasche und rief auf zum Übersetzen aus dem Homer: „Siemer!“ Den gab es bei uns nicht, aber einer stand auf und stammelte einige sinnlose Worte. „Jao, Siemer, Sie haben wieder einmal nicht

präpariert“, dabei winkte er mit steifem Arm und gekrümmtem Finger und rief den nächsten: „Schopen“, darauf „Schute“ — die Leistungen waren nicht besser. Wir hatten ein diebisches Vergnügen. Er hatte das Notizbuch mit den Namen der vorjährigen Abiturientia erwischt, denen er zu unserer hellen Freude heftige „Fünfen“ ankreidete. Den Schlips hatte er auch nicht sorgfältig am Kragenknopf aufgehakt, im Verlaufe des Morgens, wir hatten mehrere Stunden Unterricht bei ihm, ruschte er ab und ward nicht mehr gesehen. Wir meinten, er müßte heiraten, aber wie? In einer Abiturienten-Bierzeitung stand mal ein Gedicht über ihn:

Du bist wie eine Blume
Von wunderbar seltener Art,
Ich sehe dich an und weine
Um deinen Fliegenbart.
Mir ist, als ob ich die Schere
Daran gleich legen müßt',
Denn Armster, es gibt kein Mädchen,
Das eine Fliege küßt.

Einst schrieb er uns einen griechischen Hexameter an die Tafel, von dem er sagte, er stamme von Homer. Wir glaubten aber, er habe ihn selber gemacht:

Es gibt nichts Schändlicheres und Hündischeres als ein Weib. Es könnte auch heißen: Es gibt nicht Verschämtes und (hündisch) Treueres als ein Weib. Wie er es meinte, wußten wir nicht, denn er schielte mit den Augen und mit den Gedanken.

Ich habe ihn viele Jahre später einmal besucht. Damals wohnte er in einem Hause, das er sich erbaut hatte, und eine Haushälterin sorgte für sein leibliches Wohl. Ich hatte von ihm den Eindruck eines gelehrten Mannes wie früher auch, aber auch eines guten Menschen und gastlichen Hausherrn. Ein bißchen verschroben war er, wie die alten Wecker, die immer noch in der Ecke tickten.

Struck hatte großen, allzu großen Abstand von seinen Schülern, er kam ihnen innerlich nicht nahe. War es seine Ungeschicklichkeit oder war er durch eine harte Jugend schroff geworden?

Einst beklagte er sich bei uns in der Oberprima darüber, daß wir einige Lehrer nicht begrüßt hätten. Da ich mich angesprochen fühlte, antwortete ich, wir hätten das Gefühl, daß diese Lehrer nicht begrüßt sein wollten, da sie den Gruß nicht erwiderten. „Jao, meinen Sie denn, wenn beim Militär ein Rekrut von einem Unteroffizier nicht wiedergegrüßt wird, daß der Rekrut dann nicht mehr zu grüßen braucht?“



Obere Reihe von links nach rechts:

A. Meyer (OFM), F. Wernken, J. Schürmann †, F. v. Hammel †, Th. Abeln †, W. Mähler, A. Hillen, W. Schute †, B. Brand, F. Morthorst, H. Thamann, A. Kröger, A. Weltmann †, F. Meyer †, H. Bitter.

Mittlere Reihe von links nach rechts:

B. Schütte †, J. Wulf, F. Berens †, C. Meistermann, F. Kuhlmann †, G. Wilgen, A. Remmers, C. Ruholl †, A. v. Hammel †, J. Blömer †, J. Diekgers †, G. Bitter, W. Burke †, F. gr. Wietfeld †, A. Dammann, H. Stegemann †, O. Wienken, W. Schmidt †, J. Tameling †.

Vordere Reihe von links nach rechts:

P. Klostermann †, A. Kohnen, A. Gudemann, G. Hönnecken, E. Horstmann †, H. Rolle †, O. Brinkmann †, Präses G. Tepe †, H. Lampe, A. Fortmann, A. Clodius, B. Käter †, W. Brinkmann, J. Hermes.

Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler war damals überhaupt anders als es heute ist. Ich kann mir kaum vorstellen, daß wir außerhalb der Schule mit einem Lehrer gesprochen hätten, nicht einmal auf dem Schulhof. Nie stand jemand vor der Konferenzzimmertür, um auf einen Lehrer zu warten. Die Oberlehrer und Professoren waren für die Schüler Personen, die Respekt heischten, aber einer anderen Sphäre angehörten. Der Lauf der Zeiten, der durch Krieg und Not gekennzeichnet ist, hat auch sie einander menschlich näher gerückt.

Eine Ausnahme bildete unser Direktor, der in der Unterprima mein Griechischlehrer wurde. Auch er heischte Respekt, hatte ein grimmiges Gesicht, doch lachten wir gern bei ihm und über ihn, denn er hatte etwas unbezwinglich Komisches in seinem Wesen. Er gab einen fesselnden Unterricht, und seine Platostunden sind mir unvergeßlich geblieben. Er wußte sie geistig auszuschöpfen und auch bildhaft zu gestalten, wenn er etwa den Sokrates schauspielerisch darstellte. Oder im „Homer“, wenn er uns mit großer Anschaulichkeit und gewaltiger

Stimmkraft vormachte, wie der in der Schlacht um Troja vom Speer getroffene Ares „wie 10 000 Stiere“ brüllte. „Stellen Sie sich vor, meine Herren, wie 10 000 Stiere!“ Ein schauerliches Gebrüll ertönte, und die „Herren“ platzten vor Lachen. Unvergeßlich auch der Schauspielunterricht an einem Nachmittag, als die Rhetorika „Conradin, der letzte Hohenstaufe“ aufführte und er uns den elenden Verräter Frangipani vormimte mit rollenden Augen und Schurkenmiene geduckt, die Finger verkrallt, hinter dem Katheder hervorschlich. Aber er brachte es mit allen mimischen Künsten doch nicht fertig, aus meinem gutmütigen Kameraden Heinrich Born einen Bühnenschuft zu machen. Kotthoff hatte ein weiches Herz, es geschah auch wohl mal, daß er vor Rührung weinte, so damals, als er seinem Sohn Heinz vor der gesamten Schule die Lebensrettungsmedaille überreichen konnte. Aber seine Vorbilder, die homerischen Helden, schämten sich ja auch nicht, ihre Gefühle zu zeigen.

Noch einen gab es, den wir Schüler sehr liebten, den guten Poltergeist Oberlehrer Kreutzmann. Ich hatte zunächst als Ober-

tertianer geradezu Angst vor ihm, er konnte gewaltig schimpfen, vielleicht machte es ihm auch Spaß, den „Busemann“ zu spielen. Aber er hatte ein gutes, goldenes Herz. Am Tage unserer Abiturienprüfung, am 17. Februar 1911, ist er in jungen Jahren nach einer Blinddarmoperation gestorben, aufrichtig von all seinen Schülern betrauert.

Nach den Berichten alter Schüler herrschten vor der Jahrhundertwende am Gymnasium Antonium patriarchalische Zustände. Mein Vater erzählte, daß beim alten Direktor Wennemer ein Ziegenlamm mit in die Klasse gebracht und im Torfkasten eingesperrt wurde, wo es während des Unterrichts kläglich meckerte. „Bringt doch das Tierchen wieder zur Mutter, ihr erschreckt es ja“, sprach er nur mit leisem Tadel.

Der alte Professor Lübke pflegte, so erzählte mir Med.-Rat Dr. Heinrich Lübbers aus Lönningen, gern mit den Oberprimanern einen Dämmerschoppen zu machen. Sie faßten ihn dann unter dem Arm, um ihn zu stützen, das Gehen fiel ihm schwer, da er eine Prothese trug. Es kam aber auch wohl vor, daß die Frau Gemahlin ein Veto einlegte. Wenn die Jungen vor dem Hause standen und der verabredete Pfiff ertönte, dann öffnete sich das Fenster, und er rief hinaus: „Ik kann nich kaomen, säi heff mi't Bän wegnaohmen.“

In seinem Beitrag zum Heimatkalender von 1954 „Ein Knaoltjer kommt aufs Gymnasium“ zeichnet P. Laurentius Siemer ein lebhaftes Bild von der Penne zwischen 1900 und 1910. Er läßt liebe, alte vertraute Gestalten aufmarschieren. Wollte man auch so von ihnen erzählen, bestünde die Gefahr der Wiederholung.

Der Stolz der Schule war zeitweilig Heinz Schewe, ein Junge von außerordentlichen Geistesgaben, ein Literaturkundiger, kritisch und schöpferisch begabt, lieferte als Primaner schon Beiträge für angesehene literarische Zeitschriften, z. B. für das „Hochland“, und war ein Dichter von Gottes Gnaden. — An einem der Festtage im Jahre, zu Großherzogs oder Kaisers Geburtstag, mußte der beste Schüler die Festrede halten. Im Jahre 1909 fiel diese Aufgabe Schewe zu. Er sprach, wie hätte es anders sein können, über ein damals sehr aktuelles literarisches Thema: Der Einfluß des französischen Naturalismus auf die deutsche Literatur. Es war eine Glanzleistung, aber Heinz wanderte in den Karzer. Was hatte er verbrochen? Vom Feuer des Geists hingerissen, hatte er ausgerufen: „Und

da gibt es so Neunmalkluge, die wollen der Jugend das Dichten verbieten!“ Zwischen den Zähnen gesprochen, dazu eine charakteristische Handbewegung, als wenn sich einer den Bart streicht, und hinzugefügt: „O Mann!“ Das war ja Professor Rieland, wie er lebte und lebte. Stürmischer Beifall der Schüler, saures, vielleicht heimlich vergnügtes Lächeln der Lehrer! Mir ist diese Begebenheit so gut im Gedächtnis geblieben, weil ich mit Schewe zusammen brummen mußte, nicht aus so geistvollem Grunde, aber wir haben viel Freude zusammen gehabt. Eines Tages mußte der Rebell Vechta verlassen, er bestand die Reifeprüfung mit Glanz in Jever. Im ersten Weltkrieg ist er gefallen, denen, die ihn kannten, bleibt er unvergessen.

In den letzten Jahren unseres Schülerdaseins hatten wir unter den „Sünden der Väter“ zu leiden. Unsere Vorgänger bei Struck, Josef Siemer und seine Klasse, hatten es ein wenig arg getrieben. Er schreibt ja selber: Sofort nach dem Mittagessen ging es dienstags und donnerstags los in eine der den Primanern seit alters freigegebenen Wirtschaften. Zum Silentium um 5 Uhr mußten sie wieder zu Hause sein. „Diese Zeitspanne wurde gründlich ausgenutzt.“ Und wie! Jedenfalls war „Buddha“ fest entschlossen, hier einen Wandel zu schaffen. Er machte Reklame für alkoholfreie Getränke, was Anton Fortmann veranlaßte zu dichten:

„Trinket Milch und Limonade
Alles and're Zeug ist fade!“

Das wurde beim „edlen Gersensaft“ gesungen nach der Melodie des Liedes:

„Trinke nie ein Glas zu wenig,
Denn kein Kaiser oder König
Kann von diesem Staatsverbrechen
Deine Seele ledig sprechen.“

Er wäre dafür auch in den Karzer gewandert, aber man hat den Dichter nicht feststellen können. Jedoch wurden die Zügel jetzt fester angezogen. Wir durften als Primaner nur zwischen 8 und 10 Uhr abends Lokale in der Stadt besuchen, wo auch unsere Lehrer verkehrten. Und das entbehrte des alten Reizes.

Überhaupt, das Schulleben wurde mehr und mehr entzaubert, entromantisiert, entpoetisiert. Wir durften nichts mehr, was die andern durften! Ich war immer gern im „Kasten“, im Antoniuskonvikt gewesen. Es gab dort gute, aufrichtige Freunde und stets muntere Gesellschaft. Wir spielten Skat und Billard in der Freizeit, bildeten Arbeits-



gemeinschaften fürs Studium und hatten regen geistigen Gedankenaustausch, auch künstlerische Anregungen von Gleichgesinnten. Mein Gegenüber im Studiensaal war Franz Morthorst, und wir haben uns manchmal vergnügt zugeplinkert. Wir genossen so viel Freiheit, wie es in einer Gemeinschaft von 50 Jungen möglich ist. Es bestanden Hausregeln, die aber nicht zu streng befolgt wurden. Präses Tepe besaß ein feines Verständnis für Jungenhaftigkeit und zügelte uns mit lockerem Zügel und leichter Hand. „Oi, oi“, pflegte er zu sagen, „ich kenne meine Pappenheimer“; dabei kniff er sich mit der rechten Hand in den linken Oberarm und lächelte gütig verschmitzt. Als er aber Pastor wurde, bestimmte man Präses Krone zum Nachfolger, der mit dem berühmten neuen Besen alle Unart auskehren wollte, ein hoffnungsloses Unternehmen bei uns „alten Knochen“. Einige verließen das Konvikt oder wurden ausgewiesen. Auch ich wurde an einem Sonntagvormittag auf sein Zimmer bestellt, weil ich am Abend vorher meinen Vetter Fritz Bruns besucht hatte, der Garten an Garten mit dem Konvikt wohnte, bei dem immer eine Flasche Bier auf mich wartete. Mit einem Telegrammformular vor sich, auf dem er meinen Eltern meine fristlose Entlassung mitzuteilen drohte, verlangte er von mir das „Pater peccavi“. Wir schlossen ein Kompromiß. Aber die Engherzigkeit empörte mich. Ich rächte mich dadurch, daß ich mit einigen anderen wiederholts nachts aus dem Schlafsaal über das Dach der Kapelle ausbrach, um in den Morgenstunden in Vechta spazieren zu gehen. Dabei traf ich manchmal Hedden Rudolf, ein altes Vechtaer Original, ehemals Jurist, damals nur noch Kostgänger und Zeitgenosse. Er wußte interessante Geschichten zu erzählen und beklagte den Verfall der guten alten Zeit, wo es noch richtige Männer gab. Dabei rauchte er unentwegt seine lange Pfeife. Hatte er einen Kopf ausgeraucht, steckte er ihn, warm und saftig wie er war, in die rechte Rocktasche und zog aus der linken Rocktasche einen frisch gestopften hervor, ließ den Saft aus der Pfeife laufen, steckte den neuen Kopf ein und paffte weiter. Wovon er lebte, weiß ich nicht, er entstammte einer angesehenen und begüterten Familie. Diese harmlosen Eskapaden waren purer Protest gegen die „Freiheitsberaubung“.

Wenn man in seinen Jugengerinnerungen kramt, fallen einem so viele nette Dinge ein, sonnige Dummheiten und her-

zige Erlebnisse. — Josef Siemer und Richard Schute waren unzertrennliche Freunde. Natürlich hatten auch sie mal Krach, das wäre bei dem Temperament der beiden nicht anders möglich gewesen. Ich sehe noch Josef Siemer als Oberprimaner während der morgendlichen Studierstunde von 6 bis 7 Uhr, während der Präses in der Kapelle die Messe las, sich mit seinem Klassengenossen Bitter aus Lohne, „Leutnant“ genannt, voll Zorn am Boden wälzen. Mit Schute und Siemer, die beide etwa 5 Jahre älter als ich waren, verband mich eine seltsame Knabenfreundschaft. Sie mochten Gefallen finden an meiner kindlichen Art, bemutterten und bevatereten mich, ich empfand für die älteren Freunde eine zärtliche Bewunderung, die bis zu ihrem Tode geblieben ist. Richard war eines Abends „ausgebrochen“ und hatte mit einigen „Städtern“ gezecht. Zu Froitzheim, sehr beliebte Schülerkneipe, kam kein Lehrer. Um 1 Uhr zogen sie Arm in Arm durch die Straßen der schlafenden Stadt, machten vorm „Paterkasten“ halt, und sangen aus voller Kehle das Lied:

Der Zeus lebt herrlich in der Welt,
Er lebt von seinem Zöglingsgeld . . .
das dem Lied „Der Papst lebt herrlich in der Welt“ nachgedichtet war.

Zeus! Zeus! Der oberste der Götter, das war doch P. Pius, der Prior der Dominikaner in Vechta! Die Ehrfurcht, die er genoß, die heilige Scheu, die wir vor ihm hatten, ist durch den Beinamen „Zeus“ dokumentiert. Der Schluß des Liedes hatte auch noch einen „Stich ins Erotische“, wie Präses Tepe sich auszudrücken pflegte. —

Was kommen mußte, kam, der Blitzstrahl des Göttlichen traf den Sünder. Man hatte Richards klingenden Baß erkannt. Er aber verriet keinen, wanderte in den Karzer und erhielt das „Consilium abeundi“. Nach dem Willen der Götter konnte es für ihn nur noch Leid, keine Freude mehr geben. Daher durfte er an einer Schultheaterfahrt nach Oldenburg zur Aufführung des „König Lear“ als einziger nicht teilnehmen. Als die Liste zur Anmeldung bei den Klassen rundging, meldete sich Josef Siemer: „Ich möchte nicht mitfahren.“ „Jao, Siemers, warum wollen Sie denn nicht mit?“, fragte Struck. „Ich will nicht mit, weil mein Freund Schute nicht mit darf.“ — Im Sommer 1946 haben wir unsern Freund Dr. med. Richard Schute in Oldenburg zu Grabe geleitet und von unserer Jugend gesprochen. Inzwischen ist auch P. Laurentius abgerufen worden.

Hermann Bitter

Olympische Goldmedaille für Alwin Schockemöhle

Mit der „St.-Georg-Reise“ in Rom

„Möge es ihm in diesem Jahre gelingen, das deutsche Springchampionat zu erhalten und, was sein größter Wunsch ist, Teilnehmer an der Olympiade im Jahre 1960 in Rom zu werden.“ So heißt es im Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland für das Jahr 1958. Dieser Wunsch hatte seine Berechtigung in den großen Erfolgen, die Alwin Schockemöhle in den Jahren 1956 und 1957 in den Vielseitigkeits- bzw. in den Militaryprüfungen und besonders im Jahre 1957 in den Springprüfungen gehabt hatte.

Schon 1956, wo er noch zur Ausbildung beim Olympiade-Komitee für Reiterei in Warendorf war, hätte er es verdient gehabt, auf Grund seiner Leistungen in den Military-Prüfungen an der Olympiade in Stockholm teilzunehmen. Damals hieß es, er war erst 18 Jahre alt, er sei für eine Teilnahme an der Olympiade noch zu jung.

Als er dann im Jahre 1957 sich der Springreiterei verschrieben hatte, erzielte er solche Erfolge, daß er kurz vor Ende der

Reitersaison an der Spitze des deutschen Springsportes stand. Aber kurz vor Ende des Jahres trennte er sich vom Stall Freitag und ging auf den elterlichen Hof nach Mühlen zurück, wo er dann begann, eigene Pferde auszubilden.

Im Jahre 1958 blieben ihm daher erst größere Erfolge versagt. Aber 1959 hatte er seine Pferde soweit ausgebildet, daß er schon mehrmals in größeren Prüfungen wieder Sieger war und auch im Ausland startete. Ende des Jahres besaß er mehrere gute Pferde und ging damit wieder nach dem Stall Freitag zurück.

Der Springderbysieger „Bachus“ vom Jahre 1957 wurde von Freitag zurückgekauft. So ging Schockemöhle mit den besten Hoffnungen in das Olympia-Jahr 1960 und hatte so gute Pferde, um nur einige zu nennen, wie „Bachus“, „Ferdl“ und „Ramona“.

Bei den Hallenturnieren dieses Jahres zeigte es sich bald, daß er zu den ernsthaftesten Anwärtern der Olympiade zählte. Fast



Bild 1: Alwin Schockemöhle auf „Ferdl“ in der „Piazza di Siena“ in Rom

Photo Tiedemann

bei jedem Hallenturnier war er der erfolgreichste deutsche Springreiter.

Auch auf dem grünen Rasen setzte er seine Erfolgsserie bei den Springprüfungen fort. Immer wieder wurde in heimischen Reiterkreisen darüber diskutiert: Gelingt es Alwin Schockemöhle, als Teilnehmer mit nach Rom zur Olympiade zu kommen?

In Verhandlungen der beiden Olympia-Komitees der Bundesrepublik und der Sowjetzone war man übereingekommen, Qualifikationsprüfungen für die Teilnahme an den Olympischen Springen durchzuführen.

Für die Olympische Dressurprüfung und die Vielseitigkeitsprüfung der Reiter wurde durch die beiden Delegationen eine Einigung ohne Ausscheidungskämpfe erzielt. Für die Springreiterei wurden Winkler und Thiedemann ohne Ausscheidung ebenfalls fest nominiert.

Nur der dritte und vierte Reiter in dieser Sportart sollten durch Ausscheidungsspringen in Elmsborn und Halle ermittelt werden.

Nach diesen beiden Springen führte Alwin Schockemöhle mit 14¼ Fehlerpunkten vor dem Deutschen Meister Herm. Schridde mit 24¼ Fehlerpunkten. Aber die Absprachen der beiden Olympia-Komitees waren so mangelhaft formuliert, daß noch einmal eine Qualifikationsprüfung stattfinden mußte. So ging es dann ins letzte Springen nach Bochum, wo Alwin Schockemöhle ebenfalls als Sieger den Platz verließ.

Nunmehr war endlich die deutsche Reitermannschaft für Rom mit Thiedemann, Winkler, Schockemöhle und Nietzschmann aus Halle vollständig. Damit hatte Süddoldenburg seinen ersten Olympiateilnehmer.

Die Sportfreunde in der Heimat waren begeistert und verfolgten mit viel Interesse das Olympische Geschehen in Rom.

Uns aber hielt es nicht mehr in der Heimat. Wir mußten dabei sein, wenn Alwin Schockemöhle in Rom startete.

Die Olympischen Spiele waren schon in vollem Gange, als wir am 1. September 1960 mit der „St.-Georg-Reise“ von Dortmund über Luzern, St. Gotthard, Mailand durch den Apennin nach Rom fuhren. Mitten in der Nacht erreichten wir Rom. Alle waren gespannt auf die Begegnung mit dieser uralten Weltstadt, dem Zentrum der Christenheit.

Am ersten Tage unseres Aufenthaltes in Rom, an einem Sonntag, fanden keine sport-

lichen Veranstaltungen statt. Die „St.-Georg-Reisegesellschaft“ führte eine Stadtrundfahrt durch.

Von den einzelnen Hotels ging die Fahrt über die Via Tiburtina zum Bahnhof Termini, dem Hauptbahnhof von Rom, der erst vor einigen Jahren fertiggestellt wurde. Vorbei an der Universitätsstadt, verschiedenen alten Baudenkmalern ging es zur Piazza del Popolo. In der Nähe der Villa Borghese hatten wir Gelegenheit, die zum größten Teil erhaltene alte Stadtmauer von Rom in Augenschein zu nehmen. Von hier aus fuhren wir vorbei an dem Tiber, dem ganz aus weißem Marmor gebauten Justizgebäude, der alten Engelsburg — Zufluchtstätte der Päpste — zur Vatikanstadt und zum Petersdom.

Hier wurde haltgemacht. Im hellen Sonnenschein lag vor uns der weite Petersplatz und dahinter erhob sich mit wuchtiger Kuppel die Basilika St. Peter. Wir waren alle ergriffen von dem Gefühl, selbst einmal mit eigenen Augen einen Blick vom herrlich gestalteten Petersplatz zur Peterskirche tun zu können.

Als wir über die drei mal sieben Stufen der großen Freitreppe durch die Vorhalle in das Innere des Domes kamen, waren wir alle tief beeindruckt von der Schönheit und Erhabenheit dieses Gotteshauses.

Es ist unmöglich, im Rahmen dieses Aufsatzes alle Eindrücke zu schildern, die uns beim Besuch des Petersdoms, der Vatikanischen Museen, der Sixtinischen Kapelle, der Schatzkammer der Päpste und der Ruhestätten unter dem Petersdom vermittelt wurden.

Von einem der sieben Hügel Roms, dem Monte Mario, auf dem sich das Denkmal des Feldherrn Garibaldi, des Einigers Italiens, befindet, hatten wir einen wunderbaren Überblick über die Weltstadt. Vorbei am Kolosseum, dem Forum Romanum, mit dem Konstantin- und Hadriansbogen ging es hinauf zum Kapitol, dem jetzigen Rathaus von Rom. Noch kurz wurde die berühmte Prachtbasilika St. Maria Maggiore mit den unschätzbaren Kostbarkeiten besichtigt.

Es war schon fast Abend, als wir, überwältigt von den vielen Eindrücken, unsere Hotels in der Nähe des Bahnhofes Tiburtina wieder erreichten.

Andere Sehenswürdigkeiten, wie die berühmte Kathedrale St. Paulo vor den Mauern, die Engelsburg, das Nationaldenkmal, die Hafenstadt Ostia, Tivoli, die römischen Brunnen, wurden im Verlaufe der Romtage besichtigt.





Bild 2: Kurz vor Beginn der Siegerehrung im Olympia-Stadion; die siegreiche deutsche Mannschaft von rechts nach links: Alwin Schockemöhle, Hans-Günther Winkler, Fritz Thiedemann und daneben die Silbermedallien-Mannschaft der USA

Photo Tiedemann

Aber immer wieder zog es uns, wenn keine Sportveranstaltungen stattfanden, hin zur Vatikanstadt. Die Zeit unseres Romaufenthaltes war aber zu kurz, um all' die Sehenswürdigkeiten näher in Augenschein zu nehmen.

Einmal in Rom, wollten wir alle sowohl die alte schöne Stadt als auch die Olympischen Spiele sehen und miterleben.

Der Papst war während der Olympischen Spiele nicht in Rom, sondern in seiner Sommerresidenz, in Castell Gandolfo, in den Albaner Bergen. Hier am Albaner See konnte der Papst sogar die Olympischen Spiele in den Ruderwettkämpfen miterleben. Auch den Teilnehmern an der „St.-Georg-Reise“ war Gelegenheit gegeben zu einer Papstaudienz in Castel Gandolfo.

Wie herrlich der Sommersitz des Papstes gelegen ist, konnten die Reiseteilnehmer noch einmal erleben, als wir in einem frühen Morgen mit Omnibussen hinausfuhren zur großen Vielseitigkeitsprüfung der Reiter in Pratoni del Vivaro. Der Schauplatz für die Abhaltung der Militaryprüfung lag ebenfalls in den Albaner Bergen, unweit des Albaner Sees und in der Nähe von Castel Gandolfo.

Gerade diese Prüfung war für die deutschen Teilnehmer und für die Zuschauer aus der Bundesrepublik von besonderem Interesse. Die Sportfreunde aus den deutsch sprechenden Ländern waren so zahlreich vertreten, daß sich das Organisationskomitee veranlaßt sah, neben italienisch, englisch und französisch auch in deutscher Sprache anzusagen.

Montags begannen die Reiterwettkämpfe in der Piazza di Siena mit dem großen Dressurpreis, für den nur 18 Teilnehmer gemeldet waren. Durch den Wegfall der Mannschaftswertung hatte diese Prüfung in vielen Ländern der klassischen Reiterei kein Interesse mehr gefunden.

Enttäuschend kam hinzu, daß die Ergebnisse erst einige Tage später bekanntgegeben wurden. Aber trotzdem wurden hervorragende Leistungen gezeigt, und wohl selten dürfte die Olympische Dressur auf einer Olympiade eine höhere Reife erlangt haben als in Rom. Hier erhielt Deutschland durch Josef Neckermann aus Frankfurt die Olympische Bronzemedaille.

Am Mittwochmorgen begann, wiederum auf dem schönen Turnierplatz der Piazza di

Siena im Park der Villa Borghese, das große Olympische Einzelspringen. Favoriten waren die Italiener. Was würden unsere deutschen Reiter erreichen? Vor allem wir Oldenburger waren gespannt auf das erste olympische Auftreten unseres Alwin Schockemöhle aus Mühlen. 60 Reiter aus aller Welt gingen an den Start.

Alwin Schockemöhle startete für Deutschland als vorletzter. So hatte es das Los bestimmt. Nur einem dieser Teilnehmer gelang es, den Parcours, von den Italienern im besonderen Stile aufgebaut, fehlerfrei zu überwinden, aber in den beiden Umläufen nur einmal. Es war der spätere Olympiasieger, der Italiener Raimondo d'Inzeo.

Als erster deutschen Reiter ging Hans-Günter Winkler mit „Halla“ als 20. Teilnehmer in die Prüfung. Zweimal blieb „Halla“ in diesem verwirrenden Hindernisparcours stehen und kam mit insgesamt 17 Fehlerpunkten davon. Thiedemann, der für Deutschland als zweiter Reiter mit der Nr. 39 startete, stürzte und kam mit 13¼ Fehlern im Verhältnis zu vielen anderen noch ziemlich glimpflich davon. Unter der Nr. 60 mußte unser dritter deutscher Reiter, Alwin Schockemöhle, reiten. Über zwei Stunden sah er sich das verhängnisvolle Treiben in der Kampfbahn an. Bis zu seinem Start waren bereits 14 Teilnehmer durch Stürze und Verweigerungen ausgeschieden. Es fällt daher nicht schwer, sich ein Bild von der nervlichen Belastung zu machen, unter der Alwin Schockemöhle seinen ersten Olympischen Umlauf in diesem Springen zu machen hatte. Anfang ging alles gut. Doch dann häufte der sonst so sichere „Ferd!“ Fehler über Fehler und kam schließlich sogar zu Fall. Aber mit 35¼ Fehlerpunkten schnitt er nicht schlechter ab, als eine größere Zahl seiner Konkurrenten, die weit mehr Erfahrung als er besaßen. Selbst der so bekannte amerikanische Reiter William Steinkraus hatte am Ende dieses Springens über 37 Fehlerpunkte gesammelt.

Beim zweiten Umlauf in diesem Springen am Nachmittag konnten sich unsere Reiter wesentlich verbessern. Winkler hatte diesmal nur 8, Thiedemann 12 und Schockemöhle 12¼ Fehlerpunkte. Insgesamt hatten die deutschen Reiter bei diesem Umlauf die wenigsten Fehler zu verzeichnen. Aber die Gold-, Silber- und Bronzemedaille holten sich in folgender Reihenfolge: die Gebrüder Raimondo und Piero d'Inzeo und der Engländer David Broome.

Am Freitag ging es dann am Morgen schon früh hinaus zur großen Vielseitigkeitsprüfung der Reiter in Pratoni del Vivaro. Hier interessierte uns besonders der Aufbau des gesamten Geländerittes auch in bezug auf die Vechtaer Militaryveranstaltungen. Die Gesamtstrecke, die hier die Reiter und Pferde zurückzulegen hatten, betrug insgesamt etwa 35 km, die wie folgt aufgeteilt war:

- a) 7440 m über Straßen und Wege zu reiten in 240 m pro Minute,
- b) 3600 m Rennbahn mit 10 Hindernissen zu reiten 600 m pro Minute,
- c) 13 440 m über Straßen und Wege, wiederum 240 m pro Minute,
- d) 8100 m Hindernisstrecke in 450 m pro Minute mit 35 Hindernissen,
- e) 1980 m Straßen und Wege in 330 m pro Minute.

Hinzu kamen noch die Höhenunterschiede im Gelände. Was von Reiter und Pferd verlangt wurde, kann man am besten daraus ersehen, daß 38 von 73 Teilnehmern ausscheiden mußten. Nur 35 Reiter durchstanden mit ihren Pferden die schwere Prüfung. Von den deutschen Teilnehmern mußten Ottokar Pohlmann mit seinem bewährten „Polarfuchs“ sowie auch der zweimalige Olympia-Teilnehmer Klaus Wagner mit „Famulus“ ausscheiden. Nur Rainer Klimke aus Münster mit seiner „Winzerin“ und Gerhard Schulz aus Halle mit „Wanderlilli“ endeten als 15. bzw. 13. in der Gesamtwertung. Als Mannschaft waren damit die deutschen Reiter ausgeschieden. Somit erhielten die deutschen Reiter in dieser Prüfung zum ersten Male keine Medaillen.

In der vorausgegangenen Dressurprüfung hatten die deutschen Teilnehmer sehr gut abgeschnitten. Am Tage nach der Geländeproofung fand dann mit der dritten Teilprüfung im Springen die Olympia-Military ihr Ende. Medaillengewinner waren zwei Australier und als dritter ein Schweizer.

Alle unsere Hoffnungen waren daher auf das große Olympische Springen im Mannschaftspreis gerichtet. Sehr früh waren wir an diesem Tage, dem letzten der Olympischen Spiele, in das Olympia-Stadion gekommen, um bei der zugleich letzten Olympischen Prüfung dabei zu sein. 18 Nationen hatten hierfür Mannschaften genannt. Deutschland startete als 10. Land und zwar in der Reihenfolge: Alwin Schockemöhle mit



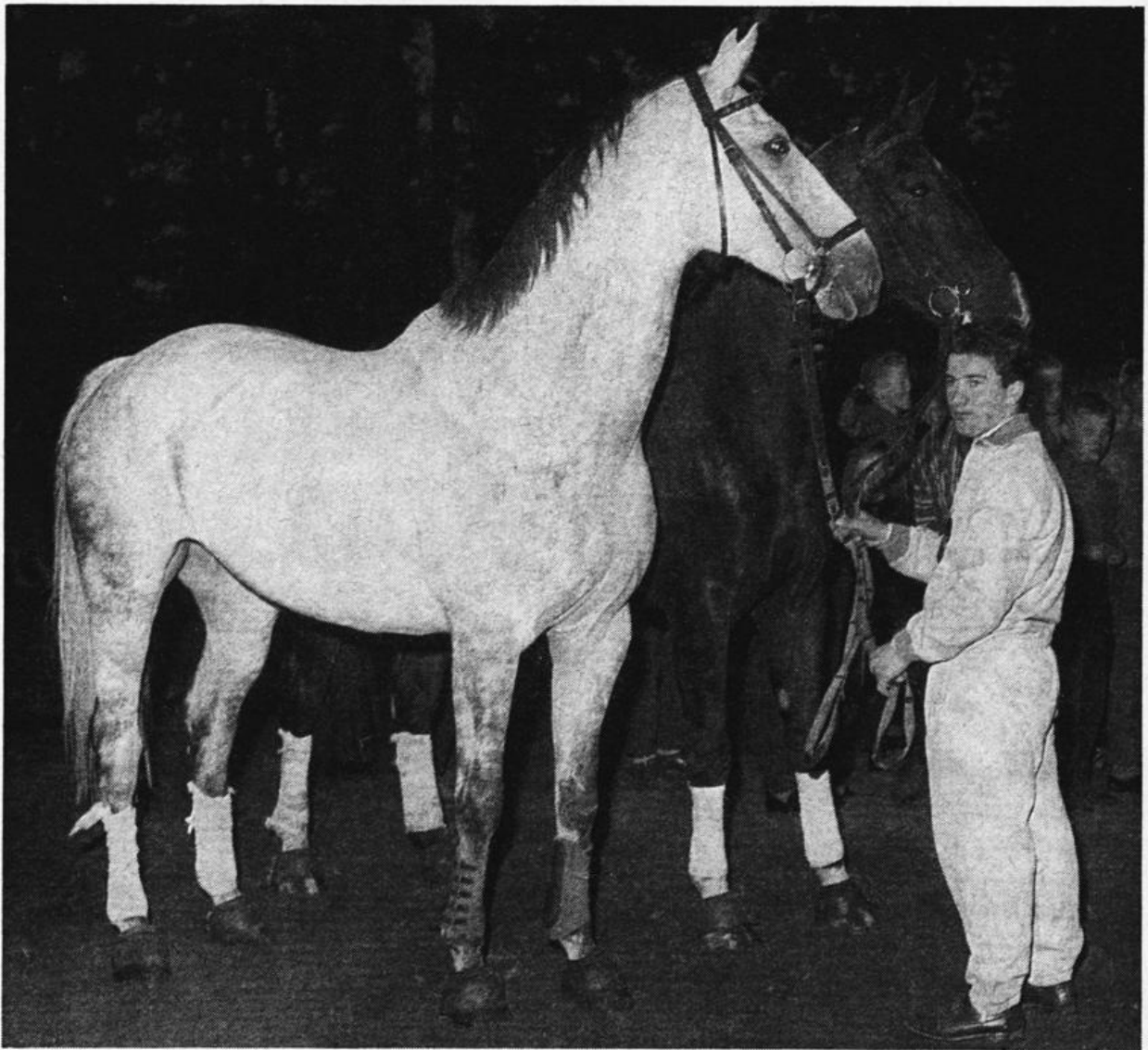


Bild 3: Die beiden Olympia-Pferde von Alwin Schockemöhle „Bachus“ und „Ferd!“ mit ihrem Pfleger Photo Zurborg

„Ferd!“, Fritz Thiedemann mit „Meteor“ und Hans-Günter Winkler mit „Halla“.

Die Reiter der ersten Nationen reihten Fehler an Fehler. Die Spannung war zum Siedepunkt gekommen, als wir unseren Alwin Schockemöhle mit seinem treuen „Ferd!“ über den Laufsteg in das Stadion einreiten sahen. Schon waren wieder 4 Reiter vor ihm ausgeschieden. Keiner war mit weniger als 20 Fehlern durch das Ziel gekommen. Bereits nach den ersten Sprüngen wurde deutlich, daß Reiter und Pferd sich verstanden. Das Mißgeschick der Tage vorher beim Einzelspringen in der Piazza di Siena war vergessen. $8\frac{1}{2}$ Fehler kassierten beide bei ihrem ersten Umlauf und tosenden Beifall der anwesenden Zuschauer.

Als Fritz Thiedemann und anschließend Hans-Günter Winkler nur 8 und $9\frac{1}{4}$ Fehler-

punkte hatten, hielten gegen Mittag nach dem ersten Umlauf die deutschen Reiter vor den Amerikanern und den favorisierten Italienern die Spitze. So lag Deutschland mit $25\frac{3}{4}$ Fehlerpunkten vor den Amerikanern mit 29 und den Italienern mit $52\frac{1}{2}$ in Führung.

Am Nachmittag, bei Beginn des zweiten Umlaufes und des eigentlichen Abschlusses der Spiele, hatte sich das Stadion mit über 100 000 Zuschauern aus aller Welt gefüllt. Als unser Alwin Schockemöhle über die breite Rampe durch das Olympiastadion auf die Rasenfläche des Stadions einritt, schlug ihm brausender Applaus entgegen.

Heiß lag die Sonne über dem Olympiastadion, als er mit „Ferd!“ den zweiten Umlauf begann. Fast genau das gleiche Ergebnis wie beim ersten Umlauf, nämlich $8\frac{3}{4}$



Bild 4: Alwin Schockemöhle beim Empfang in Mühlen mit Bürgermeister Berding im Wagen des Doppelkreisverbands-Vorsitzenden Ludwig Kathmann

Photo Zurborg

Fehlerpunkte, hatte unser Reiter. Damit hat er bewiesen, daß seine Berufung in die Olympia-Mannschaft der deutschen Reiterequipe gerechtfertigt war.

Auch der zweite Reiter, Fritz Thiedemann, wiederholte die großartige Leistung aus dem ersten Umlauf. Alles lag beim letzten deutschen Reiter, Hans-Günter Winkler, mit „Halla“. Als Schlußmann zeigte er einen seiner besten Ritte. Beinahe hätte es einen fehlerfreien Ritt gegeben. Nur eine Stange wurde leicht berührt und fiel. Das bedeutete 4 Fehlerpunkte und damit die Goldmedaille. Es war zugleich auch die Goldmedaille für die allerletzte Olympische Prüfung in Rom. Wie stolz waren wir auf unsere Reiter und besonders auf Alwin Schockemöhle!

Zum letzten Male riefen die Fanfaren zur Siegerehrung. Das Siegerpodest wurde auf den Rasen des Olympia-Stadions getragen. Unter dem Jubel der Hunderttausend

ritten neun Reiter in das Stadion ein. Die neun Pferdepfleger hatten die Olympische Pflicht zu erfüllen, die Pferde zu halten, während die Reiter die Medaillen empfangen. An den Siegesmasten stiegen die Fahnen Deutschlands, der USA und Italiens empor. Mit der nachfolgenden Schlußfeier gingen die XVII. Olympischen Spiele zu Ende —

Zum ersten Male konnte es einem Südoftenburger Sportler gelingen, eine Olympia-Goldmedaille für sich und seine Pferde, aber auch für die Oldenburger Reiterei und seine Heimat zu erringen. Groß war der Empfang in seiner Heimatgemeinde, in Steinfeld, noch größer in seinem Heimatort Mühlen. Schnell hatte sich ein Empfangskomitee gebildet, das von der Bevölkerung das „Mühlener Olympiade-Komitee“ genannt wurde. Der Bürgermeister der Heimatgemeinde sprach anerkennende Worte für die große Leistung des Mitbürgers. Der Vorsitzende des Empfangskomitees fand ein herzliches Willkommen für den Olympiasieger.

Erschienen waren beim Empfang auch der Präsident des Nieders. Verwaltungsbezirks Oldenburg, Dannemann, der Präsident der Züchter des Oldenburger Pferdes, Kückens, und der Vorsitzende des Landesverbandes der Renn-, Reit- und Fahrvereine des Oldenburger Landes, Jan Noordendorp. Alle Reitervereine des Doppelkreisverbandes Cloppenburg-Vechta waren ebenfalls mit Abordnungen zu Pferde mit Standarten zum Empfang nach Mühlen gekommen. Der Vorsitzende des Verbandes, Ludwig Kathmann, hatte seinen siegreichen Viererzug aufgeboden, um Alwin Schockemöhle an der Spitze des Reiterzuges vom Bahnhof Steinfeld in sein Heimatdorf Mühlen zu fahren.

Aus den verschiedenen Ansprachen klang immer wieder der Stolz auf um den großen Erfolg eines Sohne unserer Heimat . . .

Sportlicher Ruhm ist kurz. Wir wollen Alwin Schockemöhle für die Zukunft alles Gute wünschen und hoffen, daß er ein echter Oldenburger Junge bleibt. Möge er immer daran denken, daß wichtige Voraussetzungen für den Erfolg in der Heimat und besonders im Elternhaus lagen.

Aloys Meyer



Bild 5: Der Landesvorsitzende Jan Noordendorp beglückwünscht den Olympiasieger in Mühlen

Photo Zurborg

DE MANTEL

De olle Mann keek meist stuuf vör sik daol. He trück den lütken Waogen achter sik her, un dat köm mi vör, as wenn üm dat nich licht füllt. Ik hörde, wo de olle Mann puußen müß. De Lippen fleitden van de Luft, de he vuller Hast in sienen Mund suugen dö.

De Straoten güng hier äin bäten barg-up; man kunn hier gaud mit'n Ruller herünnersusen, wenn man van de ännere Sieten köm. Aver wenn äin ollen Mann äinen Waogen nao baoven luken müß, dann mügg üm dat woll stuur naug wäsen.

Ik lähnde mi an dat Glind, wor use hogen, gälen Sünnenblumen anbunnen wassen un keek den ollen Mann an. Sien Haor ünner de platten Müssen was bold witt. He har't lang up 'n Kraogen hangen.

Nu was he kägen mi. Siene Ogen — se wassen pickschwart as Käöhle — blitzden mi för äine körte Tied an. Ik verfehrde mi. So dunkel wassen de Ogen. Un ik hüllt mi noch nietzker an dat Glind fast.

Aower dann köm äöver sien Gesicht so wat as'n Lachen. Schull't mi seggen, kiene Bangte tau hebben. Ik wüß mit 'n Maol:

Dit was Unkel Kohn, wor Vaoder un Maoder mi van vertellt harn.

Ik wull sienen Waogen naolopen un schuuwen helpen, aower dann dachde ik an dat, wat miene Öllern segt harn. Ik schull aftööwen, wo Unkel Kohn mit den Handwaogen nao sienen Gaorn trecken dö. Dann schull ik mit miene Kinnerkaorn üm nao gaohn un dat Paket uplaoden, wat he tüssen de Arfken in unsen Gaorn leggt har.

Ik bleef an' Glind staohn. Ik schull vör-sichtig wäsen, harn se mi seggt, un uppas-sen, dat mi de Lüe dor nich so väl bi see-gen, wat ik möök.

Dat was wat för mi! Ik wull wiesen, datt up mi Verlaot wör! Langsaom schööw ik miene Kaorn den allen Mann nao. Ik kunn üm noch gaud waohren.

An disse Straoten, wo wi uk an waohn-den, stünden nich väle Hüser. Äin Gaorn leeg gägen den ännern, un äöver alle Hä-gens her bleihden de Blaumen un Strüüker. Búske un Appelböme wesselden sik af, un dann köm maol weer äin Hus.

Dit was dat Rebett, wor de Lüe ut de Stadt nao Fieraowend hengüngen, mit

Spaons un Harkens up de Schullern off mit Körwe un Taskens an't Rad. Siet verläden Sommer harn wi dor uk äin lütke Stück Land liggen, wor Vaoder un Mauder up graowden, saihden, Planten instöoken un Wuddeln un Bohnen herhaolden.

Unkel Kohn sien Gaorn leeg wieder nao baowen, bold an't Enn' van de Straoten. He was väl, väl gröter un mojer as use. Ik har dor all maol stillken in herümsträaken.

Dat was Middagstied, un de Sünne scheen. De Blöer van de Böme kunn ik up dat Straotenplaoster weerkennen. Ehre Schadden danzden dor lai hen un her.

Ik möök Unkel Kohn dat nao: Ik keek uk meist nao däi Stäine vör miene Föite. Schull ik nich vörsichtig wäsen?

Dor wassen nich väl Lüe buten. Bloß de lüttke Heidi van usen Naohwer pusterde mit ihre griesen Schauhe dör den drögen Sand an'n Straotenrand äine Tiedlang gägen mi an. Sāi schläikde mi tau, as sükke Wichter dat dauht. Ik beet mi up de Tungen, datt ik nich dat Süftige dö. Ik kreeg't tau luen un sä nix. Un se bleef bold achter.

Vör Kortens Huus seet de Oma ünner äin bunt Dack ut Dauk. Se hüllt äin Bauk up den Schoot. Aower ehr Kopp was all inschlaopen; he leeg vörnäower up ehre Bost.

Unkel Kohn was middewiel dor ankao-men, wor use Gaorn anfüng. Ik seeg, wo he mit sienen Waogen nao äine Siet dreihde, un in den Gräspatt inböögde, de liek up de Porten van use Gaorn taulööp. Ik bleef staohn un lurde.

Äin Bottervagel flutterde üm äine Suhlen ümtau un stünd manges heel still äower den Draocht. Dat jökde mi in de Fingers, den lechtbunten Fläiger tau griepen. Man ik keek van üm weg un vör mi up de Straoten.

Do köm Unkel Kohn all weer. He trück den Handwaogen un güng sienen Wegg wieder ,akkrot as vörhen. Sien Rücken was nich bräit. As he sik mit siene Last aftäierde, de Arms nao achtern reekt, köm mi de olle Mann recht minne vör.

Ik böörde miene Kaorn up un schöow tau. Bold was ik bi usen Gaorn. De Porten stünd dicht, de Knäowel seet dor vör.

Ik möök aopen un lööp an de Erdbeerbettkes, Stickbeerbüske un Wuddelriegen vörbi. Äine Spräie stöof up un schüllt mi ut. Dann was ik bi dat Arfkenflach. Dor, wor verläden Wäken de dicke dräiklör'ge Katte, de mannges in usen Gaorn up Müse lurde, de Pogge gräpen har, tüsken Arfkenloofs un Barkenstrücker leeg dat Paket.

Dunkelbruun Poppier was dor üm tau, fein wickelt, as wenn dat Paket mit de Post afstüürt werden schull.

Ik liggede't mit beide Hannen hoch. Gau haolde ik miene Kaorn, leggede dat Paket dor in, schmeet den Sack, den ik mitbröcht har, dor äower, un schuulde nao alle Sieten, off mi hier äiner bi säihn har. Dat lööt mi dor nich nao, wenn ik nich dat Lüünken miträken dö, dat van äinen Vietsbohnenstaoken äowerstäönsch mi angluurde.

Ik schöow de Kaorn kittig vör mi her, rönnde dör de Porten, de ik vör Drockte nich weer tau möök, den Wegg nao de Straoten tau. Nu güng dat bargdaol, un ik kunn mi meist van de Kaorn schlääpen laoten.

De Oma vör Kortens Hus seet noch jüst as äwen; mit den Kopp up de Bost. Ne, se har mi wiß nich säihn!

As ik bold bi Hus was, köm Stoolmanns Nero mi naosetten. Ik kennde üm un rööp üm her. He sprüng mi üm de Bäine, un ik sä — liese tau üm sä ik dat —: „Nero, ik heff haolt, wat Unkel Kohn in usen Gaorn up't Arfkenbett verstaoken hefft. Nich äiner dröff dat wäten, hörst du!" So schnackde ik in mienen Iwer tau den Hund.

Äin bäten läöter störmde ik inne Käöken, wor Mauder an't Schöddelwasken was. Se schmet de natten Läpels un Gaobels, de se jüst in de Hand har, up dat Brett, dat de warmen Draopens mi in't Gesicht spütterden. Ik lickde se van de Backen af. Se schmeckden noch'n bäten nao de Wuddelzoppen, de't van Middag gäwen har.

Ik nickkoppde Mauder tau. Alles was klaor gaohn. Buten stünd miene Kaorn. Nero seet dor vör un paßde up, datt dor kiener bi herümschnuuwen dö.

„Bring diene Kaorn achter use Hus", sä Mauder. Se leggede för äinen Ogenschlag de Hand up mienen Nacken un hüllt mi fast:

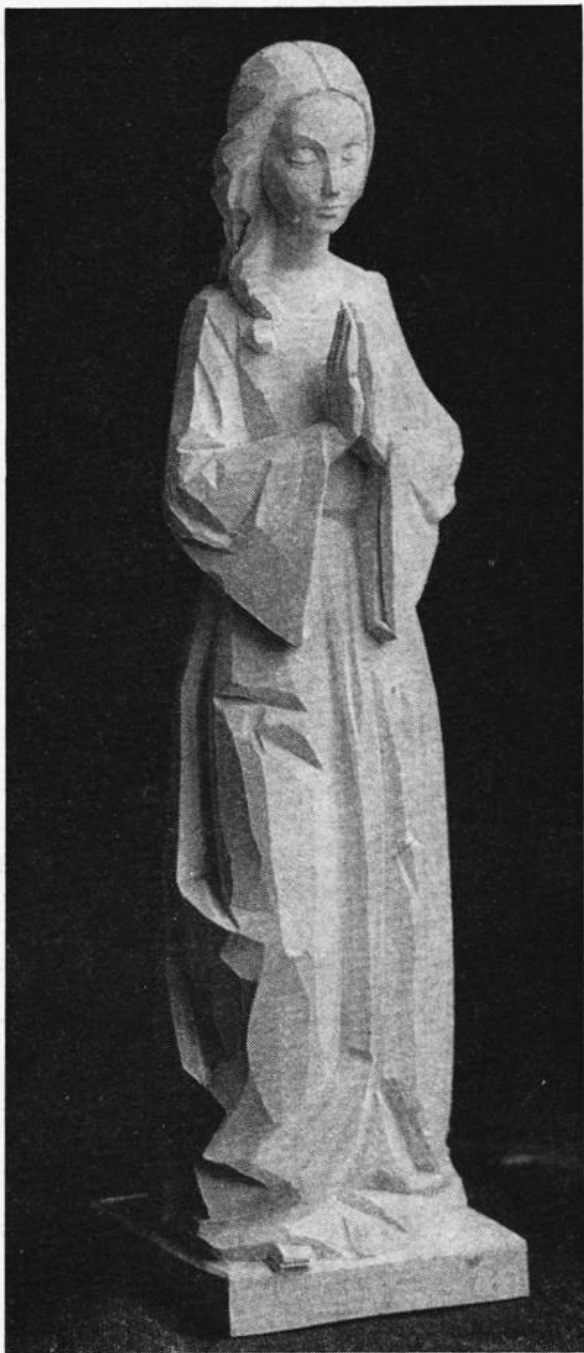
„Wenn't Aowend is un Vaoder weer kummt, maakt wi dat Paket aopen — un du dröffst so lange up bliewen! Aower, datt du mi den Mund hollst!" flüsterde se mi in't Ohr. — —

Dat was midden in'n Sömmmer. De Lüe klaogden äower de Hitte, man mi was dat den ganzen Nömmdag so, as wenn in äin poor Stunnen Hilligaowend köm.

Wat woll in dat Paket wäsen mügg? Ik har't ut usen Gaorn haolt. Kien een drüff't wiest werden. Wenn Vaoder trügge was, schull't aopen maakt werden!

Wo langsaom streek de Tied!





Madonna, Schnitzwerk eines vertriebenen Litauers, der im St. Hedwigstift-Vechta eine neue Heimat fand

Photo: Zurborg

Ik nöhm Nero mit, un wi schlöördn dör dat Holt van den Lohbarg. Ik wiesde üm den Bäken, wor wi beide use Köppe in spiegeln kunnen, den afbraoken Äikenstamm un de olle Jagdhütt, de all vör hunnert Jaohr baut worden was. Ik würd van't Lopen bäinmöi. Man ümmer noch blenkden de Sünnenstraohlen dör dat Blöerdack. Dat wull nich Aowend werden! Tauleßde gür-gen wi, Nero un ik, trügge. Ik sä tau üm, he schull nao Hus gaohn, datt he sien Frä-

ten kreeg. Wi harn kiene Knaokens för üm, änners wull ik üm tau de Mahltied inlao-den. —

Vaoder stünd mit den Rüggen gägen dat Käökenschapp. He plinköögte mi tau, as ik herinköm. Ik har üm bi äine Saoke holpen, un Mauder har üm vertellt, datt ik't gaud maakt har.

„Na, näisschierig?“ frög he mi un lachde luthals. Mit'n Maol hörde he up. Ik vernöhm, wo he vör sik hen sä: „Dat is äine verdullte Geschicht!“

Ik har gern mehr wäten wullt. Aower Vaoder meende bloß, as ik üm fröög: „Glieks nao't Aowendäten maakt wi dat Paket aopen!“

Endelk knütterde dat Papier. Dann lee-gen de schönen Saoken dor vör us up'n Disk in de Staowend. Dat was würcelt as Wiehnachten!

Mauder straohlde äöwer't häile Gesicht un hüllt sik ümmer weer dat Kleed üm. Ne, dat was noch kien Kleed, bloß Tüügs, wor äin Kleed ut neiht werd. Aower nu, as Mauder sik dat hellblaue Stück van näien weer üm dat Lief straokde, seeg't ut, moier as de fienste Staot van äine Bursfrau.

Vaoder trück sik äinen dunkelgröinen Mantel äin poor maol an un ut un fröög us, wo he üm stünd. Bloß wi — tauminnst ik — harn gaor kiene Tied, doräöwer naotauden-ken.

Mi har Mauder äin Paor Knäistrümpe un äin Unnerhemd in de Hannen drückt. Ik krööp gau up äinen Stauhl un probeerde de Strümpe an. Mauder rööp, off ik miene Föite uk wasket ,off dor bloß mit Waoter äöwer pülscht har. Ik har gaor Säipen bruukt.

Dorüm drüff ik nu de Strümpe anpassen. Se wassen gries. Baowen bi't Knäi harn se äinen bunten Rand. Se kneepen sik üm miene Bäine, as wassen se extrao för mi maakt. Nu drocke dat alle Hemd utschmä-ten un dat näie antrocken!

„Hest du uk dienen Hals bi't Wasken nich vergäten?“ fröög Mauder. Dat hülp nix; ik müß ünner de Pumpen. Ik reef Nacken un Hals drocke dröge un schööt dat Hem äöwer den Kopp.

Mauder har ehr Tüügs weer inpackt, un Vader har sien Mantel in't Schapp han-gen. Aower ik wull miene Saoken anholten. Wo friskt dat Hemd rööck! Un wo warm dat woll in'n Winter sitten mügg! Un so wäik was't un stöök gaor nich up de Huut!

Alle Saoken wassen in dat Paket wäsen, dat ik ut usen Gaorn haolt har. De olle

Mann mit den lütken Waogen har't dor tüsken use Arfken schmäten. Worüm har he dat daohn? Wi wassen doch nich wennt, datt up äinmaol so väl nai Tüügs in't Hus köm. Van dat Geld, wat Vaoder bi de Baohn verdäinde, kunn he nich grote Wüppkes maoken.

Mauder sä: „Un nu geiht't in't Bett!“

Ik was noch hellwaak. De Freude äöwer Strümpe un Hemd har alle Möigkeiit wegdräven, un de äine Fraoge geef mi kiene Rauh!: Worüm har Unkel Kohn dat Paket in usen Gaorn verstaoken? Dat müß ik wies werden — vanaowend noch! Un morgen kunn ik miene Fründe vertelln — — —

Aower dat schull ik ja jüst nich! Vaoder wenkde mi heran. He seet up äinen Stauhl an'n Disk. Ik lööp nao üm hen. As ik bi üm was, kreeg he mi tüsken siene Knäie fast. Ik was inklemmt as in äine Tangen. Ik har dat gern. Vaoder bruukde änners nix dauhn. Un ik kunn rengeln un mi mit Hannen un Bäinen wehren: Ik köm nich los. Vader was stark.

Vandaoge har he kienen Maut tau'n Spälen. Ik seeg't siene Ogen an.

„Hör is tau, mien Jung“, sä Vaoder, „du schwiggst äöwer dat Paket?“

„Jao, Vaoder!“ Äin bäten bang fröög ik nao: „Aower worüm?“ Mine Tungen stöttde dor bi an. Mi was wat infallen. Gräsig dor bloß an tau denken: Wenn de moien, näien Saoken klaut wassen?

Äin Glück, datt Vaoder foors anterde: „Worüm —? Ik heff de Saoken köfft. — Man dat is nu äine raore Tied, mien Jung. In bruune un schwarte Uniforms staoht se vör de Dörns un achtet up de Lüe, de in den Laoden gaohet — —“

„Franz“, sä Mauder do, „wortau vertellst du dor den Jungen van? He versteiht dat noch nich.“

„Mäinst du, datt he dat nich wäten dröff?“

Mauder schüddelde den Kopp. „He kummt dor frauh naug achter.“

Vaoder lööt mi tüsken siene Knäie los. Trügge ut güng ik van üm weg. Alles was so sünnnerbaor. Wiehnachten was doch änners!

„Hest du hört, Jung“, sä Vaoder noch äinmaol, „du schwiggst vör alle Lüe över dat Paket!“

Ik nickkoppde un stütterde: „Jao — jao!“ So ehrlik heff ik woll nie äin Verspräken gäven!

Ik was froh, datt alle Saoken köfft worden wassen. Wo har ik bloß denken kunnt, datt't Däiwsgaud was? Unkel Kohn — seeg de nao äinen Verbräker ut, de staohlen har?

+

Har ik üm uk richtig ankäken, doont, an den Sömmerdag, as he mit den lütken Waogen de Straoten bargup trocken was?

Har ik siene krummen Näsen säihn un siene verluusten Haore, de sik up de schmeerige Jacken krüllten?

Har ik de Ogen uk sperrwiet aopen daohn, datt ik siene schwarte Säl un sien leepen Sinn in de Künne kreeg?

Har ik — —? Aower as Kind van twölf Jaohr is man dumm un däösig, Dann markt man nix!

Dat schull nu, väier Jaohr läöter, man es wäsen, datt ik achter üm her schlierken müß, off he äin Paket in usen Gaorn bröched! Dann kunn he sik man vörsäihn! Nu was is klöiker as doont, — man he lööt sik nich säihn!

Wi harn't doch faoken naug in de Schaulen hört un in de Blöer läsen: Alle Mensken van dit Volks, off Kerl, off Wief, off Kind, wassen dor bloß up ut, use Land tau verdarwen! Siet lange Tieden seeten säi in Stadt un Dörp, suugden Bur un Knecht dat Blaut ut un mööken sik äinen gauden Dag!

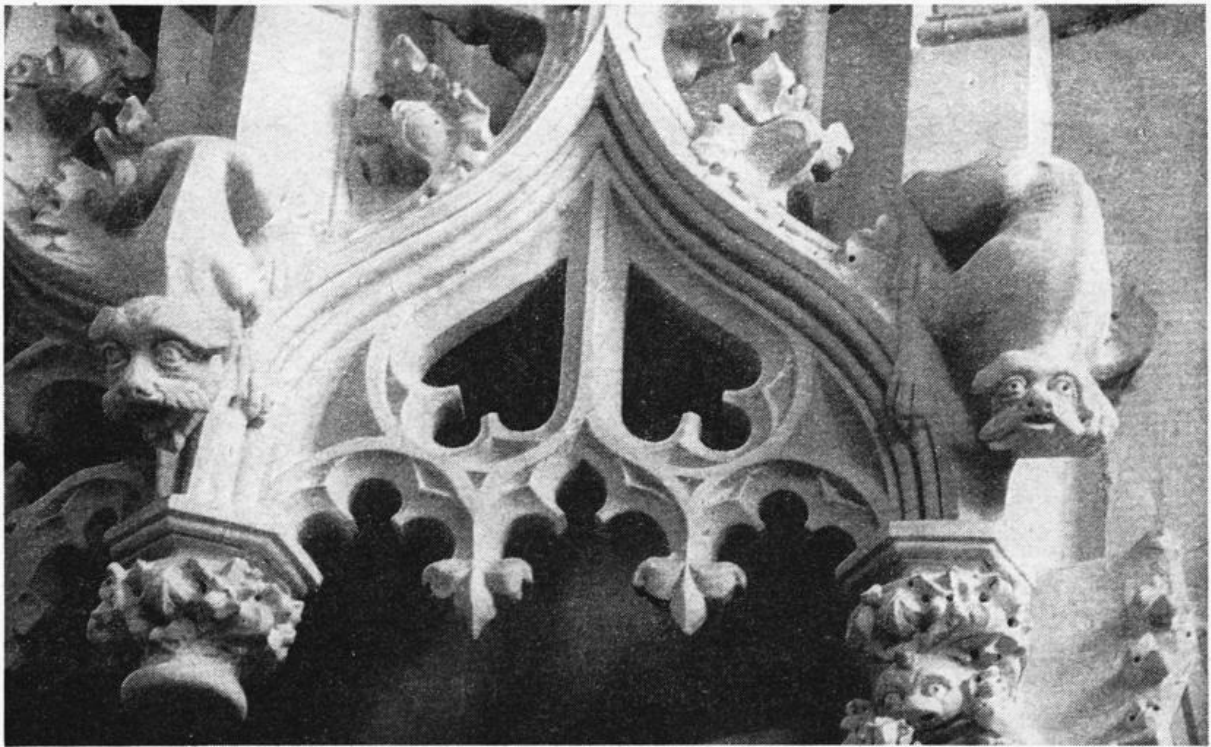
Wo har ik daomals bloß so aohnewäten dummerhaftig wäsen kunnt! — Ik seet in de Staovend un keek nao buten hen. Harwstwind fägde de Blöer van de Töiger. An'n läiwsten was ik in'n Storm lopen un har dor mienen Arger utknaort.

Man ik müß Böiker läsen, in Hefte schriewen, Vokaobeln utwennig lernen. Vannöm-dag wull't gaor nich klören — —

Ummer dachde ik weer an den Middag in'n Sömmer. Lange was't vergäten wäsen. De Strümpe wassen verschlääten un ut dat Hemd har Mauder väälicht Stofflappens maakt — —.

Ik schüddelde mi, as ik mi vörstellde, dat ik't maol draogen un mi dor so tau freit har. Van Mauder ehr Kleed har ik lange nix säihn, 't was uk woll upbruukt. Bloß Vaoder, de dröög sienen Mantel noch. Erst gisteren, as he ut de Stadt köm un üm weghüng, sä he noch: „Ik wunner mi manges, wo gaud dat Tüügs sik hollt!“ Dat spietde mi, un ik meende, he har den Mantel ja uk nich alltau faoken an.





Teilstück vom Helm des spätgotischen Sakramentshäuschens in der Dammer St.-Victor-Pfarrkirche: Das Material ist heller Sandstein. Der vergeistigte Aufschwung des Spitzbogens wird unten von halb menschlichen, halb tierischen Lebewesen dämonisch niedergehalten. Leidenschaftliche Zwiespältigkeit erfüllt den Gesamtausdruck. Der Zug nach oben erfährt einen ebenso starken Gegenzug nach unten. Souveränes handwerkliches Können und eine unerschöpfliche Phantasie zauberten hier mit vollendeter Meisterschaft einen beseelten Kosmos voller Hintergründigkeit hervor. In gotischer Gestalt scheint der moderne Surrealismus vorweggenommen. Eine sehr ernsthafte und zugleich herb-asketische Schnitzkunst bei aller Eleganz der Linienführung.

Photo: Alwin Schomaker-Langenteilen

Ik hörde Mauder in de Käöken an den Herd hantäiern. De Fүүrpräökel larmde, un Pottdeckels klapperden. Ik freude mi alltied, wenn't sowiet was. Van In-de-Böiker-kieken werd man nich satt. —

Man ditmaol müß ik länger as änners töiven. Vaoder was uk all lange dor. Ik hörde miene Öllern mit'n ännern schnacken. Verstaohn kunn'k nix; dor was't tau sinnig tau. Schnackden se vällicht extrao so liese, datt ik dor nich achter kaomen schull?

Ik günk an't Schläödellock un lusterde. Ik kreeg af un an äin Wort mit: Miene Öllern räden äöwer Unkel Kohn. Ik was nich näisschierig. Drüff äin düütschen Jungen dat wäsen? Aower ik wull doch gerne wäten, wat Vaoder un Mauder so stillken tau praoten harn. Ampatt wo ik vannömdag den Kerl alltied in'n Kopp har.

Ik möök de Dörn aopen. Dat köm mi vör, as wenn Mauder sik verfehrde, as se mi seeg. „Dat Äten is noch nich parot“, sä se. „Ik roop di naoßen.“

„Ji hebbt äöwer den Juden schnackt —“. Ik günk up Vaoder un Mauder tau, de bi'n ännern stünden. Ik har dat Wort „Kohn“ noch äinmaol dütelk hört, as ik herrinköm.

„Ik“, sä Vaoder, un he keek mi nich tau, „ik heff Mauder vertellt, wo ik de Saoken doont köfft heff.“

„Un ik müß dann los un se afhaolen, datt bloß nümms wat markde“, räägde ik mi up. Ummer noch stöök dat in mi: Wo kunn ik so däösig wäsen?

Mauder har wieldes Tellers up den Disk krägen. „Laot us man anfangen“, sä se, „de Tüffelken sünd bold gaor.“

As wi an 'n Disk seeten, lööt dat Vaoder kien Rauh. He wüß, datt Mauder nich gern har, wenn wi bi't Äten us kabbelden; aower ditmaol kunn he nich schwiegen. Ik seeg't siene Hand an, wo he den Läpel in hüllt. He röhrde dor lange mit in de Fläischzoppen herüm, sünner datt he äinen Läpelvull in'n Mund kreeg. Tauleßde sä he:

„Ik kann di ja driest vertellen, wo't wäsen is. Du wäißt: Wi hebbt väl bi Kohn köfft. He was rejell, un he wull uk woll maol up sien Geld wachten . . .“

Ik möök äin Gesicht, dat seggen schull: Wenn man't jüst naogeiht, kummt't änners ut: „Vaoder! Wo väle mag he woll den Schluuk taudreih't hebben! Du hest äwen Schlump hatt!“

„De Lue schnackden tau de Tied, datt kunn wäsen, datt man nich mehr lange bi Kohn kopen kunn. Ik bün dann Nömmdaogs nao'n Däinst maol hengaohn, un he hefft mi dat anschnackt, ik schull't nähmen — —“

„Anschnackt!“ griende ik.

„Kleed un Strümpe un Hemd wull ik woll foors hebben. Aower den Mantel. So väl Geld! Man he sä: Nümm dat, nümm dat! Nu kann ik di't noch gäwen! He läöt nich nao. De Mantel füllt mi ja woll mit. Man wo schull ik de Saoken ut den Lao-den herutbringen, sünnerr datt se mi seegen? Ik har se in ehre Uniforms töiwen säihn.“

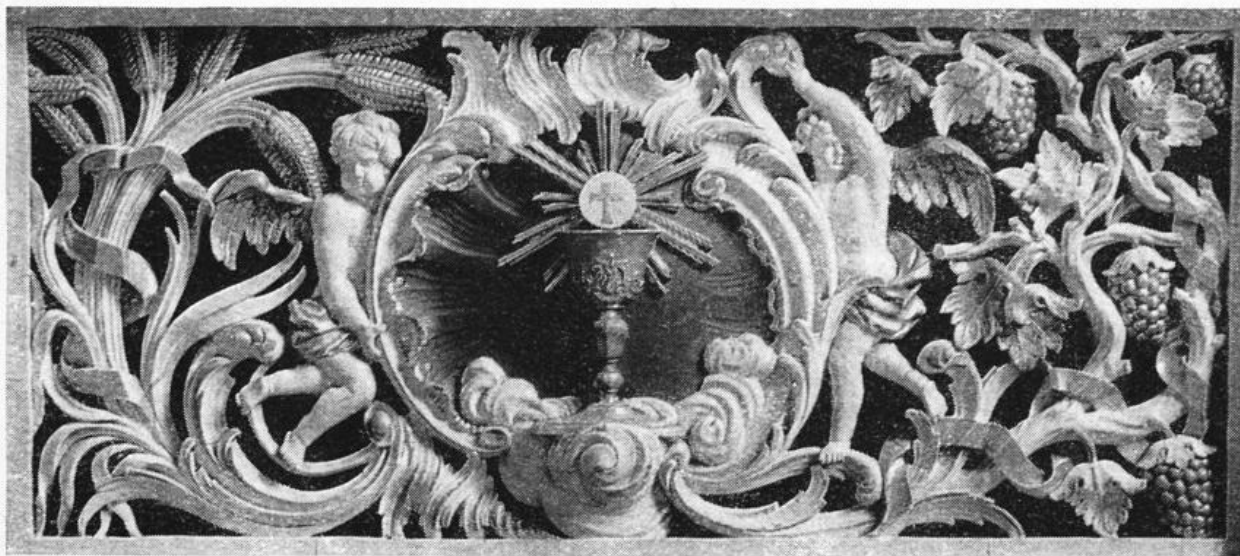
„Wassen dor wekke van de HJ bi, de „Wacht“ hüllen?“ fröög ik stolt. Dat Wort „Wacht“ spröök ik besünners ut. Ik dachde an de „Wacht an'n Rhein“ un de Ehre, de dor tau hörde.

„Ne, de öllere Sorte spionierde up de Straoten herüm, un do heff he mi vör-schlaoen, he wull alles in äin Paket an'n ännern Middag nao usen Gaorn bringen. Dor möß't äiner van us dann afhaolen.“

„Ik wull gaor nich, datt du, Junge, dat maoken schullst“, schmeet Mauder do in, „man du harst dor so'n Pläsäier an, as Vao-der dor van anfäng.“

„Ik was äwen tau däösig doont!“ rööp ik.

„Ännern Dag — ik har Geld krägen —“, vertellde Vaoder wieder, „bün ik dann noch äinmaol hengaohn nao Kohn. Ik wull alles betaohlen. Dann was ik dor van af. De olle Kohn stünd sülwest in'n Laoden. He wull kienen Pennig hebben. — Ik schenk di dat, sä he. Aower dat wull ik nich. So schnackden wi lange hen un her. He schlöög vör: Ik schriew di up, datt du betaohlt hest. Dann kannst du den Schien alltied wiesen. Ik sä: Dann will ik aower uk betohlen! As wi up de Aort nich wieder kömen, schüddelde he sienen Kopp: Se jaogt us doch bold weg. Un wekker kriggt dann de moien Sao-ken? Nich miene ollen Kunden! Aower wenn du nich änners wullt, giff dat Geld her! — As ik weer buten was un nao äine Tied in miene Jackentasken langde, har ik uk mien



Mittelstück von der spätbarocken Kommunionbank in der Vechtaer Propsteikirche St. Georg: Das Material ist Holz.. Vor einer asymmetrischen, von zwei fröhlichen Putten umspielten Muschel steht auf leichtem Gewölk der Kelch mit der strahlenden Hostie. In ebenfalls asymmetrischer Anordnung sind das Ährenbündel und die Rebe mit Blättern und Trauben in die Fläche hineinkomponiert. Überhaupt ist das Ganze asymmetrisch gestaltet und lebt im künstlerischen Ausdruck von der reizvoll harmonischen Spannung zwischen Symmetrie und Asymmetrie, die hier nicht Selbstzweck, sondern dienend und steigernd ist. Wiederum meisterhaftes Handwerk im Bunde mit beseelter, gegenständlicher, aber nicht naturalistischer Phantasie, durchdrungen vom vitalen barocken Lebensgefühl. Eine gelöste und heiter sinnensfreudige Schnitzkunst mit wunderbar zartem Empfinden für die Musik der Linie.

Photo: Zurburg

Geld weer tau packen. He har mi't, sünner datt ik't markde, dor inschaowen . . ."

Ik har dor all lange wat gägen seggen wullt? Nu füllt mi bloß in:

„Aower se hebbt Jesus an't Krüz schlaon!"

Mauder fröög: „Weker hefft dat daohn?"

„De Juden!"

„Meenst du, datt dort Unkel Kohn uk bi wäsen is?"

„Unkel Kohn?" möök ik Mauders Stimm' nao, „de geiht mi nix an!"

„Un Jesus was doch uk Jude!" sä Mauder.

„He har lang, lecht Haor un äine lieke Näsen! So sütt kien Jude ut!"

„Lehrt ji dat in de Schaulen?"

„Jao, uk", gnuurde ik.

Vaoder sä: „Laot us äten!" Un Mauder settde dor tau: „Dat bekummt äinen gaor nich, wenn man bi't Äten so väl küürt. So säen Use tau Hus fröiher all."

Ik har mi de meiste Schmach all weg-rädet, dö mi aower noch up, weil ik seeg, datt Vaoder gnäisig werden wull. Ik müß mienen Däil äten. —

As ik up'n Bedde leeg, kunn ik nich schlaopen. Ik har so äin Geföihl, Vaoder un Mauder schnackden in de Käöken dor nu wieder van, wo ik se bi stört har. Ik schmeet den Päöl bisiet, stünd up un schleek ut de Kaomer. Äine Jacken har ik mi äöwer schmääten, un nu schluffkede ik in'n Düstern nao de Käökendörn tau.

Ut dat Schläödelloch blenkde äin Straohl un täikede sik up de glatten Fliesen af. Ik bleef up den Gang staohn und hüllt mi still. Aower ik kunn nix hören.

Läsdén se in't Blatt? Ik tappde dichter nao de Dörn tau. Ne, se wassen an't Schnacken. Mauders Stimm' klüng nao mi her. Se spröök nich frei un luut as änners. Nu anterde Vaoder. Verstaohn kunn ik üm nich.

Wenn ik dor bloß achter kaomen kunn, üm watt dat güng! Ik har üm'n Daoler de Wedde daohn, datt se van dat süftige küürden as vanmiddag.

De Fliesen wassen as ut Is, un de Küllde krööp mi de naokden Bäine hoch. Wenn ik se uk nich säihn kunn, ik föihlde de Goosehut up mien Lief. Lange hüllt ik dat hier nich ut. Aower do dachde ik dor an, datt wi hart as Staohl werden schullen. Ik krööp mi, so gaud dat mäögelk was, in miene Jacken.

Un ik luurde, datt ik dor achter köm, wor miene Öllern äöwer beraoden döen.

Dann hörde ik Mauder, wo se äin paor Wöer lut sä:

„Dauh dat nich, Franz! — Denk an den Jungen!"

Weer würd dat sinniger; nu spröök Vaoder, langsam un afhackt. Dat güng üm mi, as ik ut Mauders Wöer vernaahmen har. Vaoder har wat vöör, un Mauder wull dat nich hebben, weil he an mi denken schull. So väl kreeg ik herut.

„Sünd dat denn kiene Mensken?" fröög Vaoder up äinmaol scharp, dat ik achter de Dörn tausamenschööt.

„Gott, Franz", sä Mauder bang, „du bringst us alle in Gefaohr mit dien Ropen, us un uk — —." Den Naomen, de nu köm, verstünd ik nich mehr; aower klüng he nich as „Kohn"?

Dann was dat lange Tied still. Vaoder aotemde äin paor Maol däip up. Mauder wannerde in de Käöken up un af. Ik seeg't an dat Lecht van't Schläödelloch, dat af un tau för äin paor Ogenschlöoge verschwünd.

Ik töffde, off ik noch wat gewaohr werden kunn. Man Vaoder un Mauder wullen nix mehr seggen. Ik stünd dor vergäwens un drüff mienen Posten verlaoten. Ik möök, datt ik in't Bedde köm.

Vällicht köm ik morgen bi Dag off läöter dorachter, wat se uthannelt harn. Vällicht bruukde ik se nich äis tau fraogen — vällicht passäierde bald wat, dat alles sünnenklaor maokde. —

Man de Daoge güngen hen as änners uk bis us tauhus. No äine Wäken was ik noch nix klöiker. Ik nöhm mi vör, Mauder so'n bäten vörtaudrinsen, wenn wi alläin wassen. Dat kunn wäsen, datt se mi dann nich länger luren lööt. Wo was Mauders Schnack noch? „Äin drinsen Kalf kriggt alltied wat."

Dor schull't aower nich tau kaomen.

An äinen Morgen sä Mauder, as se mi de Botters för den Schaulen schmeerde: „Vannacht hefft an'n paor Stäen ünne in de Stadt brennt."

Vaoder, de all up den Straoten wäsen was, har mehr hört:

„Fensters hebbt se inschmäten, de Lao-dens demoleert, de Lue nao buten jaogt, de Bäehüser in Brand sett't — —".

Vaoder un Mauder keeken sik an. Mauders Hannen kunnen uk wat dauhn, wenn de Ogen dor nicht nao keeken. Nu aower löten se, wat se tau faoten harn, los un krampden sik in'n änner. Vaoder greep nao siene Müssen, de an de Wand up'n Haoken hüng, settde se up un sä groff un verlägen: „Änners kaom ik tau laot!"



Up äinmaol wüß ik, wor sik dat an de Aowend in de Käöken tüsken Vaoder un Mauder dreiht har: Se aohnden de Gefaohr. in de Unkel Kohn schwäwde, un harn üm helpen wullt.

Was ik dorbi in'n Wäge wäsen? — —

+

Wäken un Maonde un Jaohre; aver de Tied köm, wor nich bloß de Hüser van de Judens un de Synagogen brennden un tau schannen gungen. Äöwerall wiet in't Land, buten de Grenzen un binnen de Grenzen, freet dat Füür. Manges müssen wi helpen, datt't taugange bleef, un mannges schullen wi't utträen. Man tauleßde stünd de heele grote Welt in Flammen.

Wo lachde de Dood in disse Tied! De Storm bröök van dat äine Enn' van de Eern na dat ännere. Un ümmer schläpde he dat Bären un dat Flööken un dat Truern mit sik.

As sik tauleßde de Krieg utraast har, säen se tau us, datt wi alleen Schuld harn an all de Not. Se stöken us achter den Tackeldraocht un gewen us Blöer in de Hand, wor wi up läsen kunnen, wat in unsen Naomen in dusend Dörper un Städte verbraoken was. Wi hörden dor van, datt't in use Land Laogers gäwen har, wor se de Mensken tau Millionen in tau Dode bröcht harn.

Wi kunnen dat erst nicht glöwen. Aover dann vertellde de äine, wat he in de verläden Jaohren hier maol belävt un de äänner, wat he dor maol upschnappt har. Nao un nao seegen wi vör us äin Stück van de Waohrheit, as se gräsiger nich uttaudenken is. — —

An äinen Dag in'n Harwst köm ik nao Hus. Ik müß dör't Fenster van den Tog an de verkehrde Kanten utstiegen, so vull was't. Ik kunn mi nich nao de Dörn hen rögen. Ik möök äinen Sprung un stünd up't Gleis. Mienen Karton schmeeten se mi nao.

Dat fünk an tau spüttern. De Wulken hängen däip. Ik kunn't dör dat groote Lock in't Dack van de Baohnhoffshallen säihn. Ik nöhm mienen Karton ünner den Arm un seeg tau, wor ik ut den Baohnhoff up de Straoten köm.

Äöwerall wassen Lüe taugange, de Stäine, Mürnwarks un Schutt wegrümden. So harn Bomben un Brand huust, datt ik enkelde Däile van de Stadt nich weerkennde. Un ik was doch in ehr upwassen! —

Tau Hus was't jüst so, as wenn se up mi töfft harn. Mauder kreeg de moiste Tas-

sen ut't Schapp un kaokde schwatten Tee. Den har se för den Dag upwaohrt. Vaoder wiesde mi sienen Tabak, den he sülwst baut har. De was häil gaud, meende he, bloß mit dat Schnien köm he nich taurecht. Dor müß he sik äinen Apparaot för utklamü-seern, sä he.

Wi seeten bi'n äänner in de Käöken üm den Disk as fröiher. Ik seeg, wo Mauder den Tee ut twäi Kannens ingööt. Ich kreeg ut änners äine wat. Ik frög, wat dat bedüden schull.

„Och, wäißt du, Junge“, sä Mauder lichtweg, „wi beide mäögt üm nich mehr so stark —“.

Ik sä, dann kunn ik mi uk woll mit den süftigen begnöigen.

„Wenn äiner dräi Jaohr Soldaot wäsen is, meen ik, hefft he woll äine gaude Tasse Tee verdäint“, gnurrde Vaoder do.

„Verdäint, seggst du, Vaoder?“ frög ik. „De Blöer un de 't tau seggen hebbt upstunns in use Land willt nich väl van us wäten.“

„Kumm, Junge, drink!“ nödigte Mauder mi. „Dat Waoter in'n Kädel kaokt noch.“

Ik keek na buten. Dat räängde duller as vörhin.

„Äin Glück, datt du in'n Drögen sittst.“ Mauders Stimm'.

„Hest du änners nix as de Plünnen, de du dreggst“, frög Vaoder.

ICK schüddelde den Kopp. Se harn us tauleßde noch ganz orig tauhatt. „Ik denk, ik heff noch wat för di“, sinneerde Vaoder und stünd uk all up. He köm foors wedder ut siene Kaomer.

Ik settde miene Tassen daol. Mauder gööt van näien in.

„Probeer, off he di paßt“, rööp Vaoder un hüllt mi äinen Mantel tau. He har äine dunkelgröine Klör.

Vaoder har sick as äin Schnieder, de äinen gauden Hannel maoken will. He sprüng üm mit tau, kloppde in den Hannen un rööp wisseweg:

„As was he extrao för di maakt! As was he extrao för di maakt! Junge! Wo sitt he üm de Schullern un in't Krüz!“

„He hollt warm“, sä Mauder, „de Winter kummt bold. — Un in dienen ollen kunn woll äin Schaulkind lopen.“

Ik müß mi för ehr äin paor maol drehen, datt se sik uk naug wunnern kunnen.

„Dat Tüügs is gaud! So wat heff ik mienläwe noch nich hatt!“ praohlde Vaoder. „Un so olt, as't all is!“

Up äaimaol kennde ik den Mantel weer:



„Is dat — ist dat — —.“

„Dat is de Mantel, den du domaols, vör Jaohren, du wäißt doch, Junge, ut usen Gaorn haolt best. Du wäißt dat doch noch?“ Vaoder würd iwrig.

„Van Unkel Kohn“, sä ik.

„Jao, Mauder har recht. De Mantel hüllt warm. Ik föhlde dat bit up miene Hut.“

„Hier, pack doch is dat Tügs an“, rööp Vaoder un nöhm den Ärmel, wor miene Linke in seet un reef üm tüsken siene Fingers.

„Wor — wor is Unkel Kohn nu?“ De Wöer güngen stur äöwer miene Tungen. Ik aohnde, wat kaomen möß.

„Se hebbt üm haolt“, sä Mauder, „un in äin van de Laogers bröcht. Dor sünd se ümkaomen, he un sien Frau un siene Döchtters un — —“

Vaoder har mienen Ärmel loslaoten.

„— de häile Familje“, sä he, wat Mauder nich mehr sä.

Dunkel un grot stünd de läipe Tied up. Se harn van Millionen Mensken in de Laogers schnackt un schräwen. Man ehre Beller wassen nich dütelk naug. Aower Unkel Kohn: Ik seeg üm, wo he den Waogen löök.

„Worüm hebbt ji üm nich holpen, üm un siene Familje?“ bölkde ik. „Ji wullen dat doch!“

Mi was häit. De Mantel hüllt warm.

„Vällicht harn wi't daohn“, sä Vaoder langsaom.

Ik begreeb. Vaoder bruukde nich wieder tau verklörn. He lööt sik up'n Stauhl saken, möi. Mauder möök sich an'n Schrank tau dauhn.

De Mantel brennde, as seet dor FÜR in. He seet eng üm mi tau.

Ik müß alläin wäsen. Ik reet de Dörn aopen un rönnde ut Käöken un Hus. De Wind huulde üm de Mürnkante un pietschde mi Rägendraopens in't Gesicht. Dat Straotenplaoster stünd blank, un dat Waoter söchde sik in lütke Bäkens den Weg.

De Rägen köihlde. Ik lööp dör dat Schur. Lüe stünden ünner Däcker und schuulden. Waoter sprütterde, wo ik mit miene Stäwel henstampde.

Ik böögde üm äine Straotenecke.

Dann was ik, wor ik hen wull. Ik seeg dat Hus. Hier, rechter Hand, har Unkel Kohn wahnt. Wände fählden, aower man kunn waohnahmen, wor de enkelden Rüme wäsen wassen. In de Müürs jappden Löcker. Kalk lösde sik. Stäine kunnen sik

nich hollen un kullerden na ünner. Stoff büülde. Hier har Unkel Kohn waohnt.

Van'n Bäöhn schepperde äin Brett. De Storm spälde dor äin bäten mit un schmeet't dann weg as äin Stück vullkleit Poppier.

Wat dö ik hier?

Mien Öllern harn Unkel Kohn helpen wullt. Se harn üm gaud kennt, as ehrliken Mensken kennt. Aver dann was dor nix van worden, un ik har se anbölkt. Mi was up äinmaol de ganze Not van äin Volk lechtklaor worden. Nu as ik wüß, wat se mit äinen Mann ut dit Volk un mit siene Familje daohn harn. Ik spörde de Warmte van den dunkelgrönen Mantel up mien Lief; se har mi hier hen dräwen. Man miene Öllern harn Unkel Kohn nich holpen: Ik was ja uk tau Hus wäsen doont, un vällicht harn se Angst hatt, datt ik — un disse Gedanke stöök in mi — datt ik alles verraoden kunn . . .

Hier har Unkel Kohn waohnt.

Ik stünd un keek up de Ruine. In de Schaule harn wi uk van Ruinen hört, aower de harn in Pompeji off Troja lägen.

Äin Junge spröök mi an. Siene Ogen wassen holl. He wull äine Zigarett'. Ik geef se üm. He stöök se vorsichtig weg. As de Junge all äin paor Träe wiedergaohn was, rööp ik üm trügge. He köm un gluurde mi an. Ik trück den dunkelgrönen Mantel ut un langde üm den Jungen hen.

He was erst acht off nägen Jaohr olt un kuun Unkel Kohn nich kennen.

De Mantel was mi tau warm un — müchen miene Öllern seggen, wat se wullen — väl tau eng.

De Junge wull gaor nich glöwen, datt he äinen Mantel schenkt kreeg. Taulebde, as he äin paaor maol „Danke“ seggt har, schlöög he üm äöwer de Schullern un lööp dor gau mit weg, datt ik üm nich weernahmen kunn. Wat schull ik mit äinen väl tau engen Mantel dauhn? — Aower, schööt mi dat dör den Kopp, löög ik mir dor sülvst nich wat vör?

De Wulken trücken. In'n Westen würd dat äin bäten lechter.

Draopens lööpen mi an't Gesicht daol. Ik nöhm äin Dauk ut de Tasken un reef se af. Do seeg ik, wo Lüe up de ännere Straotensiete mi ankeeken. Ik dö dat Dauk drocke weer an siene Stäe. Änners kunnen de Lüe voll meenen, ik dröögde Traonen ut mien Ogen af. Ik har so lange vör de Ruine van Unkel Kohns Hus staohn.

Heinz von der Wall



Verbaut in alle Ewigkeit

Bodenständiges und landschaftsgebundenes Schaffen im Schatten antitraditionaler Architektur

Leitwort: Quidquid delirant reges,
plectuntur Achivi!

Altrömischer Spruch

Notwendige Vorbemerkungen

Ehe das antiheimatliche Bauwollen der Gegenwart hier noch einmal grundsätzlich durchleuchtet wird, sei auf Wunsch des Verwaltungspräsidenten Dannemann vermerkt, daß die kritischen Ausführungen des Aufsatzes „Traditionelles und landschaftsgebundenes bodenständiges Bauen in der Krise unserer Zeit“ (Heimatkalender 1959. S. 114 ff.) nicht speziell gegen die obere Baubehörde in Oldenburg gerichtet sind. Der fragliche Aufsatz kennzeichnet vielmehr die Gesamtsituation.

Die nachfolgende Abhandlung (Heimatkalender 1960, S. 112 ff.) „Hannibal vor den Toren“ setzte die kritische Linie weiter fort. Ein dritter Aufsatz soll nunmehr das Thema vorerst beenden. Daß muß jedoch geschehen unter Wiederholung des Leitwortes vom vorigen Jahr, weil dort der Druckfehlerteufel sein Spiel trieb. Auf der ganzen Linie beweist der Fragenkomplex die Wahrheit des altrömischen Spruches „Was die Könige fehlen, büßt das Volk!“

Mit meiner Aufsatztrilogie über gestalterische Tendenzen und ideologische Hintergründe des „modernen“ Architekturbetriebes wurde der Heimatkalender zur Arena. Diese unvermeidliche Folge entsprang notwendigen Feststellungen ungeschminkter Art über antiheimatliche Zusammenhänge. Dabei ist der Heimatkalender doch legitimiert, Fragen des öffentlichen Lebens kritisch anzugehen, deren Belange für die praktische Heimarbeit bedeutsam sind. Der scheinvornehme Einwand, „ungebärdige Autoren, die sich an den Behörden reiben“, gehörten nicht hinein, sucht die Aufgaben des Kalenders zu verharmlosen und seine Aktualität herabzusetzen.

Meine Kritik an der den Landbezirken drohenden Architekturentwicklung mußte, um die Wirkung eines unüberhörbaren Anrufes zu erreichen, herbe Worte nach vielen Richtungen ins Parteibuch schreiben. Deswegen ließ sie von Anfang an einige Rücksichten auf Benimmfragen publizistischer Höflichkeit fallen. Die Entwicklung hat be-

wiesen, daß es — auch in Zukunft — nicht ohne Backpfeifen für den Antitraditionalismus geht...

Wenn ich über neueres Bauen im Spannungsverhältnis zum bodenständigen Schaffen eine eigene Meinung zu äußern wagte, konnte ich mir natürlich kaum überall Wohlwollen zuziehen. Die Berufspflicht des Kritikers bedingt gelegentlich, als Rüpel verschrien zu werden. Wer obendrein als demokratischer Staatsbürger riskiert, „offizielles Wirken“ im heutigen Bauwesen anzuzweifeln, muß vollends mit unerfreulichen Reaktionen rechnen. Jeder, der sich eine eigene Meinung erlaubt, hat eben dafür den Kopf hinzuhalten. Wer sich seine Überzeugung etwas kosten läßt und wie hier Gefahren der antitraditionalen Bauweise aufzeigt, ist ein unbequemer Zeitgenosse. Gleiches gilt für die ungeschminkte Darstellung der dazugehörigen kulturpolitischen Praktiken. Irgendwie berechtigen alle Erfahrungen zu einem Schluß darüber, wie mächtig angemerzte Einflüsse bereits sind.

Die Gegenwart steckt voller Strebungen, die den guten Geist des flachen Landes allgemein und den unserer Heimat im besonderen gefährden. Auf diesem Felde hat die geforderte „bäuerliche Kulturpolitik“ zwingende Aufgaben. Mir fehlt der Ehrgeiz, Kulturpolitik im Klassenkampfstil bzw. auf der Ebene der Klassenkampfstrategie zu machen. So sind meine Aufsätze weder hetzerische Dramatisierung überbetonter Einzelerfahrung noch Übungsfeld deplazierter Demagogie, sondern ehrliche Beiträge zum geistigen Meinungskampf. Mit Humor konstatiere ich die offensichtliche Aufregung. Manchmal scheint es empfehlenswert, etwas Feuer unter die Sitze zu halten, damit der rechte Moment nicht verpaßt wird. Der publizistische Flammenwerfer muß allerdings in Kauf nehmen, zum „journalistischen Brandstifter“ erklärt zu werden.

Die Gegenseite hat darzutun, ob noch sachliche Kulturpolitik möglich und eine objektive Basis der Auseinandersetzung vorhanden ist. Der Leitaufsatz dieses Kalenders („Ohne Vergangenheit keine Zukunft“, S. 35 ff.) zeigt, wie heutzutage leider eine Politik Platz greift, die als Unterwanderung in die Amtsstuben und in die Zentralen der



öffentlichen Meinungsbildung für unser Zeitalter und bestimmte Ideologien repräsentativ ist. Mir schwebt unablässig das Ziel vor, arglose Romantik aufzuklären und konventionelle Denkformen aufzulösen. Beide sind schädlich.

Die Heimatbewegung geriet nach dem letzten Kriege aus vielerlei Gründen in die Defensive. Sie darf der längst fälligen Auseinandersetzung nicht ausweichen. Notwehr fordert von Ihr, allen antiheimatlichen Mächten entgegenzutreten. Zugeständnisse kämen einer Aufgabe der Position gleich. Mit schönen Sprüchlein wären Zeit und Mühe nutzlos verthan. Zuckerguß hilft nicht mehr weiter. Der Respekt vor der kulturpolitischen Monopolherrschaft des antitraditionellen Lagers sollte nicht so weit gehen, das eigene Urteil hintenanzusetzen oder gar zu unterdrücken. Immer wieder lehrt die Erfahrung: Nachsicht im Urteil dient dem Gegner, Verhaltenheit in der Formulierung wird mißachtet. Also ist unserer Sache mit Flucht in unverbindliche Neutralität nicht gedient. Nur der Mut zur kritischen Wertung erschließt die Mitte des Anliegers.

Überdies würde die Heimatbewegung steril, sobald geistige Spannungen und Widerstände fehlten. Selbstzufriedenheit ist gefährlich. Sie läßt befürchten, daß die Diskussion ausbleiben wird. Deswegen sind „schlafende Hunde“ zu wecken. Wer im persönlichen Erleben der ursprünglichen Begegnung, mit dem rücksichtslosen Gebrauch zeitgenössischer Asphaltarchitektur in unseren Landbezirken, keinen tragenden Grund für die eigene originäre Meinung erringt, hat sowieso zu schweigen.

Der aufrichtige Heimatfreund darf beanspruchen, provozierende Gedanken zum modernen Bauen auf dem Lande zu äußern, ohne dafür groben Unrechts bezichtigt zu werden. Er muß „provokant“ sein, um überhaupt noch Gehör zu erlangen. Dieser Umstand bedingt deutliche Sprache, die weder „beleidigend“ noch „verunglimpfend“ ist. Wie käme ich dazu, mir das Thema mit einem konzessionierten Wortschatz vorschreiben zu lassen? Wohltemperierte Fachreferenten-Kritik führt hier nicht zum Ziel. Jedenfalls sollte eine kritische Tonart die Arrangeure dieses „Baustils“ nicht chokieren. Es verstößt nicht gegen den Anstand, „moderne Baumoden“ und Praktiken ihrer Durchsetzung als das zu bezeichnen, wofür der Heimatfreund sie bei kritischer Beobachtung hält. Ansonsten macht er aus seinem Herzen keine Mördergrube und ist nicht so

wehleidig, gewisse Dinge ohne vernünftliches Schmunzeln hinzunehmen.

Trotz allem ruht die Heimatbewegung auf starken Grundlagen. Zuschriften bestätigten spontan meine Auffassung über antitraditionales Bauen. Sie applaudieren zum „herrlich unbefangenen Verriß der städtischen Baumoden auf dem Lande“. Solche Akklamation stellt ein wichtiges Politikum dar, das wohl in kurzen Beispielen zu aktivieren wäre: „Ich wollte Ihnen nur folgendes schreiben: Ich habe mich — und mit mir viele ähnlich Gesinnte — über Ihren Artikel aufrichtig gefreut. Ich habe mir gesagt: Endlich steht einer auf und schreibt gegen den modernen Glaskasten- und Scheunenunfug, der heute von allen Behörden getrieben wird...“ Anderswo heißt es: „Mein Schreiben bezweckt nichts anderes, als Ihnen zu danken für Ihren mutigen Vorstoß...“ Oder noch an anderer Stelle: „Man muß wohl Stellung nehmen gegen die fürchterlichen Auswüchse, die sich vielfach auf dem Baugebiete breit machen. Ich meine, es kann nicht schaden. Es muß doch einmal Einhalt geboten werden. Vielleicht wissen wir gar nicht, wieviele Menschen es gibt, die sich mit Abscheu von all den entsetzlichen Bauten abwenden...“

Dieser „consensus populorum“ gestattet den Schluß, daß die Zahl derer, die durch meine Aufsätze freundlich bewegt wurden, beträchtlich sein dürfte. Offenbar wird über den Kopf der Bevölkerung, die verständnislos abseits steht, einfach hinweggebaut. Um so kleiner ist der Kreis, der feindlich reagiert hat. Er verschließt den Blick vor der radikalen Formzertrümmerung und verleugnet das Recht zu warnender Aufklärung. Dort lebt anscheinend kein Gespür für die unheimliche Sinnbildlichkeit des rapiden Ablaufs der „modernen“ Architektur. Tradition und Entwicklungsmöglichkeiten des angestammten „Alten“ stoßen auf programmatische Ablehnung.

Das verleugnete Vorbild

Motto: „Man kann wohl alle Menschen für wenige Zeit,
auch wenige Menschen für alle Zeit,
niemals aber alle Menschen für alle Zeit zum Narren halten!“

Abraham Lincoln

Präsident der USA (1861—1865)

Katastrophenzeiten haben mit ihrer geistig-seelischen Zerrüttung stets günstigen Nährboden für Narrheiten verschiedenster Art abgegeben. Als auffälligste Narrheit



tritt jeweils die totale Verleugnung der Vergangenheit auf. Sie ergreift wie eine Krankheit die entwurzelten Elemente ihrer Zeit. Auch heute sucht uferloser Antitraditionalismus die Kulturhoheit auf allen Gebieten zu usurpieren. Vorzüglich strebt er danach, die eigentümlichen Volkstumsräume einzuebnen, indem er das Erbe der Überlieferung ignoriert, sabotiert und nach Möglichkeit zerstört. Seine Vertreter lassen, selbst schon in unserer Heimat, den immer noch vorherrschenden Bestand an bodenständigen Bauwerken kaum mehr zur Geltung kommen. Sie betrachten ihn als unverbindlich für heutiges Bauschaffen, obwohl das Erscheinungsbild unserer Heimat gerade in den Landbezirken nach wie vor vom alten niederdeutschen Gehöft als dominierendem Bauwerk bestimmt wird.

Als die überlieferten Bauwerke entstanden, sprach niemand von „bodenständig“ und „landschaftsgebunden“. Beide Begriffe waren dem allgemeinen Bewußtsein fremd. Man tat das Nächstliegende und wählte Baustoffe, die die Heimatlandschaft natürlich darbot. Hierzulande fanden sich Holz, Lehm, Findlinge und Stroh; später auch Natursteine, Ziegel und Reit. Unmittelbar wurden diese Stoffe der näheren Umgebung entnommen. Ihr selbstverständlicher Gebrauch bildete in wachsender handwerklicher Erfahrung spezielle Formen heraus. Überlieferung von Generation zu Generation vollendete solche dann mit der Zeit zu gestalterischer Meisterschaft. Der Baustoff blieb im Bauwerk gleichsam Stück der Ursprungslandschaft. In unseren deutschen Volkstumsräumen ließ ehrwürdige Tradition so jene Bauformen heranreifen, die wir heute „bodenständig“ nennen.

Sobald nun bodenständige Bauwerke als unlösbare Bestandteile in eine bestimmte Landschaft eingehen, bezeichnen wir sie als „landschaftsgebunden“. Solche Bauwerke stehen immer in Einklang mit ihrer Umgebung. Vielfach bedeuten sie deren Steigerung. Stets jedoch prägen sie ihrer natürlichen Stammlandschaft die Grundzüge auf. Im Idealfalle leihen sie der Urlandschaft den krönenden Akzent. Aus der Wechselwirkung von Baustoff und Bauform, von Bauwerk und Umgebung erblüht der unwiderholbare Zauber alter „Kulturlandschaften“. Er umschließt das besondere Geheimnis unserer Bauerngehöfte, der Dorf- und Städtebilder, sowie vieler Kapellen, Kirchen, Burgen und Schlösser. Landschaftsgebundene

Bauwerke kristallisieren das menschliche Wesen des dazugehörigen Volkstums. „Sage mir, wie du bauest, und ich sage dir, wer du bist!“

Überkommene bodenständige und landschaftsgebundene Bauwerke in Gestalt einzelner Gehöfte und ganzer Bauerndörfer bestimmen noch immer den Charakter unserer Heimatlandschaft. Ihr nach Zahl und Bedeutung dominierender Bestand verpflichtet. Er übt entsprechenden Einfluß auf die Ziele der praktischen Heimatarbeit, die eine bodenständige und landschaftsgebundene Baupflege fordert. Wir dürfen uns keinesfalls damit begnügen, die alten Bauwerke als „museumsreif“ unter Denkmalschutz zu stellen. Diese können verbindlichen Einfluß auf neuzeitliche Weiterentwicklung beanspruchen. Das Leben ist aus ihnen nicht entwichen. Wir müssen es gestalterisch neu erwecken und fortentwickeln.

Unsere heimischen Menschen stehen der sinnvollen Weitergabe des Alten verständnisvoll gegenüber, wie das letzte Jahrzehnt mit einer wachsenden Reihe überzeugender Beispiele beweisen kann. Sie haben den inneren Zugang zur noblen Grundhaltung der großen Bauernhausarchitektur bewahrt. Die seltsam eindringliche Atmosphäre des angestammten Hauses bleibt jedermann unvergeßlich. Sie erzeugt nachhaltige Wirkungen und reicht tief in allgemeinmenschliche Bezirke hinab. Trotz zivilisatorischer Mängel für heutige Begriffe wirkt im alten, bewohnten Bauernhause eine wertvolle Bewahrung des Gemütes, die für die Erhaltung des lebendigen Traditionsgefühls und für die Vertiefung des historischen Bewußtseins von wohlthätigstem Einfluß erscheint. Auch der Widerhall des Museumdorfes in Cloppenburg, der von Jahr zu Jahr ausgedehntere Kreise zieht, ist verheißungsvolles Symptom. Aber diese beispielhafte Schöpfung von Dr. Ottenjann müßte mehr als bisher mit praktischen Einrichtungen für eine vernünftige ländliche Baupflege ausgestattet werden. Hier liegen fruchtbare Möglichkeiten brach, weil kulturpolitische Zeitkonstellationen das Museumsdorf in Cloppenburg vernachlässigen.

Man dürfte die „alten“ Häuser nicht so rücksichtslos abschreiben, wie es immer häufiger geübt wird in Kreisen, die der Verantwortung dafür nicht entbunden werden können. Andererseits sollten ernsthafte Versuche, auf Grundlage des Alten nach neuen Lösungen durchzustößen, Anerkennung und





Randerscheinung oder Vorbild? Dieses neue Bürgerhaus wurde am Rande eines kleinen heimischen Landstädtchens errichtet, dort, wo die Häuser unmerklich in die ländliche Umgebung übergehen. Ganz natürlich verbindet es in harmonischer Weise zugleich Zeitlosigkeit und Neuzeitlichkeit, sowie freundliche Würde und saubere Behaglichkeit. Es wirkt keineswegs als „Randerscheinung“. Fröhlich vertraut und vornehm zurückhaltend ist es im Werkstoff bodenständig und in der Form landschaftsgebunden. Unaufdringlich bleibt es im handwerklich-traditionellen und räumlich-historischen Rahmen. Es will nicht auffallen, sondern sich einordnen. Dieses Haus ist dem heimischen Volkstum verhaftet. Man käme nicht auf den Gedanken, es etwa in eine italienische Landschaft zu versetzen; so „einkennig“ gehört es in den niederdeutschen Raum. Und doch kann hier von keiner kunstgewerblichen Nachahmung die Rede sein. Die schöpferische Verwendung historischer Fachwerkmotive erscheint durchaus in neuzeitlichem Gewande. Selbstverständlich bieten solche Häuser in ihrem konservativen Erscheinungsbilde innen allen neuzeitlichen Errungenschaften Platz. Es wäre gut um den angestammten Charakter unserer heimischen Ortsbilder bestellt, wenn solche unaufdringlichen Bauten wieder phantasievoll und abwechslungsreich dominieren würden. Insofern begegnet uns hier ein echtes Vorbild und keine „Randerscheinung“.

Photo: Alwin Schomaker-Langenteilen

Unterstützung anstatt offiziell Ignorierung oder gar Ablehnung finden. Bei gutem Willen müßte es möglich sein, zwischen der heimischen Bautradition und den baukünstlerischen Erkenntnissen der Gegenwart eine lebensvolle Synthese zu schaffen. Mittels dieser wäre zu zeigen, daß mit dem guten Fachwerk, ähnlich wie mit der bewährten Ok-

tave, noch mancherlei anzufangen ist trotz übermächtiger antitraditionaler Ideale, wie sie in der „modernen“ Architektur und „abstrakten“ Kunst oder in der Zwölftontechnik der „neuen“ Musik verkörpert sind.

Neue Baustoffe und Bauformen (man hat die schräge Asymmetrie mit „schräger“ Musik verglichen!), die unsere Zeit mit lauter Pro-

Die Ableitung der Architekturphänome aus entsprechenden Ideologien ist kein Scheinproblem und durchaus erlaubt. Eine saubere Scheidung zwischen beiden fällt außerordentlich schwer. Die antitraditionale Bauweise geht mit „fortschrittlichen“ Glaubenssätzen Hand in Hand. Jeglicher Antitraditionalismus ist Wasser auf die Mühlen sozialistischer Weltverbesserer und entwurzelter Weltanschauungen. Seine innere Linie verläuft früher oder später ins linksgerichtete Lager zurück, von wo auch der Ausgang stattgefunden hat. Es ist zulässig, beide in einem Atemzug zu nennen, was keine primitive Gleichsetzung bedeutet. Sehr bald zeigt die nähere Untersuchung der gegenwärtigen Architekturphänomene, in welchen Geleisen der Antitraditionalismus dahinfährt, und wie seine Weichenstellung politisch linksspurig endet.

Die Verbindung bestimmter politischer Ideologien mit bestimmten ästhetischen Idealen (Marxismus — Materialismus — Sozialismus — Antitraditionalismus: geometrisch genormte — kubisch entseelte Architektur) ist geistig orientiert an der, nach Nutzen, Zwecken und Funktionen rationalisierten, entwurzelten Massengesellschaft. Der Zug zum Massenmenschen leitet mit dem „Gemeinwerden der Herzen“ (Baudelaire) die Zerstörung jeglicher Kultur ein. Er mündet in menschenfeindlicher technischer Zivilisation (Ortega y Gasset). Globale Uniformierung auf allen Lebensgebieten verschleißt die Volkstümer im allgemeinen und die menschliche Einzelpersönlichkeit im besonderen. Sie führt schließlich zum Aussterben gesunden Volkstums überhaupt. Die kalte schematische Perfektion der Wohnblocks „(Wohnmaschine)“ löst bei vielen Zeitgenossen geheimes Grauen oder wenigstens beängstigende Gefühle aus. So trifft der Begriff „volksnahe baumeisterliches Schaffen“ für den heutigen Architekturbetrieb keinesfalls mehr zu. Die nivellierten, unmenschlich entseelten „Bauschöpfungen“ des Antitraditionalismus sind von der Wurzel her volksfremd. Obendrein drohen Zentralisation und Normung mit Herrschaft der Bürokratie. Hellsichtig bezeichnet der Volkswitz die modernen Verwaltungs- und Schulblocks als „Bürokraten-silos“ und „Funktionärsfabriken“.

Je mehr sich die Verwaltung im Bauwesen überwiegend an nützlichkeitsbedingten Aspekten und an allzu funktioneller Sachlichkeit („Reine Zweckbauten“) orientiert, desto mehr werden die „alten“ Bauten

zu unnützen Schemen und erstarren die neuen zur Formel, Phrase und Fassade. Der gleichmacherische baumodische Uniformismus entspringt sowohl einer Überbewertung der Bautechnik als auch menschlicher Verflachung, seelischer Verkümmern und geistiger Bindungslosigkeit. Über weite Bereiche gleicht die „moderne Architektur“ einem geistig-seelischen Landesverrat und einem charakterlichen „Strip-tease“, mag man auch meinen, wonders welche zeitnahen und neuzeitlichen Formen vorzustellen. Dirigistische Verwaltungsroutiniers und kulturpolitische Drahtzieher sind Ammen des Einheitsstiles, der niemals in unsere angestammten Volkstumslandschaften hineinpaßt.

Der aufgelegte Schwindel und Snobismus im antitraditionalen Architekturbetrieb von heute — dieses „architektonische Experiment am Körper der schönen Muse“ — findet also doppelten Rückhalt: a) kulturpolitisch in einer protektionistischen Plan- und Zuschußwirtschaft (Etatismus im Bauwesen), b) propagandistisch in einem alles umfassenden und erfassenden Monopol der Meinungsbildung. Dem Publikum bleibt gewöhnlich nichts anderes übrig, als obrigkeitsgläubig und untertanenselig die offiziell dargereichten Architekturoffenbarungen zu bestaunen bzw. vertrauensvoll und dankbar die vorgedachten Ansichten des antitraditionalen Meinungsmonopols aus den Schlagzeilen und den Lautsprechern, vom Bildschirm und der Kinoleinwand entgegenzunehmen. Die kompetenhafte Entwicklung der Publikationsmittel vermehrte die Chance, diesen „Stil“ mit allen Raffinessen in den siebenten Architektenhimmel und zur angeblich repräsentativen Baukunst unserer Zeit zu erheben. Das flache Land mit seinen besonderen Erfordernissen existiert nicht für solche Ideologen des Asphalts. Jedenfalls lebt die „moderne Architektur“ nicht eigentlich im Volke. Gleiches trifft ja auch für die „moderne Kunst“ zu. Beide sind im Grunde Propagandaobjekt und Propagandamittel, sowie Agitationsinstrument des antitraditionalen Materialismus und intellektuellen Nihilismus.

Es kommt nun alles darauf an, möglichst augenfällig zu machen, wie gefährlich die antitraditionale Ideologie als kulturpolitische Macht sich mit der gegenwärtigen Meinungsbildung verbinden kann, und welche verhängnisvollen Konsequenzen daraus für die Heimatbewegung entstehen. Diese enge Verquickung fand ihre günstigen Voraussetzungen in den besonderen Verhältnissen der

ersten Nachkriegszeit. Sie bildete sich in dem Vakuum nach dem Umbruch (1945). In der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (7. Oktober 1959) versucht Friedrich Sieburg eine psychologische Erklärung in Hitlers Racheakt an der „entarteten Kunst“: „Eine Art von Geniertheit ist uns geblieben. Das verstärkt die allgemeine Furcht des Publikums und der Behörden, als Banausen oder Rückschrittlertlarvt zu werden. Es gibt wohl keinen spassigeren Anblick als den eines Bürgermeisters mit Amtskette, der konkrete Miene zum abstrakten Spiel macht...“ Tatsächlich verlassen sich die Offiziellen wohl oder übel auf den beamteten „Fachmann“. Nach Lage der Dinge bleibt ihnen nichts anderes übrig. Diesem aber will selbst kaum gelingen, überzeugende Kategorien für die „neue Architektur“ zu formulieren. Bisher ist kein Maßstab gefunden, der eine sichere Unterscheidung zwischen Bluff und Leistung ermöglichte. Das „Fortschrittliche“ erscheint als technisches Kunststückchen oder als ideologisches Wunschbild, denen beide keine echte Qualitätserfahrung zugrunde liegt. Trotzdem aber wagt man es, unseren Dörfern und Kleinstädten in öffentlichen Bauten den antitraditionalen Formwillen zum Nachteil konservativeren Schaffens aufzuzwingen.

Mit Bedauern nehmen wir den Ruin der schönen Städtebilder durch neue Stahlbetonkuben und Glasungeheuer des einfallslosen bundesdeutschen Konjunkturstiles zur Kenntnis. Wo gibt es heute noch echte städtebauliche Originalität? Umso weniger dürfte der großstädtische Abklatsch als „Scheuenenstil“ oder sonstige „moderne Baumode“ Eingang in unsere weiten Landbezirke finden, mögen auch in den engen Massensiedlungen der Städte Blockbildungen aller Art mit fortschreitendem Platzmangel immer unvermeidlicher werden. Die Erkenntnis der absoluten Verleugnung bodenständiger und landschaftsgebundener Vorbilder im Bauschaffen der Gegenwart und die Einsicht in die soeben geschilderten grundsätzlichen Schlußfolgerungen sollten alle Heimatfreunde zu geschlossener Abwehr vereinen. Daß eine Abwehr auf dem Lande möglich ist, hat die Kraftprobe um den Hof Thünemann in Westfalen bewiesen (vgl. Heimatkalender 1960, S. 112 ff.).

Vor allem der familiengerechte Häuserbau (Wohnhaus im Sinne von Heim und Heimat) sollte die schöpferische Anwendung überlieferter Bauformen pflegen. Das schließt im Innern neuzeitliche Errungenschaften

nicht aus. Die bodenständige Bautradition enthält zahlreiche Gestaltungselemente, die an sich zeitlos und allgemein verständlich sind. Sie knüpfen außerdem an die Vergangenheit an, die für unverbildete Menschen stets von Wichtigkeit ist. Erst als bodenständiges Heim gewinnt das Wohnhaus der Landbezirke über die primitive Notdurft des Alltags und neben seinem praktischen Zweck als Zufluchtsstätte gegen Unbilden der Natur im Ablauf der Jahreszeiten tieferinnerliche Bedeutung.

Zum Glück lebt in unserem Volke nach wie vor die beharrliche Neigung, den häuslichen Bereich innen und außen mit zielbewußtem Fleiß eigenwillig zu gestalten. Der naturhaft angeborene Wille, den eigenen häuslichen und familiären Bereich mit persönlicher Arbeit und Hingabe zu durchformen und zu erwärmen, muß mit allen Mitteln gegenüber unpersönlichen Baumoden aktiviert werden, die ohnehin ihre Flegeljahre nie überwinden. Kein Wunder, wenn uniforme Reihensiedlungen sich keiner uneingeschränkten Beliebtheit erfreuen. Vielfach verdanken sie ihre Existenz, so fühlt man noch, irgendwelchen schematischen und geichmacherischen Tendenzen. Darum gibt es immer häufiger Menschen, die davor zurückschrecken, „in der Reihe“ zu bauen. Sie fürchten um den Verlust der eigenen Note und des eigenen Familienbereiches, um den Abstand vom Nächsten, den jedes persönliche Selbstbewußtsein braucht.

Auch die öffentlichen Bauten in unseren Dörfern und Kleinstädten (Geschäftshäuser, Verwaltungsgebäude, Schulen, Bahn, Post usw.) könnten manche Anregung aus der überlieferten bodenständigen Bautradition beziehen. Ihre Auftraggeber und offiziellen Planverfertiger müßten diesbezügliche Verpflichtungen wieder anerkennen anstatt irgendwelchen modischen und nichtssagenden Spielereien Raum zu gewähren. Die gestalterische Anlehnung an die schönen alten Vorbilder dürfte nicht noch weiter in Verruf gebracht werden. Die kurzatmigen Baumoden, diese weltanschauliche Hochstapelei mit grauslichen geometrisch-abstrakten und asymmetrisch-parabolischen Dingen, von denen am Ende nur Langeweile oder höchstens ein Stückchen Hygiene übrigbleibt, haben ohnehin rasch einen „Bart“. Man sollte sie an sich nicht tragischer nehmen als die verwehenden Bärte der heute so sattem bekannten „Teddyboys“.



Jedoch solange dienstbeflissene „Sachverständige“ oder „Beauftragte“, denen echter Widerhall im Volke gleichgültig ist, baulich omnipotent „verwalten“, wird die Angelegenheit zum Problem. Solche Vertreter drängen Althergebrachtes in den Schatten des Antitraditionalen. Sie bekennen sich zum bürokratischen Diktat des „Neuen“ und verstatten keine andere Form. Natürlich wird der Heimatfreund trotzdem seine Forderungen erheben, wenn auch die modernen Zensoren seine Zensur nicht hinter den Spiegel stecken. Vielleicht handelt die „Sachverständigen-Intelligenz“ auf baulichem Felde heute trotz oder wegen ihrer Bindung an das antitraditionale Lager mehr aus Opportunität als aus Überzeugung.

Wenn der Heimatfreund erkennt, wie und von wem die antitraditionale Architektur „gemacht“ wird, muß er eine strenge kritische Kontrolle der Gegebenheiten anstreben. Täuschen wir uns nicht! Das ganze Thema darf nicht in einem Tabu erstarren. Es muß mutig aufgegriffen und durchgeführt werden, so unbequem das für manchen sein mag. Die Verstaatlichung der „Kultur“ — dazu gehört auch die offizielle Lenkung von Bauformen — sowie allzuviel Verwaltung — sind der sicherste Weg, den Kollektivismus vorzubereiten. Mir scheint, hier führt von der Vergangenheit in die Zukunft kein Weg, über dem Richtsterne der Heimat stünden. Dieser Weg wäre dann verbaut in alle Ewigkeit. Alwin Schomaker-Langenteilen

Prälat Bernard Dinkgrefe †

Aus der Bauerschaft Addrup sind in den letzten beiden Jahrhunderten drei hohe kirchliche Würdenträger hervorgegangen, die sich fern der angestammten Heimat um den kath. Glauben hohe Verdienste erworben haben. Zwei von ihnen entsprangen der jetzt in Addrup ausgestorbenen Familie Borges auf der alten Waschefortschen Kötterstelle. Der älteste von ihnen, Otto Borges, wirkte viele Jahre als Missionar und bischöflicher Stellvertreter unter den Einwanderern und Indianern der großen, neuengerichteten Diözese Cincinnati in USA. Der Sohn seines Bruders, Caspar Heinrich Borges, war 22 Jahre lang (1868—1890) Pfarrer und Kanzler der Erzdiözese Cincinnati und Titularbischof von Caledon, Detroit und Phacusa.

Seine Mutter Anna Maria stammte aus der angesehenen Bauernfamilie Dinkgrefe, deren Vorfahren im Mittelalter das Amt eines Thingrafen (daher auch der Name) beim Freigericht in Addrup bekleideten. Aus dieser Familie ging auch der dritte Würdenträger der Bauerschaft hervor, der hochw. Herr Dechant und Pastor primissarius der Gesamtgemeinde Hamburg, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, Pfarrer Bernard Dinkgrefe, der 1931 seine letzte Ruhestätte auf dem stillen Friedhofe in Bevern fand.

1. Sein Lebensgang

Bernard Dinkgrefe wurde am 12. Oktober 1858 in Addrup geboren. Nach dem Besuch der Volksschule (Lehrer Kayser) ging er auf das Gymnasium in Vechta, wo er Herbst 1880 die Reifeprüfung bestand. In Münster und Innsbruck widmete er sich dem Studium der Theologie und wurde am 24. Febr. 1886 im hohen Dom zu Osnabrück zum Priester geweiht. Ein Jahr wirkte er als Kaplan in Lathen an der Ems.

Dann kam er 1887 als Hilfsgeistlicher in die Diasporagemeinde Hamburg. Als wahrer Apostel der Großstadt war er dort 45 Jahre lang in der Seelsorge wie auf sozialem und kulturellem Gebiet mit vorbildlichem Eifer unermüdlich tätig. An der Michaeliskirche erhielt er zunächst tiefen Einblick in die Arbeiten und Nöte eines Diasporaseelsorgers. Nach 5 Jahren wurden er zum Pastor an die St. Bonifatiuskirche in Eimsbüttel, einer Vorstadt Hamburgs berufen, wo er 9 Jahre tätig war.

Ein Menschenleben lang stand der verdiente Seelsorger seit 1901 als Pastor primarius der Gesamtgemeinde Hamburg vor, zugleich als Pfarrer an der kleinen Michaeliskirche und später an der Elisabethkirche. Sein segensreiches Wirken im steinigen Weinberge des Herrn wurde 1923 gekrönt mit der damals seltenen Würde eines päpstlichen Geheimkammerers und Hausprälaten.



Während der letzten Lebensjahre bekleidete er auch das Amt eines Dechanten von Hamburg. Ganz plötzlich erlag er in den Morgenstunden des Festes Mariä Geburt im Marienkrankenhaus, wohlgestärkt mit den hl. Sterbesakramenten, einem schweren Herzleiden.

2. Der Seelsorger

Die „Nordische Volkszeitung“ in Hamburg würdigte die Arbeit des verstorbenen Prälaten durch einen tief empfundenen Nachruf. In ihm heißt es u. a.: „Zum letzten Male werden sich heute morgen, 9.30 Uhr, die Katholiken der Freien Stadt Hamburg in der St. Elisabethkirche an der Oberstraße um ihren langjährigen Führer scharen. Keiner wird es leicht begeifen können, daß er, „unser Prälat“, nicht mehr unter uns weilt. Er, der mehr als 30 Jahre hindurch unser aller Leiter war, und der bis ins Greisenalter als aktiver Führer uns vorangegangen ist.

Der Aufbau des modernen kath. Hamburg ist in erster Linie sein Verdienst. Hamburg ist in den letzten 30 Jahren über den alten Umfang hinausgewachsen und Millionenstadt geworden. Konform mit der allgemeinen Entwicklung ging der aufsteigende Katholizismus. Von allen Seiten strömten Katholiken in die freie Stadt. Die kath. Gemeinden vergrößerten sich, mußten geteilt und neue Gemeinden gegründet werden. Die Zugezogenen wurden erfaßt und den Katholiken aus allen Teilen Deutschlands wurde in der größten Diasporastadt des Reiches eine Heimat geschaffen. Das war eine der großen Aufgaben des Pfarrers, die er nach menschlichem Ermessen vorzüglich gelöst hat. So konnte dank seines vielfach erprobten Organisationstalentes Mitte 1925 die achte kath. Kirche in der Großgemeinde erbaut werden. Seine Amtskollegen und mit ihm alle Katholiken Hamburgs werden sein vorbildliches Wirken ewig im Gedächtnis behalten.

Neben diesen aufbauenden Arbeiten hat er, mit klarem Auge die realen Möglichkeiten erkennend und mit niedersächsischer Energie und Tatkraft seine Pläne durchsetzend, Werke geschaffen, die noch unsere Kindeskinde bewundern werden. Wir erinnern hier nur an seine Verdienste um das Marienkrankenhaus, um die Seemanns- und Auswanderermission und um die kath. Presse Hamburgs.“

3. Die politische Arbeit

Über die politische Arbeit von Prälat Dinkgrefe führte die Zeitung in dem schon genannten Nachruf weiter aus: „Seine Tätigkeit als Prototyp des Diasporaseelsorgers mußte naturnotwendig weit über seine Arbeiten als Geistlicher hinausgreifen. Seit seinem Amtsantritt ging es ihm darum, den Diasporakatholiken seiner geliebten zweiten Heimat die politische und gesellschaftliche Stellung zu erringen, die ihnen der Zahl nach zukam. Er mußte daher über seinen Berufskreis hinaus sich allgemeinen öffentlichen Aufgaben widmen. Im Jahre 1919 trat er als Abgeordneter in die Bürgerschaft ein, der er bis zum Tode angehörte. Er war ferner Mitglied des Wohlfahrtsamtes, der Gesundheitsbehörde und Bezirksvorsteher des Jugendamtes. Ebenso wie der zweite Zentrumsabgeordnete schloß er sich als Gast der Fraktion der Deutschen Volkspartei an. Noch am Sonntag vor seinem Tode wollte er zu den Katholiken und Zentrumsleuten Hamburgs sprechen, und keiner der wartenden Teilnehmer wird gedacht haben, die Stimme des verehrten Redners nie mehr zu hören, und daß die letzte Begegnung mit ihm an seiner Bahre stattfinden sollte.

Prälat Dinkgrefe war keine politische Kämpfernote, und jedes provozierende Verhalten, jeder Zank und Streit, jede konfessionelle Hetze waren ihm verhaßt. Mit feinem Taktgefühl und vorbildlicher Vornehmheit war er in allen Lagen bemüht, einen verständigen Ausgleich zu schaffen. So gelang es ihm, sich in Hamburg durchzusetzen und unermüdlich arbeitend sein Ziel zu erreichen.“

Der Bericht schließt mit dem treffenden Werturteil: „Von allen Pfarrkindern und von allen Katholiken Hamburgs wurde Prälat Dinkgrefe als geistiger Vater angesehen und hochverehrt. Jetzt, wo er nicht mehr unter uns weilt, werden wir uns oft der kleinen Begegnungen und Begebenheiten erinnern, die um ihn spielten. Er hat sich und seinem Wirken unter uns ein Denkmal gesetzt, vor dem wir in Liebe und Verehrung stehen, und von dem noch spätere Generationen des kath. Hamburgs bewundernd sprechen werden.“

4. In heimischer Erde

Als Mensch war der verstorbene Prälat in Statur und Charakter ein echter Sohn seiner oldenburgischen Heimat, kernig, ge-



radeaus, einfach und wahr. Oft besuchte er seine Verwandten, und gern nahm er Fühlung mit kath. Organisationen des Münsterlandes. So sprach er am 10. 6. 1922 in einer Versammlung des Vereins kath. Old. Lehrerinnen. Wie sehr ihm die Heimat am Herzen lag, beweist am deutlichsten sein letzter Wunsch, auf dem neugeweihten Gottesacker seiner Heimatgemeinde Bevern die letzte Ruhe zu finden. Gern hätten seine Hamburger Pfarrkinder die sterbliche Hülle in ihrer Mitte gebettet, aber dem letzten Wunsche ihres geliebten Hirten und Seelsorgers durften sie nicht widersprechen.

Über die feierliche Beisetzung des verstorbenen Prälaten berichtet die Osnabrücker Volkszeitung: „Das Dorf Bevern hatte ein Trauerkleid angelegt. Mit Tränen in den Augen standen wir an der Bahre des hw. Herrn Prälaten. Unter allseitiger Beteiligung der Gläubigen, in Anwesenheit zahlreicher Priester Oldenburgs und Hamburgs, an der Spitze der hw. Herr Official Lambert Meyer und der Vertreter des Bischofs von Osnabrück, wurde die sterbliche Hülle des um die Diaspora so hochverdienten Prälaten Dinkgrefe zu Grabe getragen.“

Dem von Herrn Dechanten Hackmann-Cloppenburg zelebrierten Seelenamt folgte die Gedächtnispredigt. So aus dem Herzen und so eindringlich konnte nur einer sprechen, der aus nächster Nähe jahrelang dem unermüdlichen Wirken des Verstorbenen folgen konnte: „Prälat Dinkgrefe war mehr als ein gewöhnlicher Priester, einer, der ausgestattet mit glänzenden Geistesgaben und ausgesprochenem Organisationstalent bahnbrechend in der Weltstadt Hamburg wirkte, verehrt und geliebt von all seinen Pfarrkindern, hochgeachtet und geschätzt von allen Kreisen der Bürgerschaft. Und was war das Geheimnis seines Erfolges? Sein felsenfestes Vertrauen auf dem Boden einer tief kindlichen Frömmigkeit! Wir geben ihm heute das letzte Geleite, ihm, der sein ganzes Leben keine Ruhe kannte, sondern sich verzehrte im Weinberge des Herrn, der in den Gassen und Gäßchen des Weltstadttubels 40 Jahre treppauf treppab den heilsbedürftigen Seelen Licht und Trost brachte.“

Fügen wir noch hinzu, was die „Oldenburgische Volkszeitung“ über den letzten Gang zum Friedhof berichtet: „Ein Leichenzug setzte sich in Bewegung, so lang, wie

ihn das Dörflein Bevern selten gesehen hat. Von den Chor- und Seitenwänden der Kirche schauten fürbittweise die Apostel Indiens, Afrikas und Chinas hinunter zu dem Apostel der Großstadt. Mögen sie ihn in ihren Kreis aufnehmen.“

Am offenen Grabe sprach der Official, auch ein Sohn der Gemeinde Essen, die letzten Worte und Gebete. Die Chargierten der Studentenverbände „Saxonia“ und „Wiking“ sagten Worte des Dankes und des Abschieds, und eine ansehnliche Zahl von Vertretern in Band und Mütze gelobten ihrem Alten Herrn Treue übers Grab...

Nun ruht der unermüdliche Arbeiter, der sich in seinem ganzen Leben nur von dem Gedanken leiten ließ, Gottes Ehre zu fördern und dem Heil unsterblicher Seelen zu dienen, in trauter Heimat Erde. Kennzeichnend für die ideale Einstellung war das Lieblingsgebet des verstorbenen Dieners Gottes: **„Herr, wenn Du mich noch für Dein Volk zur Arbeit brauchst, ich bin bereit! Doch Dein Wille geschehe!“**

Heinrich Bockhorst

Mien Süster

Mien lütke, krecke Süster,
du bist di een Rapüster,
un kummt een Frejersmann,
kickst du'n för'n Döskopp an.
Potz Dunnerkiel un Quitten,
se laotet di noch besitten!

Mien grote, fixe Brauer,
son'n driesten Hartensklauer
is nich nao mien Gesmack,
mien Hart, dat sitt nich lack.
Potz Dunnerkiel un Quaolen
de Keerls könnt mi wat maolen!

Man eenmaol, rutz, do köm he,
ehr junge Hart, dat nöhm he,
wör dat een groten Sleaf!
Se wörd heel still vör Leev.
Potz Dunner, Slickerstangen,
wör dat een Freen un Frangen!

Hans Varnhorst



Den gefallenen katholischen Lehrern des Oldenburger Münsterlandes zum Gedenken

(Fortsetzung)

Aloys Behnke wurde am 9. August 1919 als Sohn des Hauptlehrers Anton Behnke in Bösel geboren. Von Ostern 1926 bis Ostern 1928 besuchte er die katholische Volksschule in Bösel. Nach dem Tode des Vaters zog die Mutter mit ihren neun Kindern nach Cloppenburg. Aloys Behnke, der seinen restlichen Grundschulbesuch an der kath. Schule Eschstraße in Cloppenburg fortsetzte, kam 1930 zum Cloppenburg Realgymnasium und erlangte 1938 das Abitur.

Er erwählte den Lehrerberuf und studierte zusammen mit seinem Bruder Hermann an der Pädagogischen Hochschule in Oldenburg, später in Dortmund. 1940 legte Aloys Behnke seine erste Lehrerprüfung erfolgreich ab und mußte sich für eine Lehrerstelle in Marienwerder (Westpreußen) verpflichten. Es war ihm aber nicht vergönnt, diese Stelle anzutreten, denn am 27. April wurde er zum Wehrdienst einberufen, und zwar zur 2. Panzerjäger-Ersatz-Abteilung 20 in Bremen. Im Infanterie-Regiment 505 erfolgte 1941 sein Einsatz an der Ost-

front. Bereits am 12. September 1941 wurde Aloys Behnke am rechten Arm verwundet. Eine gut gelungene Operation im Lazarett in Soest gab ihm, dem hervorragenden Klavier- und Orgelspieler, die Bewegungsfähigkeit seiner Finger zurück. Bei der 5. Kompanie, Inf.-Rgt. 505, nahm Aloys Behnke erneut an den Kämpfen der Ostfront teil. Im Einsatz um Welikie-Luki fiel er als Spähtruppführer am 29. April 1943.

Aloys Behnke, eine Frohnatur mit offenem Wesen und feinem Gemüt, fühlte sich seiner Heimat zutiefst verbunden. Es war ihm stets eine besondere Freude, zu Gottes Ehre die Orgel spielen zu dürfen. Der Tod der beiden Gebrüder Behnke, die als Lehrer zu den besten Hoffnungen berechtigten, traf die Mutter besonders hart, denn sie mußte vier Söhne dem Vaterlande opfern.

+

Hermann Behnke wurde am 10. August 1914 als Sohn des Hauptlehrers Anton Behnke und seiner Ehefrau Wilhelmine geb. Nilling in Bösel geboren. Nach dem Grundschulbesuch der Volksschule in Bösel bezog er das Realgymnasium in Cloppenburg und bestand im Frühjahr 1935 seine Reifeprüfung. Anschließend wurde er sofort zur Ableistung seiner Arbeitsdienstpflicht vom 1. April bis zum 30. September 1935 nach Rodenkirchen einberufen. Im gleichen Jahre noch wurde Hermann Behnke aktiver Soldat bei der Nachrichtenabteilung 22 in Bremen. Erst im Jahre 1938 konnte er sich seiner Ausbildung für den Lehrerberuf widmen. Er besuchte die Hochschule für Lehrerbildung in Oldenburg.

Bei Ausbruch des Krieges 1939 wurde er zu seinem Truppenteil nach Bremen einberufen und nahm am Polenfeldzug teil. Im Westfeldzug 1940, in dem er einer Luftlandetruppe angehörte, wurde er mit dem EK II ausgezeichnet. Darauf wurde Hermann Behnke als Ausbilder in der Heimat verwendet. Nach Teilnahme an einem Offizierslehrgang wurde er zum Leutnant befördert. Als Nachrichtenoffizier erfolgte sein Einsatz an der Ostfront. Dort wurde er Anfang April 1944 durch Kopfschuß schwer verwundet. Trotz gelungener Operation in einem Kriegslazarett starb Hermann Behnke, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, am



Aloys Behnke



Hermann Behnke



Heinrich Lüers

9. April 1944. Am 11. April 1944 wurde er auf dem Soldatenfriedhof in Reichshof-Pobitno (Polen) beigesetzt.

Hermann Behnke war ein zielstrebig, fleißiger und idealgesinnter Mann. Sein besonderes Interesse galt der Musik. In der musikalisch sehr begabten Familie bildete er mit seinen vier Brüdern eine eigene Hauskapelle, in der er als geübter Geigenspieler mitwirkte. Leider war es ihm nicht vergönnt, eine ihm in Danzig zugeteilte Lehrerstelle zu übernehmen.

+

Heinrich Lüers wurde am 19. April 1911 in Lutten geboren. Nach achtjährigem Besuch der Volksschule seiner Heimat ging er 1925 zur Deutschen Oberschule in Vechta. 1931 bestand er sein Abitur. Der vorzüglich begabte Abiturient entschloß sich, Lehrer zu werden und besuchte von 1931 bis 1933 die Pädagogische Akademie in Vechta.

Als Lehrer wirkte Heinrich Lüers an der Volksschule in Garrel. Seine Tüchtigkeit und seine ideale Berufsauffassung erwarben ihm die Liebe der Kinder, die Hochachtung der Eltern und die Wertschätzung seiner Kollegen. Von Garrel aus wurde er an die landwirtschaftliche Berufsschule in Vechta berufen.

Zu Beginn des Krieges 1939 wurde Heinrich Lüers zum Wehrdienst einberufen. Während des Krieges wurde er viermal verwundet. Als einfacher Soldat sowohl als auch als Leutnant und Kompanieführer galt er bei seinen militärischen Vorgesetzten als umsichtiger und unerschrockener Mann. Als Auszeichnungen trug er das EK II, den rumänischen Tapferkeitsorden und das Infanterie-Sturmabzeichen. Auf dem Balkan fand er gegen Ende des Krieges den Soldatentod. Unweit Serajewo befindet sich seine letzte Ruhestätte. Sein Tod traf seine junge Ehefrau besonders schmerzlich, da das einzige Kind acht Monate vor dem Tode des Vaters verstorben war.

+

Franz Meyer, geboren am 29. November 1914 zu Borringhausen bei Damme als einziger Sohn des Bauern Josef Meyer und dessen Ehefrau Agnes, geb. Himmelreich, besuchte von 1921 bis 1928 die Volksschule in Borringhausen. Ostern 1928 wurde er Schüler der Deutschen Oberschule in Vechta, wo er am 16. Februar 1934 das Abitur erlangte. Er studierte in Bonn auf der Hochschule für Lehrerbildung und bestand dort im Frühjahr 1936 die erste Lehrprüfung.



Franz Meyer

Zwischenzeitlich legte er 1934 eine kurzfristige Arbeitsdienstausbildung ab.

Mit Wirkung vom 15. April 1936 wurde Franz Meyer Lehrer in Fladderlohausen. Am 4. November 1937 wurde er zum aktiven Wehrdienst bei der Infanterie nach Hamburg-Wandsbek einberufen. Von dort machte er den Einmarsch ins Sudetenland und im September 1939 den Krieg gegen Polen mit. 1940 erfolgte seine Teilnahme am Feldzug gegen Frankreich und von 1941 an sein Einsatz an der Ostfront, u. a. am Wolchow Abschnitt. Im Dezember 1941 wurde Franz Meyer verwundet. Im Winter 1942 und 1943 erhielt er Studienurlaub, um sich an der Universität Münster dem Philologiestudium zu widmen. Da sein Studium wegen mangelnder Zeit nicht zu Ende geführt werden konnte, legte er in Münster sein Mittelschulexamen erfolgreich ab.

Im Winter 1944 nahm Franz Meyer an einem Lehrgang auf der Fahnenjunker-Schule in Königsbrück teil, weilte anschließend kurzfristig in Döberitz und wurde am 11. Februar 1945 zum Leutnant befördert. Am 15. März 1945 wurde Franz Meyer, ausgezeichnet mit dem EK II und dem Infanterie-Sturmabzeichen, als Leutnant der Panzertruppe „Schlesien“ auf einem Panzer-

spähwagen an der Oder bei Stettin verwundet. Von diesem Zeitpunkt an fehlt von ihm jede Nachricht.

Franz Meyer, der nur kurze Zeit im Schuldienst seiner Heimat stehen konnte, war ein außerordentlich begabter und strebsamer Lehrer, die Freude und der Stolz seiner Eltern, die lange Jahre vergeblich auf die Heimkehr des Vermißten warteten.

+

Johannes Meyer wurde am 13. Mai 1914 als Sohn des Schuhmachermeisters Bernhard Meyer in Cloppenburg geboren. Von Ostern 1920 bis Ostern 1928 besuchte er die katholische Volksschule in Cloppenburg und kam darauf in die Anschlußklasse des Realgymnasiums Cloppenburg. Im Februar 1934 bestand er die Reifeprüfung. Vom April 1934 bis Oktober 1935 war Johannes Meyer aktiver Soldat im Pionierbataillon Nr. 6, und zwar zuerst in Minden, dann in Holzminden.

Vom April 1936 an besuchte er die Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen (Oberschlesien) und bestand dort am 11. März 1938 die erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen. Er wurde sofort im oldenburgischen Volksschuldienst verwendet. Bis Ende 1938 war er nacheinander vertretungs-



Johannes Meyer

weise an folgenden Schulen tätig: In Endel bei Visbek, in Glaßdorf bei Bösel, in Liener bei Lindern, in Kleinenkneten bei Wildeshausen und in Höltinghausen. Am 9. Januar 1939 wurde Johannes Meyer zweiter Lehrer an der kath. Volksschule in Lohe bei Barßel. Von dort wurde er am 27. August 1939 zum Wehrdienst einberufen.

Er nahm am Westfeldzug 1940 teil. Im Kriegseinsatz zog er sich eine schwere Lungenerkrankung zu, die einen längeren Lazarettaufenthalt erforderlich machte. Am 10. Dezember 1941 wurde Johannes Meyer aus dem Wehrdienst entlassen.

Am 1. Februar 1942 nahm er seinen Schuldienst wieder auf und erhielt eine Lehrerstelle in Schwichteler. Dort konnte er eine erfolgreiche Erzieherstätigkeit entfalten, bis er im Dezember 1944 erneut zum Wehrdienst einberufen wurde.

Er wurde einer Infanterieeinheit im Fronteinsatz der Ostfront zugeteilt. Vom 15. Februar 1945 datiert seine letzte Nachricht an die Angehörigen aus dem Kampfgebiet südöstlich von Berlin. Seither ist er vermißt. Jegliche Nachforschung über sein Schicksal blieb erfolglos.

Johannes Meyer war verheiratet mit Hedwig Fangmann, Tochter des Hauptlehrers August Fangmann aus Hagstedt, der nach dem Kriege im Ruhestand in Cloppenburg lebte. Der glücklichen Ehe ist eine Tochter entsprossen.

Mit vorzüglichen Geistesgaben ausgestattet, war Johannes Meyer ein berufener, strebsamer Lehrer, der in den wenigen Jahren seiner schulischen Tätigkeit beste Erfolge aufzuweisen hatte.

+

Julius Meyer wurde am 20. August 1903 in Lutten geboren. Er besuchte acht Jahre die Volksschule in Lutten-Osterende und bezog darauf das Kath. Lehrerseminar in Vechta. Ostern 1925 legte er seine erste Lehrerprüfung erfolgreich ab. Als Lehrer war er darauf an folgenden Orten des Oldenburger Münsterlandes nacheinander tätig: Hausstette, Damme, Osterfeine, Einen und Scharrel. Er heiratete Hedwig Broermann, Tochter des verstorbenen Hauptlehrers August Broermann.

Im August 1939 wurde Julius Meyer zur Wehrmacht einberufen. Zu Beginn des Westfeldzuges im Mai 1940 machte er den Einmarsch in Holland bei einer Luftlandetruppe mit. In den beiden letzten Kriegsjahren tat er Dienst als Hauptgefreiter bei einer Marine-Flak-Abteilung. Trotz einer schweren



Julius Meyer

Verwundung überstand Julius Meyer die Kriegsjahre glücklich. Zehn Tage nach Kriegsende, nämlich am 18. Mai 1945 erteilte ihn auf der Insel Fehmarn der Tod. Auf dem Friedhof der Stadt Burg wurde er zur letzten Ruhe gebettet.

Julius Meyer war ein erfolgreicher Lehrer und Erzieher. Seiner Familie war er ein liebevoller Gatte und treusorgender Vater. Pflichttreue und tiefreligiöse Gesinnung waren der Inhalt seines Erdenlebens.

+

August Niehaus wurde am 21. November 1912 in Bethen bei Cloppenburg als viertes von neun Kindern des Bauern Franz Niehaus und dessen Ehefrau Johanna, geb. Rhode, geboren. Nach seinem Volksschulbesuch an der Bether Schule wurde er Schüler des Realgymnasiums in Cloppenburg. Im Frühjahr 1933 bestand er sein Abitur. In Ocholt genügte er seiner Arbeitsdienstpflicht. Am 1. November 1935 wurde August Niehaus aktiver Soldat bei der 1. Kompanie des Inf.-Rgt. 16 Oldenburg. Nach seiner Entlassung am 30. September 1936 bereitete er sich an der Hochschule für Lehrerbildung in Oldenburg auf den Lehrerberuf vor und legte am 15. Juli 1938 seine





August Niehaus

erste Lehrerprüfung mit Erfolg ab. Nach kurzer Vertretungszeit in Endel, Gemeinde Visbek, erhielt er seine erste Lehrerstelle in Märschendorf.

Bei Ausbruch des Krieges wurde August Niehaus sofort als Reservist zum Wehrdienst beim Inf.-Rgt. 65 nach Delmenhorst einberufen. Sein erster Kriegseinsatz erfolgte an der Westfront. Nach dem Waffenstillstand im Westen wurde er vorübergehend Ausbilder bei der Ersatzeinheit in Delmenhorst. Im Sommer 1941 begann sein Kriegseinsatz mit der 22. Inf.-Division an der Ostfront, und zwar im Südabschnitt. Bei den Kämpfen um die Bildung eines Brückenkopfes bei Berislaw-Kachowka wurde August Niehaus am 6. September 1941 durch einen Lungenschuß schwer verletzt. Am folgenden Tage starb er auf dem Hauptverbandsplatz der Sanitäts-Kompanie 22. An der Hauptstraße Kachowka fand er seine letzte Ruhestätte.

August Niehaus, seit dem 3. Juni 1940 verheiratet mit Josefa Lübke aus Bethen, war ein gewissenhafter, strebsamer Lehrer. Sein besonderes Interesse galt der heimatischen Natur, durch die er mit Vorliebe streifte, um dadurch seine Kenntnisse um das Leben in der Natur zu vertiefen.

+

Theodor Anton Nienaber wurde am 25. März 1915 in Garrel als Sohn des Stellmachers Tobias Nienaber geboren. Er besuchte von 1921 bis 1929 die Volksschule Garrel und darauf das Realgymnasium in Cloppenburg. Am 13. März 1936 bestand er am Cloppenburger Gymnasium die Reifeprüfung. Vom 20. Oktober 1936 bis zum 15. Juli 1938 war er Student der Hochschule für Lehrerbildung in Oldenburg. Er legte seine erste Lehrerprüfung erfolgreich ab und erhielt eine Anstellung in Wilhelmshaven.

Noch im Jahre 1938 wurde Theodor Nienaber zum Arbeitsdienst einberufen und kam darauf zum Wehrdienst bei der Flak. Bei Beginn des Krieges wurde er der Flak-Abteilung 260 zugeteilt. Er kämpfte auf verschiedenen Kriegsschauplätzen, zuletzt an der Ostfront. Am 3. März 1945 fiel er als Feldwebel im Infanterieeinsatz in der Gegend von Ronschen in Ostpreußen.

Verheiratet war Theodor Nienaber seit 1943 mit Lieselotte Michalek aus Dürrenberg bei Leipzig.

+

Bernhard Schulze wurde am 18. August 1910 in Essen-Rüttenscheid als Sohn der Eheleute Wilhelm Schulze und dessen Ehefrau Helene, geb. Roevenstrunk, geboren. Der Vater kaufte 1920 das Anwesen des Land- und Gastwirts Böckmann in Bokern-West und verzog nach Lohne.

Bernhard Schulze bezog die Deutsche Oberschule in Vechta, nachdem er die kath. Volksschule in Bokern vorher besucht hatte, und bestand 1930 das Abitur. Er entschied sich für den Lehrerberuf und ging zur Ausbildung ans Pädagogium in Vechta. 1932 legte er seine Lehrerprüfung mit Erfolg ab. Als Lehrer wirkte er u. a. in Sedelsberg und zuletzt in Essen i. O.

Von 1933 bis 1935 stand Bernhard Schulze im Freiwilligen Arbeitsdienst und diente anschließend ein Jahr bei der 14. Kompanie, Inf.-Regt. 16 Oldenburg. Am 20. August 1939 wurde er zur Infanterie nach Delmenhorst einberufen und nahm bei Ausbruch des Krieges an der Besetzung des Westwalls teil. Dann folgte 1940 seine Teilnahme am Frankreichfeldzug. Nach dem Waffenstillstand weilte er in Munsterlager zur Neuaufrüstung. Bei Beginn des Krieges im Osten wurde Leutnant Bernhard Schulze mit seiner Truppe an der Front eingesetzt. Auf Grund seiner Verwundungen am 25. August 1942, am 6. Juli und 16. Dezember 1943 wurde ihm das silberne Verwundetenabzeichen



Bernhard Schulze

chen verliehen. Nach einem Lehrgang in Döberitz im August 1943 wurde Bernhard Schulze als Oberleutnant und Kompanieführer wieder im Einsatz an der Ostfront verwendet. Für seinen tapferen Einsatz mit seiner 14. Kompanie, Grenadier-Rgt. 503, wurde Bernhard Schulze besonders ausgezeichnet. Er trug das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse, das Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse mit Schwertern, die Nahkampfspange, das Infanterie-Sturmabzeichen und die Ehrenblattspange des deutschen Heeres. Am 23. Februar 1945 wurde Oberleutnant Schulze, der inzwischen zum Regiments-Adjutanten ernannt war, in der Kurlandschlacht bei Keiri bei einem feindlichen Feuerüberfall so schwer verwundet, daß er auf dem Gefechtsfelde sofort verstarb. Auf dem Soldatenfriedhof seiner Division bei Irbites wurde er zur letzten Ruhe gebettet.

Aus den zahlreichen Briefen Bernhard Schulzes an seine Frau Maria, geb. Vahling, leuchtet immer wieder sein unverbrüchlicher Familiensinn, die väterliche Liebe zu seinem Kinde und die Sehnsucht zu seiner Heimat hervor. Selbstlos und treu sorgte er für die Soldaten seiner Kompanie. Pflichttreue und Tapferkeit erwarben ihm die Achtung seiner Vorgesetzten und Untergebenen.

+

Josef Sieverding wurde am 1. März 1905 in Lohne geboren. Nach Entlassung aus der Volksschule besuchte er das Katholische Lehrerseminar in Vechta und legte dort im Jahre 1925 seine erste Lehrprüfung ab. Seine erste Lehrerstelle erhielt er in Langförden. 1927 wurde Josef Sieverding an die Schule in Barßelermoor versetzt. Im Jahre 1929 bestand er seine zweite Lehrprüfung. Ab Ostern 1934 wirkte er an der einklassigen Schule in Wenstrup, Gemeinde Neuenkirchen. Am 1. April 1935 erfolgte seine Ernennung zum Hauptlehrer, und am 23. April 1935 heiratete er. Nachdem er 1938 und 1939 bereits an zwei militärischen Ausbildungslehrgängen teilgenommen hatte, wurde er bei Anfang des Krieges erneut zum Wehrdienst einberufen.

Josef Sieverding nahm am Westfeldzug teil, kam 1943 mit seiner Einheit zum Osten und wurde am Ilmensee eingesetzt. Infolge einer Verwundung und Erfrierung kam er in das Heimatlazarett Vechta. Nach seiner Rückkehr zum Pionier-Ersatz-Bataillon Lübeck wurde er zum Leutnant befördert und nach Griechenland verlegt. Auf dem Rückzug vom Balkan wurde er bei Belgrad wieder verwundet und ins Lazarett Graz gebracht. Nach Genesung und kurzem Heimat-



Josef Sieverding

urlaub kam er zu einem Gebirgs-Pionierbataillon in Italien. Die letzte Nachricht von ihm erhielt seine Familie Anfang April 1945. Nach dem Bericht eines Heimkehrers geriet Josef Sieverding Anfang Mai in Istrien in jugoslawische Kriegsgefangenschaft. Dort wurde er von seiner Kompanie getrennt. Seitdem fehlt jede Spur von ihm. Der Vermißte war ausgezeichnet mit dem EK II, dem silbernen Verwundetenabzeichen und der Ostmedaille.

Josef Sieverding war ein fröhlicher, ge-

selliger Mensch. Das wissen alle, die mit ihm zusammen gewesen sind. Er war Lehrer und Erzieher aus Berufung. Deshalb hingen seine Schulkinder in Liebe an ihm. In Barßelermoor und Barßel opferte er viele Stunden seiner Freizeit der körperlichen Ertüchtigung der Jugend in der „Deutschen Jugendkraft“. Die Jungen der Turn- und Sportabteilung haben ihn auch heute noch nicht vergessen.

Um Josef Sieverding trauern seine Frau und vier Kinder.

Abend im Moordorfe

Wind tastet am Kanal entlang,
steigt klappernd in die dunklen Segel und schläft . . .
indessen Torfrauchschatten
aufplattern rings wie graue Vögel.
Die Stille atmet seltsam schwer . . .
Ein Eulenzug vom Moore her
irrt weh durch menschenleere Gassen,
und irgendwo weint zag ein Kind,
als fühlt es sich vom Traum verlassen.

Heinz Buerschaper



INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Zum Geleit	Kurt Schmücker, MdB, Löningen i. O., Allee 3
	Dr. Hermann Siemer, MdB, Strohe bei Langförden i. O. 3
	Franz Varelmann, MdB, Lohne i. O. 4
Vorwort des Bearbeiters	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Damme-Langenteilen i. O. 5
Kalendarium mit Monatsbildern	 6
Zu unseren Monatsbildern	Alwin Schomaker, Schriftsteller Damme-Langenteilen i. O. 30
Ohne Vergangenheit keine Zukunft	Alwin Schomaker, Schriftsteller Damme-Langenteilen i. O. 35
De ole Mann un de Straoten	Hans Varnhorst, Lehrer Lindern i. O. 47
Heimat auf der weiten Erde	Hermann H. Siemer, Student, Bad Godesberg a. Rh., Germanenstr. 68 49
Oma is de Beste	Erika Täuber, Vechta i. O. 51
Heimatgeschichtliche Dokumente der Erdneuzeit	P. Dr. Oswald Rohling O.P., Vechta i. O. 52
Bernd un Harm, twei Eyther Originaole	Fritz Bitter, Oberpostmeister a. D., Friesoythe i. O., Hansaplatz 67
Herr ohne Frack	P. Dr. Callistus H. Siemer O.P., Walberberg bei Köln, Dominikanerkloster St. Albert 69
Holunder, alter Freund der Bauernhöfe	Gregor Mohr, Lehrer, Damme i. O., Bahnhofstraße 76
Ein Star ging zu Fuß	Bernhard Varnhorn, Bauer, Rechterfeld i. O. 78
Familie Zaunkönig	Oskar Ehrlich, Edelfeld bei Fulda 81
Schofför Jan	Franz Morthorst, Prälat, Cloppenburg i. O. 82
Zur Ausbreitung des Moorkreuzkrautes in unserer Heimat im Jahre 1960	Josef Hürkamp, Studienassessor, Dinklage i. O. 84
Als Warnstedt noch zu Essen gehörte	Heinrich Bockhorst, Konrektor i. R. Oldenburg i. O., Adlerstraße 1 87
Über die Neuordnung des Grund und Bodens durch Verkoppelung und Flurbereinigung in der Gemeinde Löningen	Fritz Diekmann, Oberreg.- und Ver- messungsrat, Oldenburg i. O., Regierungsgebäude 90
Wirbelwind in der Ebene	Elisabeth Reinke, Heimatschrift- stellerin, Vechta. i. O. 94

	Seite
Holländische Ansichten über den Namen Friesoythe (1836)	August W ö h r m a n n, Mittelschullehrer Lohne i. O., Lindenstraße 52 104
Nett	Clemens T o m b r ä g e l, Bauer, Brägel über Lohne 106
Bitte des Marketenders Jürgen Schülter	Dr. V o r m o o r, Osnabrück, Schnatgang 2 107
Vom Oldenburgischen Militär	Dr. Kurt H a r t o n g, Oberkreisdirektor a. D., Cloppenburg i. O. 108
Das Oldenburger Ehrenmal in Hochhausen	Dr. Otto H a r m s, Oberreg.- und Ver- messungsrat, Oldenburg i. O., Kastanienallee 108
Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers (Fortsetzung)	Hermann B i t t e r, Oberstudiendirektor a. D., Cloppenburg i. O. 111
Olympische Goldmedaille für Alwin Schockemöhle	Aloys M e y e r, Gemeindedirektor, Dinklage i. O. 116
De Mantel	Heinz v o n d e r W a l l, Hemmelte i. O. 122
Verbaut in alle Ewigkeit	Alwin S c h o m a k e r, Schriftsteller, Damme-Langenteilen i. O. 131
Prälat Bernard Dinkgrefe	Heinrich B o c k h o r s t, Konrektor i. R., Oldenburg i. O., Adlerstraße 1 139
Den gefallenen katholischen Lehrern des Oldenburger Münsterlandes zum Gedenken	Hermann B r ü g g e m a n n, Konrektor Cloppenburg i. O. 142
 G e d i c h t e :	
Das alte Haus	Hans V a r n h o r s t, Lehrer, Lindern i. O. 33
Maienkonzert der Vögel auf dem Dorfe	 80
Miene Heimaot	Hans V a r n h o r s t, Lehrer, Lindern i. O. 83
Speukerei in'n Swienstall	Josef A l f e r s, Westeremstek i. O. 93
Schouster Jan backt Pannkauken	Dr. Hubert B u r w i n k e l, Oberstudien- rat i. R., Cloppenburg i. O. 110
Mien Süster	Hans V a r n h o r s t, Lehrer, Lindern i. O. 141
Abend im Moordorf	Heinz B u e r s e h a p e r 148
 A n e k d o t e n :	
Dinklager Originale	Heinrich B o c k h o r s t, Konrektor a. D. 48 Franz M o r t h o r s t, Prälat 106



Das Bewährte
erhöht den Wert-



Isabella 1961

ein temperamentvoller Reisewagen
von gediegener Eleganz,
den zu fahren Freude macht.

Wer sie einmal fuhr, ist überzeugt.

Isabella **ab DM 6980,— ab Werk**

Isabella TS **ab DM 8430,— ab Werk**

Franz Debring

BORGWARD - AUTOMOBILE

Vechta (Oldb)

Telefon 265



Badde & Sudendorf

Seit 1884

Düngemittel- und Baustoff - Großhandlung



CLOPPENBURG (OLDB)

Telefon 2841, 2842 und 2843

* 152 *





Eine Kraftquelle der Wirtschaft sind die Kreditgenossenschaften der Raiffeisen-Organisation, die seit Jahrzehnten der Heimat dienen. Wenden sie sich deshalb in allen Geld- und Kreditangelegenheiten stets vertrauensvoll an Ihre

Spar- und Darlehnskasse

Bakum

Dinklage

Hausstette

Langförden

Lutten

Neuenkirchen

Steinfeld

Damme

Goldenstedt

Holdorf

Lohner Bank, Lohne

Mühlen

Osterfeine

Visbek

Spar- und Darlehnskasse Vechta

Vitamehl

das bewährte

Markenfütter!

Nehmelmann & Co. KG

Cloppenburg (Oldb) • Fernruf 2368

FUTTERMITTEL-GROSSHANDLUNG
Geflügelzucht-Bedarfsartikel



**General-Vertretung Weser-Ems
der Kraftfutterfabrik August Jülicher, Kleve (Ndrh)**

Sparen schafft Eigentum

Das Heute bringt nicht alles! Auch morgen sollen sich neue
Wünsche erfüllen. Wer ein Ziel anstrebt, spart.

Wer Eigentum anstrebt, spart erst recht, denn Sparen
schafft Eigentum!

20 % Sparprämie können Ihnen dabei helfen.

Schließen Sie bei uns einen prämienbegünstigten Sparvertrag ab.

Sparprämie und Zinsen vermehren Ihr Sparkapital um rund 50 %.

Landessparkasse zu Oldenburg

Mündelsicheres Geldinstitut der oldenburgischen Stadt- und Land-
kreise mit 118 Außenstellen im Verwaltungsbezirk



Für Basteln und Werken in Schule und Haus

Flug- und Schiffsmodelle - Klein-Diesel- und Elektromotore - Kupfer- und Messingplatten
Bast und Peddigrohr - Laubsäge-Arbeiten

Ludwig Rauber, Vechta (Oldb)

Buchbindermeister, **Füchteler Straße 2**

Die Steinfelder Pfanne

verbindet den Vorzug der Wirtschaftlichkeit mit gutem Aussehen und höchster Qualität. 30 Jahre Garantie bei einer Lebenserwartung von 150 bis 200 Jahren.

Absolut dicht, daher nicht frostgefährdet und in der Lebensdauer benachteiligt.

Bernhard Bergmann

B e t o n d a c h s t e i n w e r k

Steinfeld (Oldb)

Telefon 232 und 233

Zur Heimatlektüre

gehört die

Oldenburgische Volkszeitung



Ohne Geld in der Tasche ein gern gesehener Kunde?



Mit dem Scheck haben Sie Ihre Bank in der Westentasche. Der OLB-Scheck macht Sie zum angesehenen Barzahlungskunden, auch wenn Sie kein Bargeld bei sich haben.

Der Scheck ist das bequemste bargeldlose Zahlungsmittel. Er ist wirtschaftlicher und sicherer als Bargeld. Deswegen sollten auch Sie ein OLB-Scheckkonto unterhalten. Fachkenntnisse oder ein großes Einkommen brauchen Sie dafür nicht. Scheck und Bankkonto sind kein Vorrecht reicher Leute, sie gehören zu den selbstverständlichen Annehmlichkeiten des täglichen Lebens für jedermann.



Zahlen Sie zeitgemäß, wirtschaftlich und bequem
mit OLB-Schecks!

Ihre Bank für Sparbuch und Bankkonto

OLDENBURGISCHE LANDESBANK ^A_G

mit 140 Niederlassungen und Geschäftsstellen
zwischen Weser und Ems



Fleisch - Wurstwaren

in reicher Auswahl und bester Qualität
erhalten Sie in unseren modern eingerichteten

FILIALEN

**CLOPPENBURG, OLDENBURG,
FRIESOYTHE, VECHTA, LOHNE,
DIEPHOLZ**

Friedrich Pieper, Cloppenburg (Oldb)

Oldenburgische Fleischwarenfabrik und Schmalzsiederei

Ruf 3233 und 3234

Fernschreiber 02 5894

Vechta Ruf 997 — Lohne Ruf 842 — Friesoythe Ruf 467

A

FUSSBODEN-SPEZIALGESCHÄFT

Dunloplan-, Mipolam-Parkett

M

August Morthorst

CLOPPENBURG

Ecke Mühlenstraße — Antoniusstraße, Fernruf 2625

C

Holz · Baustoffe · Fußbodenbeläge · Kunststoffe



BRINGEN *höchsten* GEWINN

KA-Line-Hennen gehören nachweislich zu den besten der Welt. Es ist daher kein Wunder, daß das KA-Line-Küken heute das meistgekaufteste deutsche Markenküken ist und sich schneller als erwartet durchsetzte. Mit seinen 62000 Zuchthennen zählt der KA-Line-Zuchtbetrieb heute zu den größten der Welt. Die ständig steigenden Umsatzzahlen sagen mehr als große Schlagworte und sind ein unbestechliches Zeugnis für Leistung und Qualität.

KA-Line sind nicht nur robust und legefrohdig, sondern sie sind auch preisgünstig. Bei einer Mengenabgabe von über 250 Stück kosten KA-Line-Küken nur 2,75 DM. Nutzen auch Sie diesen Vorteil und halten Sie, wie viele andere wirtschaftlich denkende Hühnerhalter, nur noch KA-Line-Hennen!

Fordern Sie bitte illustrierten Buntprospekt an.

KA-Line-Küken liefert Ihnen:



Mustergeflügelhof
L. KATHMANN
Calveslage über Vechta (Oldb)
Telefon Vechta 882



Anerkannte Lehrwirtschaft

„Das Huhn legt bekanntlich durch den Schnabel!“

Deshalb füttern auch Sie

L.K.-Kükenmehl mit Anticoccidiose-
mittel Nitrofurazon
L.K.-Kükenkörner, fein und grob
L.K.-Junghennenmehl
L.K.-Junghennenmehl „28“
L.K.-Junghennenkörner
L.K.-Legemehl

L.K.-Legemehl, gekörnt
L.K.-Legemehl „62“
L.K.-Legemehl „62“, gekörnt
L.K.-Zuchthennenmehl
L.K.-Hühnerkörner
L.K.-Geflügelgrit
KAFAC (Antibiotica-Vitamin-Konzentrat)

aus dem **Spezial-Geflügelkraftfutterwerk**

KATHMANN & SOHN

Calveslage über Vechta (Oldb)

Telefon : Vechta 881



Steht fest...

BERGMANN

Landmaschinen und Geräte

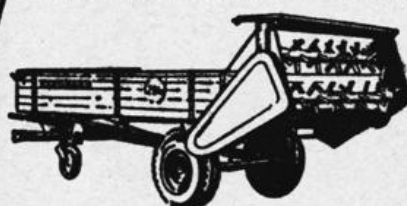
genießen grund ihrer bewährten u. besonders zweckmäßigen Konstruktionen seit jeher das Vertrauen der Landwirtschaft

Ausführliche Prospekte über unsere Geräte gratis



BERGMANN

KARTOFFEL-VOLLERNTMASCHINE



BERGMANN STALLDUNGSTREUER

VIELZWECKWAGEN



BERGMANN

ALLZWECK-GEBLÄSE

L. BERGMANN • Maschinenfabrik
GOLDENSTEDT/OLDB.



